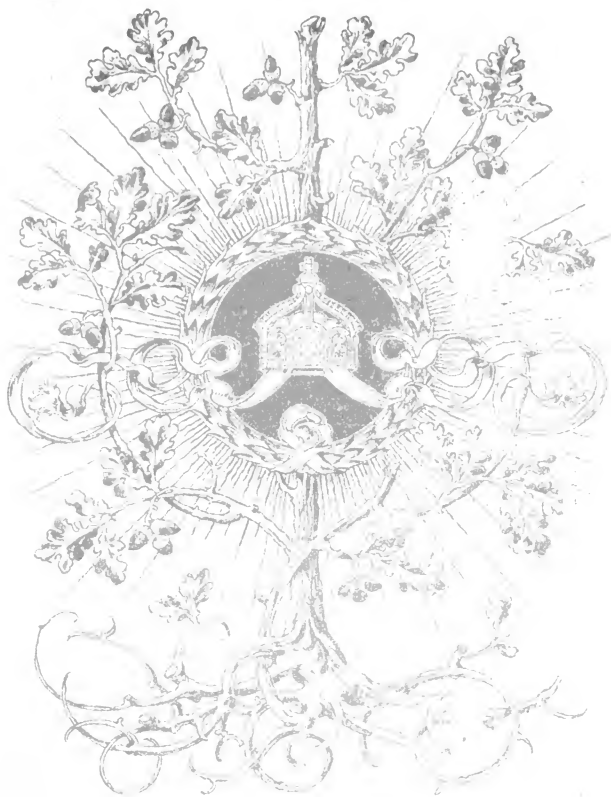




*Der krieg gegen Frankreich und  
die einigung Deutschlands*

Theodor Lindner, Th Lindner





Paris 1895

für die Zeit der großen Leiden.

Rechts Schell.

Wieder, Hoffmann.

Der dänische Hof.

Winter.





Black Photogr. v. Karlsruh u. Gerich in Berlin

Kaiser Wilhelm I.

# Kriegsreich

Zur Zeit



Portrait of General von Döberstein

General von Döberstein

Der  
**Krieg gegen Frankreich**  
und  
die Einigung Deutschlands.

---

Zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage von 1870/71.

Von

**Th. Lindner,**

ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

---

Mit zwanzig Vollbildern,  
zahlreichen Abbildungen im Text und fünf Karten-Tafeln.

---

Berlin  
Verlag von A. Asher & Co.  
1895.

## Vorwort.

Auf Anregung des Preussischen Unterrichts-Ministeriums fasste die Verlagshandlung den Plan, zur Erinnerung an die großen Ereignisse, welche vor fünfundsiebenzig Jahren zur Gründung des Deutschen Reiches führten, ein Prachtwerk herauszugeben. Der ehrenvolle Antrag, die Geschichte jener bedeutungsreichen Zeit zu schreiben, kam mir unerwartet, doch gern ergriff ich die Gelegenheit, die Vollendung des nationalen Baues, dessen lange Vorbereitung ich soeben in meiner „Geschichte des Deutschen Volkes“ dargestellt hatte, ausführlicher zu erzählen. Ich habe die Aufgabe erfüllt, wie es mir meine Überzeugung gebot, in freier Selbstverantwortung. Die Form, die ich zu wählen hatte, war gegeben durch den Zweck des Buches, das für alle Kreise des Deutschen Volkes bestimmt ist. Daher suchte ich neben dem Bericht über die kriegerischen und politischen Ereignisse ein Bild jener Zeit zu geben, ihre großen Männer zu schildern, die Thaten und Leistungen unserer Hiere in Kampf und Selbleben vor Augen zu führen. Das Buch soll nicht nur die Erinnerungen der Mitkämpfer und Zeitgenossen wachrufen. Viele der Leser, auf die ich hoffe, sind erst nach jenen gewaltigen Tagen geboren; möge die Schilderung der Vergangenheit sie ermahnen und anspornen, den Männern gleich zu werden und gleich zu thun, deren selbstlose Hingabe an das Vaterland jede Seite dieser Schrift bezeugt. Es ist natürlich, daß dem Deutschen das Herz höher schlägt, wenn er jener stolzen Jahre gedenkt; gleichwohl hoffe ich, auch dem Feinde, dessen Tapferkeit und Vaterlandsiebe überall gerecht geworden zu sein.

Alle, die an diesem Werke beteiligt sind, haben bei der Kürze der verstatteten Zeit ungewöhnliche Mühwaltung übernehmen müssen. Besonderer Dank gebührt den Herren C. Nöbling, E. Becker, J. Virkmeyer, R. Knödel und E. Zimmer, welche mit ihren Zeichnungen die Blätter schmückten, und Herrn Major a. D. von der Kochan, der die kartographischen Arbeiten leitete, ebenfalls allen denjenigen, welche die Erlaubnis zur Vervielfältigung von Bildern für dieses Werk erteilten. Persönlichen Dank schulde ich Herrn Dr. Helmsolt in Leipzig für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der er mich bei der Korrektur unterstützt hat.

Halle, am 6. Juli 1895.

Theodor Lindner.

## Inhaltsübersicht.

	Seite
<b><u>Erster Abschnitt: Die Vorgeschichte . . . . .</u></b>	<b><u>1— 6</u></b>
<u>Der Untergang des alten Deutschen Reiches. — Die Befreiungskriege. — Der Deutsche Bund. — Aufschwung der nationalen Hoffnungen. — Österreich und Preußen. — Der Norddeutsche Bund. — Napoleon III.</u>	
<b><u>Zweiter Abschnitt: Deutschland im Jahre 1870 . . . . .</u></b>	<b><u>7— 12</u></b>
<u>König Wilhelm von Preußen. — Kronprinz Friedrich Wilhelm. — Prinz Friedrich Karl. — Albrecht v. Roon. — Helmuth v. Moltke. — Otto v. Bismarck. — Sachsen. — Bayern. — Württemberg. — Baden.</u>	
<b><u>Dritter Abschnitt: Die Ursache des Krieges . . . . .</u></b>	<b><u>13— 16</u></b>
<b><u>Vierter Abschnitt: Rüstung und Vorspiele . . . . .</u></b>	<b><u>17— 25</u></b>
<u>Die Mobilmachung. — Die süddeutschen Staaten. — Die beiderseitigen Streitkräfte. — Die drei deutschen Armeen. — Saarbrücken.</u>	
<b><u>Fünfter Abschnitt: Weißenburg, Wörth, Spicheren . . . . .</u></b>	<b><u>24— 37</u></b>
<b><u>Sechster Abschnitt: Kriegesleben . . . . .</u></b>	<b><u>38— 43</u></b>
<u>Kampf und Schlacht. — Das Schlachtfeld. — Marsch und Bivak. — Einquartierung.</u>	
<b><u>Siebenter Abschnitt: Die Schlachten bei Metz . . . . .</u></b>	<b><u>44— 56</u></b>
<u>Colombey-Neuilly. — Dionville-Mars la Tour. — Gravelotte-St. Privat.</u>	
<b><u>Achter Abschnitt: Beaumont und Sedan . . . . .</u></b>	<b><u>57— 72</u></b>
<b><u>Neunter Abschnitt: Die Republik und Paris . . . . .</u></b>	<b><u>75— 79</u></b>
<u>Der 4. September. — Die neue Regierung. — Marsch der Deutschen nach Paris. — Verhandlungen Bismarcks mit Favre. — Die Vollendung der Einschließung.</u>	
<b><u>Zehnter Abschnitt: Straßburg und Metz . . . . .</u></b>	<b><u>80— 90</u></b>
<u>Belagerung von Straßburg. — Der Krieg zur See. — Befestigung des Elsaß. — Einschließung von Metz. — Bazaine. — Schlacht bei Noisseville. — Das Leben der Truppen vor Metz. — Die letzten Gefechte. — Die Kapitulation.</u>	
<b><u>Elfter Abschnitt: Die Einschließung von Paris . . . . .</u></b>	<b><u>91— 101</u></b>
<u>Die Befestigung von Paris. — Trochu. — Stimmung der Pariser. — Versailles. — Gefechte bei Chevilly, Vagnœur, Malmaison und Le Bourget. — Verhandlungen mit Thiers. — Schlacht bei Villiers. — Das Leben der Deutschen vor Paris.</u>	

<b>Zwölfter Abschnitt: Der Feldzug an der Loire . . . . .</b>	<b>Seite 102—115</b>
<u>Die franchireurs. — Der Feldzug Tann, Gefecht bei Artenay, Einnahme von Orléans. — Gambetta und Freycinet. — Châteaudun. — Treffen bei Consmiers. — Zug des Großherzogs von Mecklenburg. — Vormarsch der Loire-Armee, Ankunft der zweiten Armee. — Schlachten bei Beaune la Rolande, Coigny-Poupry, Orléans und Beaugency. — Die deutschen Truppen in dem Loirefeldzug.</u>	
<b>Dreizehnter Abschnitt: Der Krieg im Norden und Südosten . . .</b>	<b>116—128</b>
<u>General v. Manteuffel. — Schlacht bei Amiens. — Schlacht an der Hallue. — Schlacht bei Bapaume. — General v. Werder. — Gefechte am Ognon. — Garibalbi. — Gefecht bei Nuits. — Der Feldzug Bourbaki. — Die Schlacht an der Escaut.</u>	
<b>Vierzehnter Abschnitt: Die rückwärtigen Verbindungen. Die Kapitulation von Paris . . . . .</b>	<b>129—137</b>
<u>Die Eisenbahnen und ihre Wiederherstellung. — Die Verpflegung. — Der Festungskrieg. — Die Feldtelegraphie. — Die Feldpost. — Die Zivilverwaltung. — Die Truppen vor Paris. — Das Bombardement. — Die Schlacht am Mont Valérien. — Zustände in der Stadt Paris. — Kapitulation und Waffenstillstand.</u>	
<b>Fünfzehnter Abschnitt: Deutschland und die Kaiserproklamation . . .</b>	<b>138—145</b>
<u>Die Gefangenen in Deutschland und in Frankreich. — Die Kiebesthätigkeit. — Verhandlungen über die deutsche Einheit. — Das Kaisertum. — Proklamation in Versailles.</u>	
<b>Sechzehnter Abschnitt: Das Ende des Krieges in den Provinzen . .</b>	<b>144—155</b>
<u>Die Armee Chanzy. — Schlacht bei Le Mans. — General v. Goeben. — Schlacht bei St. Quentin. — Die Südarmerie Manteuffels. — Der Zug gegen Bourbaki. — Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz. — Die Belagerung Velforts.</u>	
<b>Siebzehnter Abschnitt: Der Einzug in Paris . . . . .</b>	<b>154—159</b>
<u>Gambettas Rücktritt. — Die französische Nationalversammlung in Bordeaux. — Der Friedensschluß. — Einzug in Paris.</u>	
<b>Achtzehnter Abschnitt: Der Friede . . . . .</b>	<b>160—165</b>
<u>Der Krieg, Erfolge und Verluste. — Die Kommune in Paris. — Der Frankfurter Friede. — Räumung Frankreichs. — Einzug in Berlin. — Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II.</u>	

## Verzeichnis der Vollbilder.

Kaiser Wilhelm I.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Kronprinz Albert von Sachsen.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Graf Bismarck.

Graf Moltke.

19. Juli 1870 (König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg), nach A. v. Werner.

In den Weinbergen von Wörth, nach Graf Harrach.

Erfürmung des roten Berges (Spicheren), von C. Köchling.

Das 1. Garde-Dräger-Regiment bei Mars la Tour, nach E. Häuten.

General Kelle überbringt an König Wilhelm Napoleons Brief, nach A. v. Werner.

Kapitulations-Verhandlungen von Sedan, nach A. v. Werner.

Graf Moltke vor Paris, nach A. v. Werner.

Kampf des Grenadier-Regiments „Königin Olga“ am Park von Cocuilly, nach W. v. Faber du Faur.

Die Bayern bei Orléans, 11. Oktober 1870, von C. Becker.

Feldzug an der Loire: das Eintreffen der ersten Mecklenburger, von C. Becker.

Die Bremer bei Soigny, nach E. Häuten.

Prinz Wilhelm von Baden bei Nuits, nach W. Emelé.

Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs am 18. Januar 1871, nach A. v. Werner.

Heil dir im Siegerkranz (Einzug in Berlin 1871), nach W. Camphausen.

## Verzeichnis der Karten = Tafeln.

Tafel I. Die Schlachten bei Colombey-Neuilly, Gravelotte-St. Privat, Dionville-Mars la Tour. Die Festung Metz.

„ II. Die Schlachten bei Coulmiers, Beaune la Rolande, Soigny-Poupry, Orléans, Beaugency-Crauant, Le Mans.

„ III. Die Schlachten an der Eifel und bei St. Quentin. Die Räumung Frankreichs.

„ IV. Straßburg während der Belagerung. Belfort während der Belagerung. Paris während der Einschließung und Belagerung.

„ V. Der Kriegsschauplatz von 1870/71 und die wesentlichsten kriegerischen Begebenheiten.







## Erster Abschnitt. Die Vorgeschichte.



eine schönere Tugend gibt es als die Dankbarkeit. Sie geizt dem Einzelnen und nicht minder den Völkern; sie erhebt und macht bescheiden, sie mahnt die Nachwelt, das empfangene Gut zu bewahren, und erinnert daran, wie schwere Opfer seine Erwerbung gekostet hat.

Dreimal in unserm Jahrhundert sind dem deutschen Volke große Zeiten bechieden gewesen; zweimal haben seine Führer und seine Söhne Thaten verrichtet von unübertrefflichem Heldentum. In den Befreiungskriegen wurde das von dem ersten Napoleon zerstückelte Volk wieder aufgerichtet, aus den Kämpfen gegen den dritten Napoleon ging eine geraine Nation, ein neues Reich hervor. Den Vorfahren waren die Nachkommen ebenbürtig, und beider Wert gehört zusammen; jene legten den Grundstein, auf dem sich später der mächtige Bau erheben konnte. Schnell fliehen Jahre und Jahrzehnte dahin, die Geschlechter wechseln, doch die Völker bleiben. Wie der einzelne Mensch verändern sie sich, sie wachsen und bilden ihre Kräfte und Eigenschaften aus; wie es für jenen ein Glück ist, wenn er fortschreitet in besserer Erkenntnis, so wird es für die Völker zum Segen, wenn sie ihre Tugenden bewahren und ihre Fehler ablegen. Die große Erzieherin ist die Geschichte; sie hält jedem Volke den Spiegel vor.

Die erste Kunde, die wir über sie besitzen, zeigt unsere Vorfahren als furchtbare, mit wildem Mute anflühende Krieger.

Ebenso unbestreitbar war ihr Freiheitsdrang. Doch die Stämme standen getrennt nebeneinander, oft feindlich, nie einig. Dem Deutschen fehlten der staatliche Sinn und die Fähigkeit, sich einem großen Ganzen unterzuordnen. Nur im kleinen Kreise von Genossen behagte es ihm, da entfaltete er die opferwilligste Hingabe, da widmete er sich dem freiwillig gewählten Führer unverbrüchlich auf Leben und Tod. Tapferkeit, stolzes Aufsjetzstehen und Treue in persönlichen Verhältnissen waren die vornehmlichsten Eigenschaften unserer Ahnväter; sie thaten zu großen Thaten, aber erschwerten die Bildung von festgeschlossenen Reichen.

Karl der Große brachte die nördlichen und südlichen Stämme unter seine mächtige Hand, und allmächtig verschmolzen die gewalttham zusammengfügten zu einem Volke. Vom Norden, von Sachsen her, wurde dann durch König Heinrich I. das erste Deutsche Reich errichtet, doch sein Sohn Otto I. führte das Volk aus den Grenzen heimathlicher Thätigkeit hinaus auf die Bahnen des Welt Ruhmes, indem er Italien eroberte. Am 2. Februar 962

Winnar, Der Krieg gegen Frankreich.

empfangt er in Rom die Krönung als „römischer Kaiser“, und alle seine Nachfolger wurden so bezeichnet. Erst der Begründer unseres neuen Reiches leitete seinen Titel vom Vaterlande her und nannte sich „deutscher Kaiser“, auch er ein gewaltiger Kriegsheld, aber nicht Eroberer fremder Lande, sondern Wiederbringer geraubten, altdeutschen Besizes.

Denn das alte Reich bühete schon früh seine anfänglich glanzvolle Stellung ein. Die Deutschen blieben tapfer und kriegerisch, aber sie wandten die Waffen mehr gegen sich selbst als gegen das Ausland. Das Reich entbehrte einer festen Verfassung und konnte daher keinen rechten Gemeinfinn entwickeln; die Neigung zu kleinen Verbänden wucherte mächtig empor und ließ viele Staatsgebilde aufkommen, Fürstentümer und Städte, die tieber ihre eigenen Zwecke als die des Ganzen verfolgten. Bald sollte sich diese Verblüdung furchtbar rächen. Das starke Volkstum, durch hemmende Pänder in kleine Teile abgetrennt, fiel auseinander, weil die Deutschen die herrliche Gabe, die sie besaßen, die freie Betätigung aller Kräfte, sich selbst zum Fluche verwandelten. Großartiges hatte dieser mächtige Selbsttrieb hervorgebracht, ein Holz, starkes, reiches Pärgetum geschaffen und gerade in den Tagen, in denen das kaiserliche Kaisertum unterging, die edelste Eroberung gemacht, die bisher geglaubt war, weil sie weniger durch die Waffen, als durch die friedliche Macht deutschen Geistes und deutscher Arbeit gewonnen wurde: die Kolonisation und Teufschwerbung des weiten Gebietes von der Elbe an den Mittelmeeren entlang und bis nach Schlesen hinan. Bald wehten auch stolz die Flaggen von den schweren Schiffen der Hanse auf Ost- und Nordsee, an den Küsten von Rußland, Skandinavien und England. Doch der mächtige Rind ging dahin, weil keine Staatsgewalt hinter ihm stand, die ihn hätte stützen können, und Reich und Hanse kümmernten sich beide gleich wenig umeinander. Als die Seewege durch die weiten Ozeane aufkamen und die westlichen Völker sich der neuen Welt bemächtigten, hockte der deutsche Reichsadler stumpf im gebrocheneu Flügel an den ärmlichen Nester. Nur der brandenburgische Mar versuchte ehrenvoll seine Fittiche zum Betteln, aber sie waren noch zu schwach.

Schon hatte auch die schmachvolle Entgliederung des Reiches begonnen. Die Hohenstaufen wählten 1460 zusammen mit den unter Dänemarks Oberhoheit stehenden Schleswigern den dänischen König zu ihrem Herzoge, der versprach, daß die beiden Lande „auf ewig ungetrennt“ sein sollten. Der preussische Ordensstaat brach überlebt zusammen und wurde 1466 ein Lehen von Polen, dem er seinen, wertvollsten, Besiz, das westpreussische Weichsel-land, zum Eigentum überlassen mußte. Im folgenden Jahrhundert benutzte Frankreich den Streit zwischen Kaiser Karl V. und den Protestanten, um die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun zu besetzen; die tapferen Niederländer warfen die spanische Herrschaft und zugleich ihre alte Verbindung mit dem Reiche ab. Es sollte noch schlimmer kommen. Der westfälische Friedensschluß löste auch die Schweiz los und lieferte jene lothringischen Bistümer nebst belangreichen Teilen des Elsaß an Frankreich aus, während Vorpommern und Gebiete an den Mündungen der Elbe und der Weiser Schweden zufielen. Alle nach dem Norden fließenden großen Ströme Deutschlands waren jetzt von Fremden beherrscht. Und nun riß Frankreich unter dem großmächtigen Sultansöhne Ludwig XIV. einen Felsen nach dem andern von dem todmatten Leibe des Reiches ab. Die empfindlichste Wunde schlug die brutale Wegnahme Stralsburgs 1681 mitten im Frieden. Die wackeren Deutschen suchten ankommen, aber sie mußten geduldig den grimmen Schmerz verdrängen. Noch ein ganzes Land fiel später, nicht einmal durch Krieg, sondern durch traurige Verträge an Frankreich: 1763 ging das Herzogtum Lothringen in seinen Besiz über.

Eine lange Reihe von meist unwiderbringlichen Verlusten! Das Reich konnte sie nicht abwehren, denn es war eine alterstchwache Ruine. Das Kaisertum stand im dauenden Besize des habsburgischen Hauses, das durch die Aufgaben, welche ihm seine europäische Weltstellung auferlegte, verhindert wurde, für die deutschen Länder allein fruchtig zu sorgen. Die Reichsstände selber wünschten keine starke Verfassung, um nicht in ihrer fast unbefchränkten Machtsfülle gestört zu werden, und waren überaus lang und lässig, wenn es galt, auch nur die notwendigsten Mittel für das Ganze aufzubringen. Zahlreiche andere Gründe hemmten jede einmütige Handlung: die sich kreuzenden Interessen der fürstlichen Familien, der religiöse Zwiespalt, endlich die beginnende Eifersucht zwischen Österreich und Preußen. So bestand schließlich das Reich aus ungefähr 1800 so gut wie selbständigen Staaten und Herrschaften, unter einem Kaisertum ohne wirkliche Rechte, unter einem von Königen der Fürsten und der Stände

gebildeten Reichstage, der zu wichtigen Dingen weder Lust noch Kraft hatte, während die Ausführung seiner Beschlüsse an dem guten Willen der Stände hing, ohne eigenes Geldwesen, ohne ein stehendes Heer, das nur im Kriegsfalle aus zahllosen Kontingenten mühselig und düssig zusammengeköpelt wurde.

Deutschland war politisch ein abgestandener Reiz in zerbrochener Schüssel, und die französischen Heere der Revolution und Napoleons schlugen sie in Scherben. Das römische Reich deutscher Nation hörte im August 1806 zu bestehen auf. Bald erlag auch Preußen, und nun waren außer ihm alle deutschen Staaten, welche Napoleons Gnade befehlen ließ, kriegerpflichtige Vasallen Frankreichs, der Norden vom Rhein an bis Hamburg und Lübeck hin wurde französisches Provinzialland. Die Deutschen gehörten nicht mehr unter die einen Staat bildenden Völker.

So hat unser Jahrhundert begonnen! Diese bodenlose Schmach ist getilgt worden, aber sie darf nicht vergessen werden, zum warnenden Beispiel, wohin ein großes Volk geraten kann, wenn es seine Einheit freventlich darangibt.

Denn diese Deutschen, die zu den Frühen des Grobetes lagen, waren nicht verwildert; im Gegenteil, die Fremden erkannten an, daß sie in geistigen Leistungen allen anderen Völkern voran standen. Die Gebildeten trugen sogar Freiheitsideale im Herzen, nur suchten sie ihre Erfüllung im uralten Weltbürgerthum, nicht in der nächstliegenden Pflicht gegen die Heimat. Die Deutschen waren auch nicht etwa feig geworden. Die Rheinbundtruppen schlugen sich unter dem französischen Banner mit höchster Tapferkeit; sie übten die Gefolgstreue, wie einst die Germanen in den römischen Regionen gegen die eigenen Volksgenossen.

Preußen gehörte das Verdienst, wenn die helle Schande ein Ende genommen hat. Es soll hier nicht die Geschichte dieses Staates erzählt werden, eine Geschichte harter und strenger Arbeit, zu der die Fürsten das Volk anleiteten und die sie meist getreulich mit verrichteten. Das saubere Brandenburg mit seinen schuigen Männern gab den ersten Grundstock, um den sich allmählich andere Teile zusammensanden, welche der Große aufwärts zu einem einheitlichen Staatswesen verband. Er und seine Nachfolger schufen die brandenburgisch-preussische Kriegsmacht, aber sie vergaßen über ihrem Heere nicht, daß die Grundbedingungen staatlicher Stärke die wirtschaftliche Thätigkeit und das geordnete Gedeihen aller Unterthanen sind. So kam, auf beiden Füßen kräftig, ein neuer Staat empor, den Friedrich der Große durch seine Feldthaten zur Großmacht erhob. Der König tritt und tritt nur für Preußens Größe, aber sein Wert kam Deutschland zu gute. Er verhinderte im Siebenjährigen Kriege neue Losreißungen deutschen Gebietes; mit der Erwerbung Westpreußens brachte er zuerst einen Teil von dem entfremdeten deutschen Besitz zurück.

Durch die Befreiungskriege wuchs das bisher für sich stehende Preußen mit Deutschland zusammen. Denn alle die edlen Männer, die in Preußen den Nützlichbund schlossen zum Kampfe gegen den Unterdrücker, dachten zugleich an die Wiederaufrichtung des großen Vaterlandes; die Idee einer deutschen Einheit, eines neuen deutschen Reiches ist in Berlin entworfen, während die anderen deutschen Fürsten mit Napoleon verbündet waren. Endlich brach die heißersehnte Zeit der Erhebung an, der ersten Todesweige zu einem kalt hoffnungslosen Kampfe, der lobenden Begeisterung für eine heilige, nie aufgebende Pflicht. Die Märtyrer von 1813 sind ohnegleichen; es gibt in der deutschen Geschichte nichts Herrlicheres, Höheres, Herzbeugenderes.

Der erhabene Schwung hielt an und überwand alle Gefahren und jede ermattende Störung. In furchtbaren Kämpfen wurde Deutschland befreit, die Ehre wiederhergestellt. Leider waren die Friedensschlüsse ungenügend und ließen Gelsen bei Frankreich, trotz aller Einsprüche Preußens. Napoleon wurde besiegt, aber noch nicht die deutsche Zweiertracht. Der innige Wunsch der Patrioten blieb unerfüllt; der Deutsche fand, wie er 1815 zu Wien vereinbart wurde, schuf nicht ein Reich, sondern eine lose Zusammensetzung von fast vierzig souveränen Staaten unter der Leitung des Bundesrathes, dessen Beschlüsse wohl anerkannt, jede nationale Regierung niederzuhalten, doch nicht dazu, Deutschland zu einem lebensvollen, wehrfähigen Ganzen zu machen. Bald lagerte sich politische Stille über das Volk, das vorderhand genug zu thun hatte, um den schwer geschädigten Wohlstand wiederzugewinnen und allmählich zu erhöhen.

Jahrzehnte vergingen in fleißiger Arbeit. Aber die einmal erwachte Hoffnung auf eine nationale Einheit

schief nicht ein. Gelehrte und Gebildete hegten sie in treuem Herzen trotz aller Verfolgungen, welche der Bund und die Regierungen verhängten, und allmählich wuchs die Zahl derer, die eine neue Zukunft Deutschlands begehrt. Freilich, auf welche Weise sie zu schaffen sei, das wußte niemand recht zu sagen; nur so viel schien gewiß, daß weder der Bund noch die großen Fürsten sie jemals zugeföhren würden. Da somit der gerade, einfache Weg zum begehrteten Ziele verschlossen war, griff nebelhafte und überreizte Schwärmerei um sich. Nur wenige Männer erkannten klar und deutlich das Heilhame und Notwendige und wiesen bereits auf Preußen hin, als den einzig möglichen Träger bereinigtger deutscher Größe.

Mit einem Male gewannen die nationalen Gedanken mächtige Kraft durch die Revolution von 1848. Die in der Paulskirche zu Frankfurt tagende Nationalversammlung beschloß eine deutsche Reichsverfassung und bot dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserkrone an. Friedrich Wilhelm IV. lehnte sie aus mancherlei Bedenken ab; seine Bemühungen, auf andere Weise den deutschen Wünschen gerecht zu werden, blieben erfolglos, und so war das Endergebnis der großen Bewegung die vollkommene Wiederherstellung des alten hoffnungslosen Zustandes unter dem unbrauchbaren Bundesstage, über den nun Österreich ganz und gar gebot. Dennoch hinterließen die so talch dahin geschwundenen Träume einer neuen Reichsherrschaft bedeutsame Folgen und gewichtige Lehren. Bis in die untersten Schichten des Volkes war die Begeisterung für Deutschland gedrungen, und sie konnte wohl noch einmal zurückgedämmt, nicht mehr ausgelöscht werden. Die Verständigen hatten erkannt, daß die Mitwirkung einer größeren Staatsmacht erforderlich sei, und die auf Preußen gefallene Kaiserwahl brachte den Wert dieses Staates zum lebendigen Bewußtsein. Sofort kam nur noch ernstlich in Frage, ob Preußen oder Österreich berufen sei, die Führung zur Einheit zu übernehmen. Die sogenannten Großdeutschen standen zum Hause Habsburg, die Kleindeutschen dagegen rechneten auf die Hohenzollern. Das Wie? der Verwirklichung wurde freilich dabei noch nicht klar.

Die gesamte folgende Entwicklung spielte sich in den Gegensatz zwischen den beiden größten deutschen Staaten zu; er wurde der Angelpunkt, um den sich die Lösung der deutschen Frage drehte.

Für Österreich sprach die Überlieferung des alten Reiches, obgleich dieses selbst nur ein trauriges Andenken hinterließ. Österreich hatte dann zum Einze des Rorien kräftig mitgewirkt, und ihm wurde schließlich größeres Verdienst daran zugescriben als Preußen. Seine Armer, ruhmreich trotz mancher Niederlagen, galt als eine der ersten Europas. Die mittleren und kleineren deutschen Staaten erblickten in der Wiener Hofburg die beste Pützschafft für eine möglichst unbeschränkte Selbstständigkeit und einen guten Schutz vor Preußen, das die meisten fürchteten. Außerdem sah man Österreich als deutschen Staat an, und in der That waren diejenigen seiner Länder, welche zum Bunde gehörten, zum größeren Teil deutscher Junge. Sollten diese Millionen in einem deutschen Reiche einbekehrt werden? Und wie hätte das Haus Habsburg vermocht werden können, freiwillig eine Neuordnung Deutschlands zuzulassen, in der ihm nicht der oberste Rang zukam? Wer sollte es dazu mit Gewalt zwingen?

Auf der andern Seite entschied gegen Österreich die Erkenntnis, daß es weder das alte Reich in Ehren aufrecht erhalten, noch dem Deutschen Bunde Kraft und Ansehen gegeben hatte. Der Bund diente nur dazu, der östlichen Macht den vorwiegenden Einfluß in Deutschland zu sichern, ohne daß sie dafür etwas leistete. Österreich stand völlig selbständig neben Deutschland. Seine Länder bildeten eine einheitliche, in sich geschlossene Masse, so daß der Staat auf rein deutschem Boden keinen eigenen Besitz zu verdrängen hatte. Dagegen umfaßte er große Länder, die mit Deutschland nichts gemein hatten; seine Politik trug daher stets einen ausschließlich österreichischen Charakter und berücksichtigte die deutschen Interessen höchstens nebenbei. Österreich verschuldete auch das vollständige Ahrschlagen der nationalen Bewegung von 1848.

Preußens Bevölkerung war so überwiegend deutsch, daß die wenigen anderssprachigen Unterthanen nicht in Betracht kamen. Während Österreich mit seiner wohlgefügten Grenzlinie außer dem preussischen Schlesien nur Sachsen und Bayern berührte, hatten fast alle deutschen Staaten mit dem vielgezackten Preußen ein Stück Grenze gemeinsam, die norddeutschen waren von ihm umschlossen. Am wichtigsten war, daß Preußen durch den Zollverein mit dem übrigen Deutschland ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet bildete und damit Handel und Wandel



den festen Halt gab, der im alten Reich gefehlt hatte. Von seinen beiden großen Hauptteilen stieß ferner der eine an Frankreich, das dem Volke noch immer als der Erbfeind galt; Österreich dagegen hatte sich vom Westen ganz zurückgezogen. Allenfallsen deuten sich demnach Preußens Interessen mit den allgemein deutschen. War es auch stark genug, sich selber zu wehren, konnte es doch im Notfall der deutschen Genossen nicht gut entzagen; vollends haben sich diese, namentlich gegen Frankreich, auf den Schutz der Hohenzollern angewiesen.

So sprachen klare und natürliche Gründe für den Anschluß an Preußen. Tiefer Wiedende dachten auch an die Geschichte dieses Staates, an seine alten Großthaten, an seine Leistungen in den Befreiungskriegen, endlich an seine treffliche Verwaltung und die straffe, ihm eigenthümliche Zusammensetzung und Pflege der staatlichen Kräfte. Wie weit ihm Österreich in dieser Beziehung nachstand, enthüllte 1859 der französisch-italienische Krieg.

Zu derselben Zeit hatte Preußen die Augen aller Deutschgesinnten auf sich gerichtet. Prinz Wilhelm übernahm im Oktober 1858 die Regentschaft an Stelle seines hoffnungslos erkrankten Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm IV., und seine ersten Reden und Handlungen beundeten den ersten Willen, die Erklarung, welcher der Staat anheimgefallen war, zu lösen, für Deutschlands Befreiung zu sorgen und Österreich gegenüber eine selbständige Haltung einzunehmen, im preussischen wie im deutschen Interesse. Leider fiel auf die ersten Frühlingshoffnungen bald ein kalter Reif durch einen schweren innern Zwist, der über die Umformung des Heeres ausbrach, welche der König als seine bringendste und unablässige Pflicht betrachtete. Doch gerade dieser Verfassungskonflikt bewog den König, denjenigen Mann zu berufen, welcher aus dem gehäßtesten Preußen der geehrteste Deutsche werden sollte.

Am 8. Oktober 1862 übernahm Otto v. Bismarck den Vorsitz des Ministeriums und das Aussenwärtige. Zunächst glückte es nicht, einen friedlichen Ausgang des unseligen Verfassungskonflikts zu finden, und während er in aller Schärfe weiterging, trat die Nothwendigkeit ein, den unter dänischer Herrschaft stehenden Herzogthümern Holstein und Schleswig zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das trotzige nordische Königreich, von Österreich und Preußen im Verein besiegt, mußte im Wiener Frieden vom Oktober 1864 die beiden Herzogthümer und Lauburg abtreten. Nun brach jedoch zwischen den Verbündeten Zwist aus, wie über die für Deutschland wiedergewonnenen Länder verfügt werden sollte, und Bismarck schenkte den Krieg nicht. Das unerträglich gewordene Verhältniß mußte beseitigt werden, und das war nur möglich, wenn Österreich aus dem Deutschen Bunde gedrängt wurde.

Der Kampf, dessen hauptsächlichste Handlungen sich in wenigen Tagen abspielten, schloß am 26. Juli 1866 mit dem Präliminarfrieden von Nikolsburg. Österreich schied völlig aus Deutschland aus und verzichtete auf jedes Einspruchsrecht in die deutschen Dinge. Es gestand einen Bund der norddeutschen Staaten mit Preußen und die Errichtung eines besonderen süddeutschen Bundes zu. Auch seine Rechte auf Schleswig-Holstein trat es an Preußen ab und erkannte die von diesem in Norddeutschland vorzunehmenden Gebietsveränderungen an.

Mit Österreich hatten auch einige norddeutsche und die süddeutschen Staaten gegen Preußen die Waffen ergriffen. Daher wurden die Gebiete von Hannover, Hessen-Kassel, Hessen-Sonaburg, Rastau und die freie Stadt Frankfurt Preußen einverleibt, so daß der Staat um mehr als eintaufend Quadratmeilen zunahm. Am 1. Juli 1867 trat die inzwischen vereinbarte Verfassung des Norddeutschen Bundes unter dem Vorhitz Preußens in Kraft.

Ein gewaltiges Werk war geschaffen, aber die deutsche Einheit noch nicht vollendet. Der französische Kaiser Napoleon III. hatte sich eingemischt, und so mußte der Abschluß späterer Zeit überlassen bleiben. Schneller, als sich erwarten ließ, sollte die rechte Stunde kommen, und der Kaiser selber rückte den Zeiger der Uhr vor.

Napoleon hatte seine größte Zeit bereits hinter sich. Wenige Jahre vorher lauschte ganz Europa seinen Worten, wie einst auf die seines gewaltigeren Oheims. Aber eine nach äußeren Glorietagen allzu begierige Politik hatte des Kaisers Ansehen erschüttert, während sich im Lande selbst der Widerspruch regte gegen einen Herrscher, der in einem demokratisch angelegten Staate selbstherrlich regieren wollte, gestützt auf die allgewaltige Polizei, auf Vereine und Verhewang und auf die Geistlichkeit. Die Unselbständigkeit der Staatsform, welcher Frankreich seit der großen Revolution anheimgefallen war, nötigte jede Regierung, beständig um die Gunst der Massen zu buhlen, und Napoleons größte Sorge war, die Nachfolge seinem Sohne sicher zu stellen.

Die Franzosen hatten sich, durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte verführt, in eine Selbstüberschätzung hineingeatbeitet, die zur thörichtesten Eitelkeit ansetzte; sie übersehen, daß ein gutes Teil der französischen Größe nichts als die Schwäche Deutschlands gewesen war. Daher reizten die gleichsam ohne Erlaubnis erfolgten preussischen Siege ihre Empfindlichkeit; der Sieg bei Königgrätz oder Sabona, wie man ihn in Frankreich nannte, wurde geradezu wie eine französische Niederlage angesehen, für die „Revanche“ gefordert werden mußte. Napoleon hatte sich gründlich verrechnet, wenn er erwartete, Preußen werde Österreich unterliegen und dann genötigt sein, Frankreichs Gunst durch eine Abtretung an der Westgrenze zu erkaufen. Jemand einen Landvorteil zu erreichen, um seine Franzosen zu befriedigen, blieb des Kaisers Begehren, zugleich wollte er, damit nicht die Aufregung weiter stieg, die Vollendung der deutschen Einheit hindern. Dennoch wünschte er einen Krieg möglichst zu vermeiden. Er ergriff also eine Politik, welche die nationale Gefinnung in Deutschland nur fördern konnte, und gleich ihre erste Folge war gewesen, daß die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden dem Friedensschlusse mit Preußen ein geheimes Trug- und Schutzbündnis hinzufügten und versprachen, im Falle eines Krieges ihre Truppen unter preussischen Oberbefehl zu stellen.

Da die öffentliche Meinung Frankreichs, von der Pariser Presse geschürt, nicht zur Ruhe kam, versiel Napoleon auf den Plan, Luxemburg zu erobern. Das Land, dessen Großherzog der König der Niederlande Wilhelm war, gehörte bisher zum Deutschen Bunde, und in der Hauptstadt als Bundesfestung lag preussische Besatzung. In den Norddeutschen Bund war jedoch Luxemburg nicht eingeschlossen worden. Gleichwohl brauste in Deutschland, als die Sache ruckbar wurde, lebhafter Unwille auf; aus dem Handel wurde nichts, nur daß Preußen 1867 die Räumung und Schließung der uneinnehmbaren Festung und die Neutralisierung des Landes zugesand. Eine sehr geringe Genugthuung für Napoleon, der sich nur eine neue Niederlage geholt hatte und daher erst recht bedacht war, sie wett zu machen.

Der Kaiser mußte sich überzeugen, daß für ihn von Preußen nichts zu erwarten sei. Versuche, Österreich und Italien zu festen Abmachungen für den Kriegsfall zu gewinnen, brachten nicht das gewünschte Ergebnis. Dazu quälte den alternden Mann schwere Krankheit, die ihn mit heftigen Anfällen packte und seine frühere Entschlossenheit lähmte. Überall sah Napoleon Schwierigkeiten und Gefahren und geriet darüber in innern Zwiespalt. Das Gespenst seines großen Oheims trieb ihn an, den Vorwurf, er habe Frankreichs Ansehen heruntergebracht, durch einen blendenden Erfolg zu widerlegen, während er im Herzen Ruhe wünschte. Der Kaiser versuchte es daher mit inneren Reformen; er berief ein liberales Ministerium unter Odier, und der günstige Anstoß des Plebiszits, der allgemeinen Volksabstimmung vom 8. Mai 1870, welche die Verfassungsänderung betätigte, gab ihm einige Beruhigung. Allein die demokratische Linke und die imperialistische Rechte bekämpften beide aus entgegengesetzten Gründen die Regierung, und noch wie vor blieb der Kaiser unter dem Trude des Bewußtseins, daß sein verblähter Ruhm eine Aufrichtung erfordere und in keinem Falle noch mehr getrübt werden dürfe.

Die preussische Staatsleitung verfolgte den Gang der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit und unveränderlicher Ruhe. Daß Napoleon über kurz oder lang Streit suchen würde, wußte jeder Kenner Frankreichs. Die Lage war sehr ähnlich, wie einst vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges. Der norddeutsche Bundesanstler wünschte den Frieden, doch nicht so, daß er den Kampf um jeden Preis zu vermeiden gesonnen war. Eine augenblickliche Kriegsgefahr lag nicht vor, doch der Friedensstand hing an einem dünnen Faden, den jede Erregung zerreißen konnte.





Nach Photograph. v. Reichard u. Eubner in Berlin.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.





## Zweiter Abschnitt.

### Deutschland im Jahre 1870.



Seitdem der Deutsche Bund aufgelöst und Österreich ausgeschieden war, zerfiel Deutschland in zwei voneinander völlig getrennte Teile. Der weitaus größere war der Norddeutsche Bund mit über 30 Millionen Einwohnern, während die nicht zu ihm gehörigen deutschen Gebiete nur etwa 8 Millionen enthielten. Der Bund umfaßte neben Preußen, das allein 24 Millionen zählte, 20 norddeutsche Staaten sowie den nördlich vom Main gelegenen Abschnitt von Hessen-Darmstadt, so daß nur dessen südlicher Teil, dann die Königreiche Bayern und Württemberg und das Großherzogtum Baden außerhalb lagen. Der Vorsitz im Norddeutschen Bunde stand der Krone Preußen zu; ihr gehörten die gesamte völlerrechtliche Vertretung und die Ausföhrung der Bundesgesetze. Der König von Preußen führte als Bundesoberherr den Oberbefehl über die gesamte Landmacht in Krieg und Frieden und hatte das Recht, alle militärischen Einrichtungen anzuordnen. Die Bundesgesetzgebung übten der Reichstag und der Bundesrat aus. Der erstere ging aus allgemeiner geheimer Wahl hervor; der Bundesrat, dessen Mitglieder die einzelnen Staaten ernannten, zählte 43 Stimmen, von denen Preußen 17 führte. Auch eine Kamte, ebenfalls unter dem Oberbefehl des Bundesoberherrn, wurde geschaffen. Sie war freilich noch nicht groß; unter der ihr verliehenen schwarz-weiß-roten Flagge fuhren 1869 44 Dampfer, 8 Segelschiffe und eine Anzahl kleinerer Boote.

An der Spitze des Bundes stand ein Herrscher, hinter dem bereits ein langes, ereignisreiches Leben lag. König Wilhelm, geboren am 22. März 1797 in Berlin als zweiter Sohn König Friedrich Wilhelms III., hatte im Anabenalter alle Bitternis durchgeloftet, den jähen Zusammenbruch des Staates, den frühen Tod seiner von Gram verzehrten, herrlichen Mutter Luise. Dann durfte er als Jüngling den königlichen Vater auf dem Feldzuge gegen Frankreich begleiten und erwarb sich bei Bar sur Aubc das Eiserne Kreuz.

Nicht zum Throne bestimmt, hielt sich der Prinz von politischen Geschäften fern und widmete sich desto eifriger dem Militärwesen, das er wissenschaftlich und praktisch gründlich beherrschen lernte. Slets blieb seine erste Sorge der Armee zugewandt, und er war auch im Herzen ein waderer Kriegsmann, der überlegt und ruhig die Furcht oder ängstliches Zurückweichen nicht kannte. Durchbrungen von der Pflicht, die von den Vorfahren ererbte monarchische Gewalt ungehämtert zu erhalten, entschloß sich der Prinz nur schwer, seine Zustimmung zu ihrer Veränderung zu geben. In den Bewegungsjahren erachtete er die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung für die wichtigste Aufgabe, aber trotz trüber persönlicher Erfahrungen, die er hatte machen müssen, erschien ihm die einmal verliehene Verfassung als unantastbar, weil sie durch königliches Wort verbürgt war. Rimmermehr hätte er ein gegebenes Versprechen zurückgenommen, denn Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheit waren die ehernen Grundpfeiler seines Seins. So trat er auch auf, als ihm erst die Kegenshaft und im Januar 1861 nach des Bruders Tode die Krone zufiel. Der Verfassungseid erfüllte den König mit tiefem Kummer, weil er in dem Widerstande einen Angriff auf die gesetzliche und notwendige Macht der Krone erblickte und ihn das Mißtrauen des Volkes schmerzte; aber wie ihm seine Überzeugung verbot, die Umgestaltung des Herres auszugeben, wollte er auch nicht das Recht des Landtags verletzen. Der siegreiche Krieg gegen Österreich machte dem

Streit ein Ende. Der Weisheit des Königs war die glückliche Förderung auch der deutschen Sache zu danken. Jordan umgab Wilhelm die Liebe und Verehrung des Volkes. Obgleich er bereits in die ftebzigste Jahre eingetreten war, bot der König noch immer eine stattliche, echt soldatische Erscheinung. Straff aufgerichtet, wußte er das feurige Ross zu tummeln wie der Jüngling. Die freundlichen Augen in dem markigen, offenen Gesichte mit weißem Bart zeigten ungeschwächt die sichere Ruhe und Festheit des Geistes und seine edle Milde. Bereit zum gütigen Verzeihen, tadelnd, wo es nötig war, doch nicht verlegend und gern auch ein freundliches Wort hinzuzufügend, übte der König wahre Menschlichkeit. Die Rede floß ihm nicht in glänzendem Strome vom Munde; um so klarer waren die knappen Sätze.

Der kriegerische Ruhm veränderte den Sinn des Herrschers nicht; schlicht und einfach blieb sein Wesen, sein tägliches Leben der Arbeit gewidmet. Die Pflicht ging ihm über alles. Selten ist ein Fürst, der Festigkeit des eigenen Willens und selbstständiges Urteil im reichsten Maße besaß, so geneigt gewesen, auch andern Rat zu hören und sich von seiner Nichtigkeit überzeugen zu lassen, bereit, dem Fortschritte der Zeit zu folgen. Weil der König nur auf wahren Wert sah, besaß er die große Gabe, die tüchtigsten Männer heranzuziehen. Ihre Vorschläge nahm er zu eifriger Prüfung entgegen; diese Getreuen hielt er hoch in Ehren und erwieß ihnen stetige, neidlose Dankbarkeit. Die Sinnesweise des erhabenen Monarchen war klare Lauterkeit. Der Verstellung unzugänglich, sprach er gleich beim Antritt der Regenschaft seinen Abscheu vor Heuchelei und Scheinheiligkeit aus, denn tiefe und echte Frommigkeit, ohne Überschwang und ohne dogmatische Gräuelerei, erfüllte sein Herz. Demütig beugte er sich vor Gott, auf dessen Hilfe er vertraute, aus innigem Gebet gewann er Kraft und Zuversicht für die Erfüllung seines Berufes, und dankbar schrieb er seine Erfolge Gottes Gnade zu. In stillen Stunden hat er bei wichtigen Lebensabschnitten seine Empfindungen in kurzen, einfachen und mit ihrer Innerlichkeit ergreifenden Aufzeichnungen ergossen. König Wilhelm war unübertrefflich an Seelengröße, nicht über menschliches Maß hinausragend, doch ein vollendeter Mensch. Kein edlerer Mann konnte auferlesen werden, das ganze deutsche Volk zu führen.

Der König war seit 1829 vermählt mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, einer hochgebildeten Fürstin, die später der Krankenpflege und milden Stiftungen hingebende Thätigkeit zuwandte. Die Ehe war mit zwei Kindern 'gesegnet, einem Sohne und einer Tochter Luise, die 1856 den Großherzog Friedrich von Baden heiratete. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren am 18. October 1831, erhielt neben der militärischen Ausbildung eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, und sein vielseitiger Geist öfnete sich gern dem Leben in allen seinen Erscheinungen. Besondere Vorliebe hegte er für die Geschichte, namentlich seines Vaterlandes und dessen großer Fürsten. Seine Gemahlin, die englische Prinzess Victoria, theilte diese Neigungen und verband mit ihnen eine eifrige Pflege der Künste.

Während in König Wilhelm die eine Seite des hohenzollernschen Wesens, die treue Fürsorge für Haus und Staat, verpörrt war, gehörte der Kronprinz mehr zu den seltenern Charakteren dieser Familie, in denen sich das strenge Pflichtgefühl mit einer gewissen Weichheit und lebhaften Empfindung paarte. Daher waren Vater und Sohn nicht von gleicher Art, und obgleich der edle Sinn beider keine Störung aufkommen ließ, dachte der Kronprinz in manchen Beziehungen anders. Nützte sich der König stets in erster Linie als Preuss, war der Sohn für Deutschland begeistert. Überall schlug dem Thronfolger warme Liebe entgegen. Sein aus wahrer Liebensehrwürdigkeit entspringendes leutseliges Wesen, die ungewundene Weile sich zu geben, seine menschliche Theilnahme gewannen ihm alle Herzen. Ein hochgewachsener, schlanker Mann, das regelmäßige Gesicht von blondem Vollbart umrahmt, erschien er als das Ideal männlicher Schönheit. Seitdem seine Armee die Schlacht von Königgrätz entschieden hatte, schmückte den glücklichen Feldherrn auch der Vorber des Sieges, aber die Vertrauten wußten, einen wie tief schmerzlichen Eindruck der blutige Jammer der Schlachtfelder auf den bewunderten Helden gemacht hatte. In ihm schien sich alle Trefflichkeit harmonisch zu vereinen.

Auf eine glänzende kriegerische Laufbahn konnte Prinz Friedrich Karl, ein Brudersohn des Königs, geboren am 20. März 1828, zurückzusehen. Eine kraftdurchdrungene Gestalt, von ganzer Seele Soldat, durch eine mit Vorzicht



Kronprinz Albert von Sachsen.

gepaarte Rühmheit und zugleich durch gründliches Studium aller kriegerischen Wissenschaften ausgezeichnet, hatte er sich schon in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849, in Schleswig und in Baden hervorgethan. Der dänische Feldzug erneuerte und vergrößerte seinen Ruhm. Gegen Österreich führte er die erste Armee nach Böhmen und veranlaßte den Angriff bei Königgrätz, wo seine Truppen den furchtbaren Kampf in der Mitte führten. Energetisch drang er dann dem Feinde bis zur Toman nach. Den „eisernen“ oder seiner geliebten Hularenuniform wegen den „roten“ Prinzen nannte das Volk den gezeierten fürstlichen Krieger.

Der böhmische Krieg war die große Probe der Armee und ihrer Führer gewesen. Wie man in Preußen vielfach den Beginn des Kampfes ungern und mit schwerer Sorge gesehen hatte, so war auch der gemeine Soldat nicht mit rechter Siegesgewißheit ausgezogen. Aber die leitenden Männer wußten sehr wohl, was gewagt werden durfte, wie zuverlässig das Heer und wie trefflich seine Ausrüstung war. Gleich die ersten Zusammenstöße erwiesen die Richtigkeit ihrer Rechnung. Da offenbarten sich Zucht, Ausdauer, fröhliche Tapferkeit, bewußte Hingabe an das Vaterland und seine hohen Zwecke. Der Soldat war „zum Rüssen“, wie Bismarck sagte, und der starke Zufuß gebildeter Männer in den Reihen that treffliche Wirkung. Die Vorkühler ließen es an sich nicht fehlen, sie vereinten strengen Gehorsam und kühnes Handeln mit scharfem Überblick. Auf einmal wurde klar, welche Intelligenz, welcher Heldenmuth in dem preussischen Offizierscorps walten, daß Energieplatz und Muth der wirklich dem Geschlechte vorgearbeitet hatten. Wie viele Namen leuchteten neben denen der Höchstkommmandirenden in hellstem Glanze auf!

Der beispiellos glückliche Erfolg wiegte den Sieger nicht in Sicherheit ein. Sofort legte er Hand an, die gemachten Erfahrungen zu verwerten und da zu bessern, wo sich Änderungen als notwendig gezeigt hatten. Die Siege waren hauptsächlich der Infanterie zu verdanken, und ihre Waffe, das Zündnadelgewehr, hatte sich glänzend bewährt. Weniger entwarf die Artillerie den Anforderungen; nun wurde in den Krupp'schen Stahlhüttenwerken eine vorzügliche Ausrüstung gewonnen und die bisherige zurückhaltende Furchtsamkeit in thatkräftiges Vorgehen und aufopferndes Ausdauern umgewandelt. Eine durchgreifende Änderung erfuhr auch die Reiterei. Ihr wurde hienan als vornehmste Aufgabe der schnelle Ritt gestellt, die Zerstreung vor den marschirenden Kolonnen zur Verschleierung der Bewegung und vor allem zur Aufklärung der feindlichen Stellungen. Auch der Train erhielt zum Zweck geregelterer Verpflegung eine weitere Ausbildung.

In den folgenden Friedensjahren lag daher dem Kriegsministerium eine vielfache Thätigkeit ob, die Reformen der norddeutschen Armee, die Vermehrung der Truppenkörper, die neue Ausrüstung und rascher Mobilmachung. Das Werk konnte keinem Besseren anvertraut sein als Albrecht von Roon. Ausgezeichnet durch rastlosen Fleiß und wissenschaftliche Thätigkeit als Begründer der Militärgeographie und als Lehrer der Taktik, der sich des Prinzen Friedrich Karl als seines hervorragendsten Schülers rühmen durfte, wurde Roon früh mit dem Prinzen Wilhelm befreundet und 1859 ausersuchen, dessen eigenes Werk, die Umgestaltung des Heeres, durchzuführen. In heißen Redeschlachten mit dem Abgeordnetenhaus verfocht der Kriegsminister mit Geschick und Nachdruck den Willen seines königlichen Herrn. Die glänzende Bereitschaft des Heeres 1866 war seine schönste Rechtfertigung.

Der geistvolle Kopf des Heeres war der Chef des Generalstabes Helmuth von Moltke. Einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht entstammend, am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren, empfangend er, da sein Vater dänische Dienste genommen hatte, den ersten Unterricht in Kopenhagen, trat aber bald in die preussische Armee über. Schon als junger Offizier, nicht mit Glücksgütern, dafür mit glücklichster Begabung ausgestattet, erregte Moltke auf der Kriegsschule Aufmerksamkeit und wurde früh in den Generalstab versetzt, in dem er seine ganze Dienstzeit verblieb. Der lange, hagere Herr mit dem barlosen, feingehaktem Gesicht, das im Alter zahllose kleine Falten durchlurchten, mit den festgeschlossenen Lippen und dem scharfen, flinken Blick barg hinter seiner schlichten, anspruchslosen Erscheinung weiteste Kenntnisse, tiefsten Geist und regstes Verstandnis für alles Schöne. Ein Meister der Feder, selbst ein sinniger Dichter, handhabte Moltke auch das Wort sicher und überzeugend, stets kurz und bündig, aber in den wenigen Worten Gedankentiefen ausströmend; der in seinem Amt und

Kinimer, Der Krieg gegen Frankreich

über seine Entwürfe Schweigende konnte ein ansehnlicher und wichtiger Unterhändler sein. Wie in ihm ein Künstler stand, fahst du auch die Kriegsführung nicht als eine zu erlernende Wissenschaft, sondern als eine Kunst auf. Die Lehren eines Scharnhorst und Clausewitz mit selbständigem Geiste ergreifend, stellte Moltke die Einzelheiten eines Feldzugsplanes nicht gleich auf weit hinaus bindend fest, sondern passte im Verlaufe die Ausführung den wechselnden Lagen an; der besonnen überdachten, dann rasch entschlossenen Handlung innerhalb der Gesamtidee ließ er freien Raum. Wagemutig, mit stählernen Nerven, konnte er alles an die Erringung eines vollständigen Sieges setzen. Jede für einen Krieg erforderliche Maßnahme ließ er sorgfältig vorbereiten. Der Generalstab hatte stets für alle Fälle die Pläne fertig, um die Eisenbahnen zum ersten Aufmarsch auszunützen; die fremden Länder, ihre Straßen und Hilfsmittel wurden studiert. Durch seine sichere Beobachtung und unparteiische Auswahl erfreute sich das Heer einer so großen Anzahl ausgezeichneten Führer. Seit 1858 Chef des Großen Generalstabes hatte Moltke auch den österreichischen Krieg vorbereitet und die Pläne für ihn aufgestellt. Erst durch diese Siege wurde sein Name allgemein bekannt, doch vor dem großen Strategen lag trotz seiner siebenzig Jahre noch der höchste Gipfel des Ruhmes.



v. Noth.

Das schneidende Werkzeug des Herres hatte im Dienste des Königs sein erster Minister in Bewegung gesetzt. Geboren am 1. April 1815 zu Schönhausen, trat Bismarck zuerst als entschiedenster Vertreter der streng-konservativen Partei, als schärfster Vorfechter für ein machtvolleres Königtum in die Öffentlichkeit. Anfangs dem Zusammengehen mit Österreich geneigt, erkaute er, seit 1851 Gesandter beim Deutschen Bunde in Frankfurt, wie wenig von Österreich für die gerechtfertigten Wünsche Preußens und für die Besserung der elenden deutschen Zustände zu hoffen war; als Gesandter in Petersburg und nachher in Paris gewann er tiefen Einblick in die grob-europäische Politik. Überzeugt vom dem Rechte seines Königs, trat er auch deswegen für die Neuordnung des Herres ein, weil Preußen stark sein mußte, um die ihm gebührenden Aufgaben für sich und damit für das deutsche Volk durchzuführen.

Bismarck war gleich gewaltig an Leib wie an Geist. Eine Hünegegestalt, ein rechter deutscher Knecht, schwer und breitschulterig, das mächtige Haupt stolz erhoben, aus den starküberbuckelten Augen

feurig blickend, sah er wie ein Krieger aus, und mit Vorliebe trug er später die Kürassieruniform. In der That war er auch ein unerfrockener Kämpfer, die Gefahr wägend, dann furchtlos wogend, der vorsichtig ausbog, um desto entschlossener vorzugehen, und sich nie überraschen ließ, denn stets hatte er alle Möglichkeiten erzwungen und war schlagfertig für jeden Fall. Auch in Herz und Sinn ein rechter Deutscher, war er stolz auf die Kraft des Volkes, dem er angehörte, und verzweifelte nie an dem Siege des gesunden Sinnes. Gern nahm er an den Tugenden des Lebens Anteil, Feld und Wald waren ihm der liebste Aufenthalt. Zu seinem Könige hielt er wie ein Gefolgsmann der alten Zeit, in persönlicher Treue und ehfurchtsvoller Liebe, und in seinem Herren erblickte er zugleich den Hort des geliebten Vaterlandes.

Mit starker Leidenschaft ausgerüstet, schloß Bismarck leicht in sich die deutsche Wut entbrennen, und dann konnte er hintreten mit furchtbarer Gewalt. Seine Rede floß nicht glatt, sondern wuchsig dahin, bald die Einwände der Gegner vor sich hinstoßend, wie ein Wildbach die Felsblöcke, bald die schwierigen Fragen mit unentwegter Ruhe behandelnd. Reich an Bildern, an glücklich und grifftreich ergreifenden Beispielen aus Geschichte und Leben, trafen seine Worte sicher und fest. Ebenso glänzend waren die diplomatischen Reden. Oft sprach der Verfasser seine Absichten mit verblickender Offenheit aus, ganz anders als man es in der Politik gewohnt war. Bismarck



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Prinz Friedrich Karl von Preußen, nach H. v. Angeli.





konnte so sprechen und schreiben, weil er die Dinge erkannte und beherrschte, wie kaum je ein Staatsmann. Sein Sinn war auf den Kern gerichtet, der Schein blendete ihn den klaren Blick nicht. Nicht auf Reben, sondern auf die machtvolle Tat kam es ihm an. Daher überwand er in sich den Grundfehler der Deutschen. Bismarck hat einmal gesagt, er habe von Natur mehr das Bedürfnis nicht zu gehorchen, als zu herrschen befehlen, und derselbe Zug hatte die Deutschen politisch heruntergebracht. Er aber erkannte, daß ohne Macht, ohne feste Leitung, ohne Einheit nichts zu thun sei. Daher hielt er fest an der königlichen und staatlichen Autorität, als dem eigentlichen Grunde alles politischen und wirtschaftlichen Fortschritts, darum aber wußte er auch, daß Deutschland nicht mit schönen Hoffnungen, sondern nur mit Blut und Eisen gereinigt werden konnte.

Dieses Ziel hat Bismarck unerröckelt verfolgt. Mit manchen Bedenken seines königlichen Herrn ringend, löste er in diesem Sinne erst die schleswig-holsteinische Frage, in der er mit staunenswerthem Geschick sein größtes diplomatisches Meisterstück machte, dann nahm er den Krieg mit Österreich und dessen Genossen im Deutschen Bunde an. Noch fehlte die Krönung des Werkes, ein alldeutscher Verband. Der Bundeskanzler erkannte, daß Überwindung nur schaden könne, und geistlich vernied er, auf die süddeutschen Staaten einen Trud auszuüben.

Nicht alle Deutschen waren so geduldig. Im norddeutschen Reichstage bildete die nationalliberale Partei die stärkste Gruppe. Sie unterstützte die deutsche Politik des Bundeskanzlers, dem nicht selten die Aufgabe zufiel, in den brausenden Wein Wasser zu gießen und ein zu starkes Vorwärtsdrängen aufzuhalten. Daß ihre bedeutendsten Führer, Rudolf v. Bennigsen und Miquel, aus Hannover waren, bewies am besten, wie die neuen Provinzen den neuen Zustand gern hinnahmen. Doch gab es in ihnen auch heftig Widerstrebende, wie die Wesen in Hannover, und selbst in Preußen hatte Bismarck auf den äußersten Flügeln, dem linken und dem rechten, manche erbitterte Gegner. Aber die allgemeine Stimmung begehrte lebhaft ein einheitliches Reich.

Von den norddeutschen Staaten war Sachsen der bedeutsamste, und sein Herr hatte auf Österreichs Seite gekochten. König Wilhelm verzichtete im Friedensschluß nur ungern auf das Land ober einen Teil, aber er sollte seine Nachgiebigkeit nicht bereuen; König Johann wurde sein getreuer Freund. Der besahnte Fürst, hochgeehrt und stillen Thun zugewandt, hatte die Leitung seines Herrs dem talentvollen Kronprinzen Albert überlassen, der ebenso staatsmännisch wie militärisch durchgebildet sich als tapferer Feldherr bewährte und trotz der durch die österreichische Führung verschuldeten Niederlage seinen Truppen volle Anerkennung bei Freund und Feind erwarb. Oft schon hatte Sachsen gegen Preußen gekämpft, jetzt stand es mit ihm in engster Verbindung.

Es war kein Wunder, wenn der Krieg von 1866 und sein Ausgang in Süddeutschland vielfach unangenehme Guspfnungen hinterließen. Die Ultramontanen in Bayern und die Demotraten in Württemberg sparten nicht mit scharfen Angriffen auf Preußen, das sie in den schwärzesten Farben malten, und obgleich es Männer genug gab, welche anders geseht waren, überwiegt in beiden Ländern der Partikularismus, die Abneigung gegen einen Zusammenschluß mit dem Norddeutschen Bunde. Dennoch kam der im Frieden mit Österreich in Aussicht genommene süddeutsche Bund nicht zu Stande, weil er keinen Zweck gehabt und mehr Opfer erfordert als Nutzen gebracht hätte.

In Bayern regierte seit 1864 der jugendliche König Ludwig II. Wie sein gleichnamiger Großvater wandte er seine ganze Liebe den Künsten zu, und obgleich ein harter und schöner Mann, hegte er keine militärischen Neigungen. Auch an den Staatsgeschäften nahm er, der sich gern in die poetische Einsamkeit seiner Gebirgsfeste zurückzog, keinen lebhaften Anteil. Stolz auf die Vergangenheit seines Hauses hielt Ludwig viel auf seine königliche Würde



v. Bismarck.

und die Selbständigkeit seines Landes, ohne sich den höheren Anrechten Deutschlands zu verschließen. Nicht durch seine Schuld erlangten 1869 die Gegner Preußens, die sogenannten „Patrioten“, die Mehrheit im Landtage und nötigten den Minister Fürst v. Hohenlohe, der gute Beziehungen mit dem Norden pflegte, zum Rücktritt.

Die bayerischen Truppen hatten brav, aber unglücklich gekämpft. Jetzt wurden unter Leitung des Prinzen Luitpold, des Oheims des Königs, Reformen nach preussischem Muster eingeführt und das Heer in zwei Armeekorps geteilt, deren Oberbefehl die Generale Freiherr von und zu der Tann-Kathaushausen und v. Hartmann erhielten, der erstere ein längst erprobter Soldat von ganz deutschem Herzen, der 1866 das Unheil vorausgesagt hatte, der andere bejahrt und von reicher Erfahrung, in seiner Jugend ein tapferer Offizier im Herz Kapotrons I.



v. Overmühl

In Württemberg war die deutsche Partei in der starken Minderheit, während die demokratische sogenannte Volkspartei die Schaffung eines selbständigen Südbundes und eine Verminderung des Militäraufwandes verlangte. König Karl hielt jedoch stand, bis sich plötzlich die Lage veränderte. Als norddeutscher Militärbefehlsmächtiger wollte General v. Overmühl am Stuttgarter Hofe.

Großherzog Friedrich von Baden, der seit 1852 regierte, der Schwiegersohn König Wilhelms, wäre am liebsten gleich von Anfang an dem Norddeutschen Bunde beigetreten; denn nur übermächtigen Verhältnissen gehorchend hatte der großherzogliche, allezeit deutsch denkende und auf Preußen hoffende Fürst 1866 seine Mannschaften zu dessen Gegnern gestellt. Bismarck selbst wünschte in Rücksicht auf

Bayern und Württemberg Zurückhaltung und beschränkte sich auf einen Vertrag, der die Verschmelzung der badiischen Truppen mit den norddeutschen anbahnte. Kriegsminister war General v. Reyer. Gleich der Regierung empfand auch die große Mehrheit im Lande; Baden war der feste Sitz nationaler Hoffnungen.

Der Himmel Deutschlands war demnach nicht ganz hell und heiter. Manche Wolken zogen an ihm hin, und wohl war es möglich, daß sie sich zu einem Unwetter zusammenballten. Auf der einen Seite Österreich, das im Schmerze der frisch empfungenen Wunde unzuverlässig werden konnte, auf der andern das lauernde Frankreich, im Norden das grollende Dänemark. Dazwischen im Lande selbst die partikularistischen und Preußen hassenden Parteien: noch war also die deutsche Zukunft nicht im sichern Hafen geborgen. Glaubten doch die Franzosen gar, auf die Süddeutschen gegen Preußen rechnen zu dürfen. Sie sollten bitter enttäuscht werden!





Black Photo. v. Kautz u. Gersch in Berlin.

Graf Bismarck.

### Dritter Abschnitt.

## Die Ursache des Krieges.



Plötzlich und unerwartet bricht manchmal auf See der Sturm herein und verwandelt jäh dahinströmend die Wellen in lodenden Gisch. Wehe dem Schiffer, der sich überraschen läßt! So tobte im Juli 1870 auf einmal die Kriegesurie los, aber das deutsche Schiff hatte wachsame Steuerleute, und ihr heller Ruf: „Alle Mann auf Deck!“ vereinte sofort die getreuen Gefährten.

In den letzten Jahren hatte sich Europa kaum jemals so allgemeiner Ruhe erfreut, wie zu Anfang des Julimonates. Der Ministerpräsident Ollivier erklärte in der französischen Kammer — und er meinte es ehrlich —: die Erhaltung des Friedens sei nie gesicherter gewesen als jetzt, es schwebte kein Zwischenfall. König Wilhelm wollte in Ems zur Brunnentour, Biemarck, Moltke, Roon und andere Minister genossen ihren Sommerurlaub. Da kamen plötzlich Sturmvögel aus Paris.

Im September 1868 war die spanische Königin Isabella durch eine Revolution vertrieben, und darauf eine Regenschaft unter den Marschällen Serrano und Prim eingesetzt worden. Beide wünschten die Wiederherstellung des Königtums, doch es fiel ihnen sehr schwer, einen geeigneten Herrscher aufzufinden. Unter anderen sahen sie den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen ins Auge, weil er katholischer Religion und außer mit der preussischen auch mit der französischen und mit anderen Herrscherfamilien nahe verwandt war. Nach mehrmaligen Ablehnungen sagte der Prinz endlich Ende Juni 1870 zu.

Minister des Auswärtigen in Frankreich war der Herzog von Gramont, ein sehr selbstbewußter Mann, obgleich ihm die wichtigsten Eigenschaften eines Diplomaten, Überlegung und Urteil über die Tragweite seiner Handlungen, durchaus fehlten. Die hohenzollernsche Kandidatur erschien ihm sofort als ein preussisches Räufspiel, das zugleich der Machtposition Frankreichs höchst gefährlich sei.

Gramonts feine Witterung einer argen preussischen Lüge ging freilich in die Irre. König Wilhelm war wohl durch die Hausverträge Familienhaupt, aber nicht berechtigt, hohenzollernschen Prinzen, die zu ihm nicht in so engem Verhältnis wie die preussischen standen, in allen Angelegenheiten Vorschriften zu machen. Er betrachtete demnach die spanische Aussicht lediglich als Familienache. Als sie wiederholt zur Erwägung kam, sprach er sich gegen das Unternehmen aus, ohne die Willensfreiheit des Prinzen beschränken zu wollen. Bismarck, den der König wie andere seiner Vertrauten persönlich, nicht amtlich befragte, urteilte günstiger, weil Preußen vielleicht wirtschaftliche Vorteile ziehen konnte; daß die Sache zum Kriege mit Frankreich führen würde, ließ sich damals nicht voraussehen. Als Prinz Leopold endlich auf das erneute, unmittelbare Angebot der spanischen Regierung einging, holte er vorher nicht des Königs Meinung ein, sondern berichtete nur seinen Entschluß mit der Bitte um Einverständnis. König Wilhelm war darüber wenig erfreut, doch faßte er sich auch jetzt nicht zum Widerspruch

berufen. Die fortgesetzte Behauptung der Franzosen, Preußen habe die militärische Wendung eingefädelt, war mindestens eine grobe Selbsttäuschung, obgleich der spanische Minister sogleich den Irrtum berichtigt hatte.

Daß Gramont die hohenzollernsche Kandidatur für gefährlich anfaß, konnte ihm nicht verwehrt werden, aber es gab Mittel und Wege genug, sie friedlich zu beseitigen. Statt dessen ließ er sofort durch die Presse gehässigen Lärm gegen Preußen schlagen und erklärte am 6. Juli im Giessegebenden Römer auf eine Anfrage: Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das Gleichgewicht Europas störe und Frankreichs Interessen gefährde. Die Minister würden, wenn sich dieser Fall nicht verhindern lasse, ihre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen. Damit deutete Gramont bereits öffentlich den Kriegsfall an und erschwerte ruhige Verhandlungen. Voll der französischen Eiferstucht gegen Preußen glaube er außer der Vertreibung jenes Planes zugleich dem beargwöhnten Nachbar eine so tiefe Demütigung auferlegen zu können, daß sie den Franzosen einem Siege gleich gall. Der Erfolg machte sich am schönsten, wenn ihn der König in Person darbieten konnte. Deshalb beauftragte er sofort den französischen Botschafter zu Berlin, der eben in Wildbad verweilte, nach Ems zu eilen und von König Wilhelm die Erklärung zu verlangen, er billige nicht den Entschluß des Prinzen und befehle ihm, davon abzustehen. Widerrufe der König nicht die von Prinz Leopold gegebene Zusage, so sei das der Krieg, und der Minister fügte hinzu: „Die Sache ist eilig, weil wir im Falle einer ungenügenden Antwort den Vorprung gewinnen und übermorgen die Bewegungen der Truppen beginnen müssen, um in vierzehn Tagen ins Feld zu rücken“. Der Herzog, der nur auf Frankreich sah, versuchte von Anfang an so, daß er nicht mehr zurück konnte, wenn der König nicht seinen Willen erfüllte. Die Rücksichtslosigkeit war um so größer, als der Herrscher der Ruhe pflegte und seine Minister nicht um sich hatte.

König Wilhelm nahm am 9. Juli Benedetti nicht nur in lebenswürdiger Weise auf, sondern gab sich die Mühe, unter offener Darlegung der Verhältnisse dem Botschafter klar zu machen, wie ihn die Frage zu verlangen, er billige nicht den Entschluß des Prinzen und befehle ihm, davon abzustehen. Der Herzog, der nur auf Frankreich sah, versuchte von Anfang an so, daß er nicht mehr zurück konnte, wenn der König nicht seinen Willen erfüllte. Die Rücksichtslosigkeit war um so größer, als der Herrscher der Ruhe pflegte und seine Minister nicht um sich hatte.

König Wilhelm nahm am 9. Juli Benedetti nicht nur in lebenswürdiger Weise auf, sondern gab sich die Mühe, unter offener Darlegung der Verhältnisse dem Botschafter klar zu machen, wie ihn die Frage zu verlangen, er billige nicht den Entschluß des Prinzen und befehle ihm, davon abzustehen. Der Herzog, der nur auf Frankreich sah, versuchte von Anfang an so, daß er nicht mehr zurück konnte, wenn der König nicht seinen Willen erfüllte. Die Rücksichtslosigkeit war um so größer, als der Herrscher der Ruhe pflegte und seine Minister nicht um sich hatte.

Da der Erbprinz noch nicht von einer Gebirgsreise zurückgekehrt war, telegraphierte am 12. Juli sein Vater, Fürst Anton, nach Spanien und an den spanischen Gesandten in Paris, im Namen seines Sohnes ziehe er die Kandidatur zurück, und gab die gleiche Nachricht in die Zeitungen. Der Herzog von Gramont verriet jedoch alsbald, daß es ihm nicht um Spanien und den Prinzen, sondern um den König von Preußen zu thun war. In seinem Übermut stellte er an den aus Ems zurückgekehrten norddeutschen Botschafter v. Werther mündlich das Annehmen, der König möchte einen für die Öffentlichkeit bestimmten Brief an den Kaiser richten des Inhalts: er habe nicht glauben können, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten, als er den Prinzen zur Annahme der Krone ernächtigte, und hoffe, indem er sich der Enttugung anschlüsse, jeder Grund des Zwiespaltes zwischen beiden Nationen würde nanuach verschwunden sein. Also einen Entschuldigungsbrief in bester Form sollte der König dem Kaiser schreiben.

Napoleon, der anfangs gehofft hatte, der Friede sei gesichert, wurde in dem Ministerrate bestimmt, noch eine neue Forderung an Preußen zu erheben: König Wilhelm sollte sich auch für die Zukunft verbindlich machen, daß er nicht von neuem die Kandidatur genehmigen würde. Das Verlangen war unpassend und sinnlos. Seine Folge konnte nur der Krieg sein, und in der That billigte der Kaiser die Fortsetzung der Kriegsbereitschaft.

Minister und Kaiser waren schon nicht mehr frei in ihren Entschlüssen. Sie hatten die öffentliche Meinung aufgeschauelt und wurden nun selbst von den herausgeschworenen Geiseln beherrscht. In der Kammer warf Dubernois,

ein Abgeordneter der konpartistischen Rechte, die nach Krieg lechzte und außerdem das ihr verhasste liberale Ministerium bloßstellen wollte, die Frage auf, welche Bürgschaften das Kabinett auszubringen habe, um eine Rückkehr der Verwidelungen mit Preußen zu vermeiden. In den Straßen der Hauptstadt tobte eine entflammte Menge, die nach Krieg schrie, und vor ihr fürchtete sich die Regierung mehr als vor Preußen. Wie zuerst die Notwendigkeit schneller Rüstungen, so betonte jetzt der Herzog in den Depeschen nach Gms die zwingende Gereiztheit der Gemüther.

Benedetti war nicht wohl ums Herz, als er sich am folgenden Morgen, dem 13. Juli, bereit, dem Könige die Forderung seines Vorgelegten vorzutragen. König Wilhelm war bereits auf der Promenade; als er dort den Votschafter erblickte, zeigte er ihm freundlich das Extrablatt, das die Ablehnung des Prinzen meldete, mit dem Bemerken, er werde wohl heute den aus Sigmaringen erwarteten Brief erhalten. Der Votschafter, vergessend, wie ungeeignet der Ort zu ersten Verhandlungen war, verlangte augenblicklich das Versprechen, der König werde dem Prinzen verbieten, von neuem seine Kandidatur aufzustellen. König Wilhelm, überrascht und unwillig, lehnte zwar sofort ab, gleichwohl ließ er den unermüdlichen Benedetti weiter reden und gab ihm Antwort, bis er das Gespräch beendete mit dem höchsten Ausdruck des Bedauerns, dieses neue und unerwartete Ingeklärnis nicht machen zu können.

Mit höchster Langmut hatte der König in seiner Friedensliebe und Herzogsgüte sogar die unaufschieblichen Befästigungen des französischen Votschafters hingenommen. Als er jedoch nach Hause zurückgekehrt den Bericht Werthers vorband, entließ er sich, Benedetti nicht mehr zu empfangen, und ließ ihm, als er nun den Brief aus Sigmaringen erhielt, nur durch den Adjutanten sagen, er sähe den Zwischenfall als erledigt an. Da Benedetti zweimal um Audienz bat, schickte der König wiederum den Adjutanten, der noch erklären durfte, er gebe durchaus und ohne Rückhalt seine Zustimmung zu der Entlassung des Prinzen. Als der König am 14. Gms verließ, empfing er den Votschafter, der um Erlaubnis gebeten hatte, sich verabschieden zu dürfen, auf dem Bahnhofe und reichte ihm gütig die Hand mit den Worten, er habe ihm nichts weiter mitzutheilen; etwaige Verhandlungen würden durch die Regierungen gehen. Nur das geschäftige Gerücht schuf alsbald die Legende, König Wilhelm habe den Votschafter gleich auf dem Brunnensplatz kräftig abgefertigt; in Lieb und Bild verbreitete sie sich durch ganz Deutschland.

Gramont wurde, als er den Ausgang des Promenadengesprächs telegraphisch erfuhr, stark eräukert und angeführt der mutwillig heraufbeschworrenen Gefahr unsicher. Doch mittlerweile hatte ein Staatsmann von anderem Schlage, als er war, eingegriffen. Bismarck verlor in seiner Parziner Zurückgezogenheit die Politik nicht aus den Augen. Sofort nach Gramonts Brandrede vom 6. Juli erklärte er freundliche Erörterungen für nicht mehr möglich; zwar sollten ihrewegen keine Fäden angefangen werden, aber wenn die Franzosen angreifen wollten, dann wehe ihnen! Am 12. Juli abends nach Berlin zurückgekehrt, wies er am folgenden Morgen den Votschafter v. Werther an, sofort Urlaub zu nehmen; da erhielt er abends nach 6 Uhr, als er Wolke und Moon bei sich zu Lische hatte, aus Gms den vom Könige befohlenen Bericht über die Ereignisse des Vormittags.

Der Bundeskanzler lebte der Überzeugung, daß ein Krieg mit Frankreich, solange das gegenwärtige Regiment dauerte, stets wahrscheinlich sei. Er fürchtete ihn nicht, wollte ihn aber auch nicht veranlassen, solange er nicht durchaus notwendig war. Doch durfte sich Preußen nichts bieten lassen, um nicht sein eben gewonnenes Ansehen zu schädigen und die ihm feindlichen Elemente zu ermutigen. Daß Frankreich jetzt auf eine Vermittlung hin arbeitete, war ihm gewiß; besser also, rasch entgegenzutreten. Denn daß dem ersten glücklichen Vorstoß ein zweiter nachfolgen würde, ließ sich bei dem Charakter Napoleons und der Franzosen unkhwer berechnen. Frankreich selbst hatte an die große Glorie geschlagen, Benedetti ein öffentliches Gespräch vor aller Augen herbeigeführt; die Welt mußte daher wissen, wie die Sache stand. Deshalb verlastete Bismarck auf Grund des eben erhaltenen amtlichen Telegramms, das allein für ihn bestimmt war, ein anderes, das im Wortlaut sich jenem anschliefend nur die Zwischenfälle wegließ, welche die vom König geführten Verhandlungen betrafen. Der wirkliche Inhalt bestand wurde nicht verändert. Diese Depesche, die alsbald veröffentlicht wurde, lautete:

„Telegramm aus Gms vom 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entlassung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind,

hat der französische Votschalter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgesehen, den französischen Votschalter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Votschalter nichts weiter mitzutheilen habe\*.

Noch am Abend wurde das Telegramm in Berlin bekannt. Schon hatte man mit Staunen und Enttäuschung das Gebahren der französischen Zeitungen verfolgt und die Überzeugung gewonnen, Frankreich arbeite auf den Krieg hin. Die Votschaft kam wie eine Erleuchtung, lauter Jubel feierte den König, der dem welschen Übermut seine Schranken gewiesen hatte. Am folgenden Morgen ging durch ganz Deutschland dasselbe Gefühl und zugleich eine frohe Ahnung des Kommenden.

In Paris dauerten die Ministerberatungen beim Kaiser fast den ganzen 14. Juli hindurch, lange schwanend angesichts der unklar werdenden Tragweite des bisherigen Treibens. Zuerst kam aus Berlin die Nachricht vom Emsler Telegramm, dann der ausführliche Bericht Benedettis, darauf meldete Werther seine Verurlaubung. Erst in der Nacht trat die entscheidende Wendung ein, indem endgültig die Einberufung der Reserven und damit der Krieg beschlossen wurde. Die letzten Gründe sind nicht recht klar; man sah wohl ein, daß sich nicht mehr zurückzuziehen ließ, ohne den Thron des Kaisers durch die Franzosen selbst zu gefährden, und hielt für nothwendig, Preußen zuvorzukommen.

Am 15. Juli nahm der Senat die Erklärungen des Ministerpräsidenten mit einhelliger Begeisterung auf. Im Gefolgegebenden Körper erhoben die Mitglieder der Linken unter Thiers vergeblich Widerspruch; sie wurden als Vaterlandsverräter niedergeschrien, und ohne ernstliche Prüfung des Sachverhaltes genehmigte die Kammer die erforderlichen Mittel. Ollivier sprach dabei das große Wort: er übernehme „leichten Herzens“ die Verantwortung; der Kriegsminister Leboucq versicherte, die Armee sei „erzbezeugt“, und wenn der Krieg ein Jahr dauere, brauche man seinen einzigen Samakentknopf anzuschaffen. Es war auch die höchste Zeit für die Ungebuld der Pariser. Darum losnete rasendes Triumphgeschrei und hohnvolles Wüten gegen Preußen die Regierung. „Nach Berlin!“ war die allgemeine Losung.

Gramont, Ollivier und Genossen haben später alle Schuld von sich abzuwälzen und Preußen als teuflichen Friedensstörer an die Wand zu malen versucht. Wer rücksichtslos einen Stein schleudert, ist haltbar, wenn er trifft. Gramont ging vor, wie ein Spieler, der die Partie durchaus gewinnen will, ohne zu bedenken, daß auch ein Gegner vorhanden ist. Nur auf seinen Ruin bedacht, riß er sogleich Frankreich in wilder Aufregung mit sich fort. So rannte er blindlings gegen die Wand, bis er das Gleichgewicht verlor und sich nicht mehr halten konnte. Es kam nun darauf an, wer härter war, die Mauer oder Gramonts Kopf.

Der Kaiser, den seine Krankheit nicht entschuldigen kann, seine Minister, die Kammern, die Pariser und ihre Gefinnungsgenossen luden alle die gleiche Schuld auf sich, und das übrige friedliebende Frankreich mußte für sie büßen. Niemals ist ein furchtbarer Krieg leichtsinniger herbeigeführt worden, wie dieser. Und heute übersehen wir noch besser, als es die Zeitgenossen konnten, wie friedlich unser König gekniet war, wie anmaßend sich Frankreich betrug.





Nach Photograph. v. Kretschmer u. Perich in Berlin.

Graf Moltke.



## Vierter Abschnitt.

### Rüstung und Vorfspiele.



„Es braust ein Ruf wie Donnerhall.“ So beginnt ein Lied, in dem schon 1840 Max Schneckenburger schwungvoll zum Schutze des deutschen Rheins aufgerufen hatte. In der Zwischenzeit verschollen, wurde es jetzt in der Komposition von Karl Wilhelm plötzlich überall bekannt und zur nationalen Hymne erhoben. Nie aber klang der Sang siegesgewisser, als aus den Reihen der Truppen, wenn sie über den Strom ziehend die grünen Fluten schimmern sahen, die ihren Schirm anvertraut waren.

Wirklich brauste ein Ruf wie Donnerhall durch ganz Deutschland, der Ruf der Entrüstung, der Entschlossenheit, der Freudigkeit. Wer diese Tage durchlebt hat, wird sie nie vergessen; ihre stürmische Macht den Nachkommen getreulich zu schildern, ist vergebliche Mühe. Wer vermochte in Worte zu fassen, wie feurige Aufwallung ganze Städte und weite Landschaften hinriß, wie Millionen Herz und Hand himmelan hoben zum heiligen Schwur für das Vaterland! Jeder wußte, daß es einen heißen Kampf geben würde, aber keiner zweifelte an dem endlichen Siege, und alle waren gewiß, daß aus dem Kriege eine hehre Germania, ein einheitliches deutsches Volk heimkehren müsse. Nur wenige hielten im ersten Anlange zurück, weil sie den alten Groll gegen Preußen nicht lassen konnten; doch auch sie ergriff bald die Gewalt des allgemeinen Willens. Wer noch im erbitterten Trotz verharrte, mochte in keinem Winkel hinter dem Ofen bleiben! Zwischen ihm und dem Volke war das Band geschnitten. Die Begeisterung strömte aus in neuen Liedern und Gedichten, die glutvoll und kräftig zum Streite anspornten oder auch spöttisch dem übermütigen Gegner seine Sünden vorrechneten.

Die draußen in der Welt gestreuten Deutschen fuhren jubelvoll auf; jetzt sollte sich zeigen, was ihre Heimat wert war. Unaufgefordert eilten die Kriegspflichtigen aus dem Auslande herbei; aus allen Ländern und Erdteilen kamen reiche Trüden opferfreudiger Teilnahme. Auch die Deutsch-Österreicher gaben herzliche Beweise ihrer geistigen Gemeinschaft mit dem sich erhebenden Volke.

Am 15. Juli abends kam der König in seiner Hauptstadt an. Unterwegs beugten ihm Rassel und Göttingen ihre treue Ergebenheit. Erst auf dem Bahnhof in Berlin erfuhr der Herrscher durch eben eingetroffene Telegramme die von den französischen Ministern in der Kammer gegebene Erklärung. „Das ist der Krieg!“ sagte er tief bewegt; „nun denn, so sei es, in Gottes Namen!“ Gleich rief der Kronprinz den Umstehenden zu: „Krieg, Mobil!“ Vater und Sohn umarmten sich in inniger Nährung. Die festlich geschmückten Straßen füllte die dem geliebten Kriegshelden zujauchzende Menge, und nicht enden wollten die Kundgebungen vor dem Schlosse, bis der König um Ruhe bitten ließ, weil er Kriegsgerat hatte. Von Mann zu Mann ging es weiter: „Der König will Ruhe haben“, und in wenigen Minuten war der große Platz leer.

Noch in der Nacht wurde die Mobilmachung beschlossen und am folgenden Morgen bekannt gemacht. Alle Mannen brannten vor Begierde, ins Feld zu ziehen; wer zum Ersatzbataillon kam, empfand es wie eine Zurücksetzung. Als bei einzelnen Regimentern gefragt wurde, wer von den Reservisten aus irgend welcher Grunde, noch daheim und beim Ersatz bleiben wolle, trat keiner aus dem Gliede hervor, obgleich die Hauptleute erklärten, auch

dort dienten sie ehrenvoll dem Könige. Es blieb nichts übrig, als die ältesten Jahrgänge zu befehlen, und noch dann hat so mancher flehentlich, ihn an Stelle jüngerer Vertreter mitzunehmen. Auch Freiwillige meldeten sich in Menge, in erster Reihe die akademische Jugend.

Für Frankreich war der Kampf ein von wilder Leidenschaft erzeugener Kabinettskrieg, für Deutschland ein echter Volkskrieg. Wider brach der Sturm los, das Volk stand auf, doch nicht wie 1813 das preussische allein, sondern das gesamte deutsche!

Am 19. Juli, dem Sterbetage der Königin Luise, begab sich König Wilhelm nach Charlottenburg zu den Grabstätten seiner Eltern, an denen er im stillen Gebet verweilte. So vereinigte sich in seiner Person die alte und die neue Zeit; mit dem Kampfe gegen den bösen Erbfeind, den er als Jüngling hatte beginnen helfen, sollte er das Werk seines Lebens krönen. Dieselbe Auszeichnung, die der König von den Befreiungskriegen her auf der Brust trug, das Eisene Kreuz, bestimmte er den Tapferen des bevorstehenden Kampfes.



Einmärsch der Landwehr zum Bataillon.

Nach dem Gottesdienste eröffnete der König den schleunigst versammelten norddeutschen Reichstag mit einer Thronrede, die er mit tiefem, an einigen Stellen von innerer Bewegung durchbrochenem Ernst las. Nur dem Gebote der Ehre und Pflicht gehorchend, hätten die verbündeten Regierungen die außerordentliche Sitzung einberufen. Früher habe Deutschland infolge seiner Zerissenheit Verwaltungen hinnehmen müssen; jetzt trage es in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr.

„Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Inversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Anrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.“

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu wahren, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.“

Zu Beginn der Sitzung teilte Bismarck mit, jedoch sei die französische Kriegserklärung übergeben worden.



Die Eröffnung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

19. Juli 1870 (König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg), nach A. v. Werner.

Die erste Handlung war der einmütige Beschluß einer Adresse. „Ein Opfer ist dem deutschen Volke zu schwer, aber es wird endlich auf der behaupteten Walfahrt den von allen Völkern geachteten Boden frieblicher und freier Einigung finden“, sagte sie bedeutungsvoll. Ohne Debate wurde die beantragte Kriegsanteile von 120 Millionen Thälern genehmigt; die beiden sozialdemokratischen Abgeordneten Rebel und Liebknecht enthielten sich der Abstimmung. Nach sechs Sitzungen innerhalb dreier Tage konnte der Reichstag schon am 21. geschlossen werden.

Die wichtige Frage, wie sich die süddeutschen Staaten stellen würden, war bereits in der Hauptfrage entschieden. König Ludwig zweifelte keinen Augenblick, wo Bayerns Platz sei; schon am 16. Juli erteilte er die Mobilmachung an. Dafür stellten ihm die Münchener frohen Tanz ab. Unsicherer war die Kammer. Die bisherige Mehrheit, die „Nationalen“, wollte nur zu bewaffneter Neutralität Geld bewilligen, aber die Minister Graf Bray und v. Prandl wiesen die Einwürfe zurück, und schnell lichtete ihre Reihen der Abfall zum deutschen Vaterlande; mit 101 Stimmen gegen 47 wurde der Antrag der Regierung angenommen. In herzlichsten Worten beantwortete König Wilhelm die deutschen Grußgrüße König Ludwigs.

Auch in Württemberg erhob sich deutsches Nationalgefühl zu mächtiger, allen Widerstand weghäutender Woge. König Karl hatte gleichfalls alsbald die Mobilmachung angeordnet, und seine Minister Mittnacht und v. Barmbüler vertraten entschieden die nationale Sache. Das Beispiel Bayerns wirkte auf die demokratische Partei, so daß die Regierungsvorlage mit allen gegen eine Stimme Kraft erhielt. Wie in München begrüßte auch in Stuttgart unendlicher Jubel die willkommenen Entschlüsse.

Die Haltung Badens ließ sich im voraus berechnen, obgleich dieses Land am meisten der Kriegsgefahr ausgesetzt war und der französische Geschäftsträger sich zu barbarischen Trohungen verstieg. Großherzog Friedrich und die Minister Jolly und Freytag hielten es nicht einmal für erforderlich, den Landtag zu berufen, weil sie seiner vollen Zustimmung gewiß waren. Auch Großherzog Ludwig III., Bevölkerung und Landtag von Heffen-Darmstadt nahmen bereitwillig an dem großen Werke teil.

Wie Schaum waren die französischen Hoffnungen auf die Süddeutschen zerflohen. Napoleon hatte sie zu toden und von der gemeinsamen Sache zu trennen versucht; nur gegen Veräusens maßlose Ansprüche führte er Krieg, nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit er achte und dessen Völker in freier Weile über ihre Geschicke verfügen sollten. Sie thaten das allerdings, aber nicht wie wessche Kugeln ihnen einrückte.

Die französischen Staatsmänner hatten auch auf die Hilfe Österreichs und Italiens gerechnet. Sie überschätzten die dort vorhandene Bereitwilligkeit, und die ersten deutschen Siege vernichteten bald jede Hoffnung. Italien konnte später durch die Besetzung der von den Franzosen geräumten Stadt Rom das letzte Hindernis seiner Einheit beseitigen; so verdankte das junge Königreich keine größten Fortschritte den preussischen und deutschen Waffen. Das alte Kaiserthum hatte mit der Unterwerfung Italiens begonnen, das neue förderte seine freie nationale Einigung.

Frankreich hatte sich bereit, dem Gegner zuvorzukommen, und frühzeitig schon manche Vorbereitungen getroffen. Napoleon plante anfänglich, den Rhein unterhalb von Straßburg zu überschreiten, nach dem Schwarzwalde vorzudringen schnell den Süden Deutschlands von dem Norden zu trennen und Preussens Bundesgenossen wandend zu machen, während die Flotte an den norddeutschen Küsten erscheinen und dort starke Streitkräfte entsallen sollte. Gar bald erwies sich der schöne Entwurf als unausführbar, und statt daß Frankreich angreifen konnte, sah es sich zur Verteidigung gezwungen. Schnell folgte der Umkehrung; gleich der Anfang des Krieges ließ keinen Ausgang ahnen.

Frankreich stand keineswegs so erzertigt da, wie der Kriegsminister Leboucq behauptet hatte. Infolge der in Frankreich betriebten Gesamtleitung des Militärbewegens von einem Punkte aus verwalteten die einzelnen Korps die Ausrüstung der Mannschaften nicht so selbständig und verantwortlich wie die in Deutschland. Daher riß gleich ärgste Verwirrung ein. Viele Regimenter waren fern von ihren Zeugnidern, ebenso standen die meisten nicht in den Gegenden, aus denen sie ihre Mannschaften bezogen. Weil außerdem mehrere Korps vor dem Eintreffen ihrer

Reserven nach der Grenze abrückten, mußten die eingezogenen Leute oft auf den überfüllten Pöhlen hin und her fahren, ehe sie hier ihre Ausrüstung erhielten und dort an die ihnen zugewiesene Stelle kamen. Die Verpflegung war mangelhaft vorgehen; vielfach fehlte sofort das Nötigste. Bald schlugen der obersten Verwaltung in Paris die Wagen so über dem Kopf zusammen, daß sie sich keinen Rat wußte. Die Unflathheit, die über den Aufmarsch herrschte, jagte ganze Regimenter hin und her; die Oberleitung wußte schließlich kaum, wo sie herumirrten. Als der Kampf begann, war die Mobilmachung noch lange nicht fertig, und schon deswegen herrschte unter den Soldaten nicht der beste Geist.

Wie anders ging es in Deutschland! Hier war für alles, das Größte und das Kleinste, vollkommen vorgeordnet. Jedes Stüd lag bereit, der Mann empfing Sachen und Waffen und war kriegsfertig. Der vom Generalstab entworfene Plan regelte genau den riesigen Eisenbahntransport, die Truppen brauchten nur die Züge zu besteigen. Und wie fröhlich schieden sie von der Heimat! Auch wer Weib und Kind zurückschickte, ging beglückten Herzens, zog er doch der höchsten Mannes Ehre entgegen, und viele Frauen dachten wie die alten Spartanerinnen. Sogar, in denen sich die gute Laune kaum erschöpfen konnte, und frohe Lieder verkürzten die langwierige Fahrt; unterwegs, auf den Bahnhofen, labte reichlich dargebotene Erquickung und erhob der rauschende Juchz der zur Begrüßung Herbeiströmenden den Kriegerstolz.

Frankreich vermochte weit weniger Truppen ins Feld zu stellen als Deutschland, im ganzen etwa 350,000 Mann. Weil sich die Bemittelten von der Dienstpflicht loskauften, gehörten die Soldaten meist den untersten Volksklassen an und konnten dennoch zu Offiziersstellen vorrücken. Unter den deutschen Gemeinen befanden sich Angehörige aller Stände; die Offiziere der Linie und der Reserve stammten nur aus den gebildeten Kreisen. Nichts hat die Franzosen so in Verwunderung gesetzt, als die Beobachtung, wie viele Deutsche Französisch sprechen konnten, wie sich für jede Tätigkeit sofort kundige Leute fanden, selbst für Telegraphieren und Lokomotivführung. „Die Deutschen können alles“, hieß es bei ihnen bald. Daher hatte auch das französische untere und obere Offizierskorps minderen Wert; weniger Wissen, weniger Opferlust, dafür mehr Strebertum und neidischer Eigennuß. Außerordentlich groß war die geographische Unkenntnis selbst im eigenen Lande. Ganze Paete von Karten wurden unter die Offiziere verteilt, aber nur für den Rhein und Deutschland; für die zu Frankreich gehörigen Grenzgebiete hatten sie keine. Woy auch, da sie doch sicherlich den Krieg jenseits der Grenze führten!

Die französischen Regimenter marschierten langsam und unordentlich; die schnelle Beweglichkeit der Preußen, ihre Marschdisziplin hatte schon gegen Österreich Wunder gethan. Dafür verließ den Franzosen die bessere Infanteriewaffnung einen großen Vorteil. Das Gassewotgewehr feuerte schneller als das Zündnadelgewehr, war trefflicher und trug bis zu 1500 Schritt, während dieses nur bis zu 500 Schritt wirksam war. Die bronzenen gegossenen Vorderlader konnten sich zwar mit den Kruppischen Kanonen nicht messen, weder an Tragweite, noch an sicherer Zündung der Granaten, aber sie waren immerhin ein tüchtiges Geschütz und hatten brave Bedienung. Große Hoffnungen setzte Napoleon auf die Mitrailleuse, die aus aneinander geschmiedeten Röhren 25 und noch mehr fingerlange Geschosse auf einmal auswirft. Ihr scharfer Ton knarrte deutlich aus dem bröhlenden Geschützfeuer heraus und machte anfangs Unbehagen. Bald genug erwießen sie sich nur im engen Gefecht, namentlich zur Vertreibung von Hölzern und Brücken recht brauchbar, weil sich die Ladung nicht genug zerstreute. Vortrefflich war die Kavallerie,



Ein Reservemann

und von allen Waffengattungen hat sie am meisten ihren alten Ruhm bewahrt. Ihrer Tapferkeit entsprach jedoch nicht die Befähigung zum Kundschaftdienste.

Die deutsche Feldarmee betrug rund 500,000 Mann, von denen Ende Juli beinahe 300,000 am Rheine bereit waren. Hinter diesem Heere standen dabei noch gegen 400,000 Mann Besatzungs- und Ersatztruppen, so daß Deutschland über nahezu eine Million von Kriegeren gebot, die noch vermehrt werden konnten. In Frankreich war es mit der Reservearmee und der ungeübten Nationalgarde übel beschaffen. Der Kampf durfte also mit bester Hoffnung gewagt werden, obgleich man den Feind nicht übermäßig unterschätzte.

Moltke selbst hat später den von ihm entworfenen Feldzugsplan kurz dargelegt. „Er sahte von Hans aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Waghend aber war vor allem der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuballen, daß es mit überlegener Zahl geschehen könne.“ Die süddeutschen Regierungen hatten anerkannt, daß ihre Länder am sichersten durch ein angriffsweises Vorgehen im Elsaß vom Mittelrhein her geschützt würden, und im vollen Vertrauen auf seine Heeresleitung stellten sie ihre Truppen unter den Befehl König Wilhelms.

Demnach wurden drei gesonderte Heere gebildet. Den rechten Flügel nahm die erste Armee unter dem General der Infanterie v. Steinmetz. Bereits 74 Jahre zählte er, doch Körper und Geist standen in voller Frische. Als blutarmer Leutnant hatte er sich in den Befreiungskriegen hervorgethan, dann als Führer des 5. Korps in Böhmen hohen Ruhm, aber auch den Ruf eines schamlosen Anführers erworben. Eine rauhe, schroffe Persönlichkeit von starkem Eigensinn, die mehr auf das Können als auf das Wissen gab, wurde der greise General als ein ungezügelter Löwe bewundert und gefürchtet.



v. Steinmetz.

Die erste Armee (Generalsstabschef v. Sperling) bestand aus dem 7. und 8. Korps (Westfalen und Rheinland, kommandierende Generale v. Jastrow und v. Götten). Die zweite Armee (Generalsstabschef v. Stiegle), befehligt von dem Prinzen Friedrich Karl, umfaßte das Gardekorps (k. G. Prinz August von Württemberg) und das 3., 4., 10. Korps (Brandenburg, Provinz Sachsen, Hannover; k. G. v. Alvensleben II, v. Alvensleben I, v. Voigts-Rhege). Die dritte Armee (Generalsstabschef v. Mumenthal) führte der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Ihm, als dem allgemein Geliebten, waren die Süddeutschen zugeordnet, um ihnen eine besondere Ehre zu erweisen. Daher standen unter ihm außer dem 5. und 11. Korps (Posen-Niederschlesien und Hessen-Thüringen, k. G. v. Kirchbach und v. Voß) die beiden bayerischen Korps (k. G. v. b. Fann und v. Hartmann) und die württembergischen und badischen Heildivisionen (v. Obernitz und v. Freyer). Dem Oberkommando war General v. Werder beigegeben als Führer des von den Württembergern und Badenern zu bildenden Korps. Die Kavallerie wurde in Divisionen verteilt, so daß die erste Armee eine (3. Graf v. b. Götten), die zweite drei (5., 6. und die der Garde, v. Rheinbaben, Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Graf v. b. Wolf)



französischer Krieger.

und die dritte eine (4., Prinz Albrecht von Preußen, Vater) zugewiesen erhielten. Die zweite und dritte Armee waren ziemlich gleich stark, rund 130,000 Mann, die erste 60,000. Als Reserve dienten das 9. Korps (L. G. v. Manstein, 18. Division Schleswig-Holsteiner nebst anderen Truppenteilen und großherzoglich hessische 25. Division unter Prinz Ludwig von Hessen) und das 12. Igl. sächsische unter dem Kronprinzen Albert. Das 1., 2. und 6. Korps (Preußen, Pommern und Schlesien, L. G. v. Mantuffel, v. Fransecky, v. Zümpfing) sowie die beiden ersten Kavalleriedivisionen (v. Hartmann und Graf Stolberg) hatten noch nicht herangeführt werden können. Später stießen das 1. Korps zur ersten, das 2., 9. und 12. zur zweiten, das 6. zur dritten Armee.



Streichung des Grafen Zeppelin.

Die Posten an der Grenze waren zunächst nur schwach und hatten die Aufgabe, möglichst Kunde von den Absichten und der Stärke der Feinde einzuziehen. Da wurde manch kühner Streichzug unternommen. Der württembergische Hauptmann Graf Zeppelin sprengte am 24. Juli mit drei badiſchen Offizieren und drei Dragonern von der pälschischen Grenze und durch die Festung Lauterburg quer durch das elſäſſiſche Land bis nahe an Reichshausen. Am folgenden Morgen wurde die kleine Schar bei einer Kaste überfallen, Leutnant Winsloe tödlich verwundet, die andern gefangen, doch der Führer schlug sich auf einem schnell ergriffenen französischen Pferde durch und brachte, neuen Gefahren glückſich entronnen, wichtige Nachrichten zurück. Bald gab es in diesen Vorfällen mehr Verärgerungen der beiderseitigen Vorposten.

Dem Könige Wilhelm ging das Herz auf, als aus allen Gauen Deutschlands freudige Zustimmung ertlang. Ihn drängte es, dem deutschen Volke seinen Dank zu sagen in einer Proklamation vom 25. Juli. Treue um Treue werde er entgegenbringen und unwandelbar halten. „Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einzig wie kaum jemals zuvor darf Deutschland in seiner Einmütigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit entsprossen werde.“

Als der König zur Armee abging, ertlich er eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen. „Mein Volk weiß mit mir“, — durfte er zugleich mit gutem Gewissen aussprechen — „daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.“ Überströmende Kundgebungen der Liebe und des Vertrauens begleiteten den Herrscher bei seinem Schreiten aus der Hauptstadt und auf der Reise. Am 2. August langte er in Mainz an und übernahm sofort den Oberbefehl. Die Hauptmasse der Franzosen stand an der Grenze gegenüber der Saar unter dem Marschall Bazaine. Der Kaiser Napoleon traf schon am 28. Juli in Metz ein, um den Oberbefehl über die „Rheinarmee“ zu übernehmen; krank und niedergeschlagen, war er dazu wenig angethan. Den kräftigen Vorstoß, den er verlangte, widerrieten seine Marſchälle, bis eine gewaltſame Retrospektierung vorgenommen wurde, um die brennende Begierde der Pariser nach Siegesnachrichten zu stillen.

Mit höchster Spannung erwartete man die ersten Woffenthaten. Ihre militärische Bedeutung ist in der Regel gering; dennoch sind sie nicht gleichgültig, denn der erste Erfolg oder Mißerfolg wirkt auf die allgemeine Stimmung mächtig ein und gibt eine Probe von dem Geiste, der die Truppen befeuert.

Am ehesten war dem Feinde die Gegend um Saarbrücken ausgekehrt, wo Major v. Rettel vom 7. Linienregiment 3 Schwadronen und 1 Bataillon des 40. Regiments (Hohenzollern) als Grenzwaache unter sich hatte. Fast täglich war es dort unruhig und der Dienst strengte überaus an, aber die winzige Schar vollzog ihn mit unermüdlicher Zähigkeit und größtem Geschick. Am 2. August rückte das ganze Korps Trossard gegen Saarbrücken vor, um Napoleons Begierde nach einem Erfolg zu befriedigen. Drei vorgehobene Kompanien vom 2. Bataillon der 40er hielten sich auf den vor der Stadt liegenden Höhen tapfer gegen diese Goliathmacht, bis endlich der Befehl, die Stadt zu räumen, unter Rorkem feindlichen Geschützfeuer mit aller Ruhe ausgeführt wurde. Napoleon selbst erschien während des Gefechtes, begleitet von seinem vierzehnjährigen Sohne, für den er in Frankreich Stimmung machen wollte. Entzückt meldete der Kaiser seiner Gemahlin, welche bewunderungswürdige Kaltblütigkeit Louis bei seiner Feuertaufe gezeigt, wie er sogar eine bei ihm



Die 7. Kompanie der 40er verteidigt den Epervierplatz Saarbrücken am 2. August 1870.

niederfallende Kugel aufgehoben habe. „Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen.“ Der Vater selber bestellte dem Prinzen den Huch der Lächerlichkeit auf, der ihn nachher so früh in einen ehrenvollen, aber ruhmlosen Tod treiben sollte.

Die französischen Zeitungen berauschten sich an diesem ersten Siege, der Befreiung einer offenen Stadt mit Aufgebot der ungeheuersten Übermacht und starken Geschütze. Nur wenige Tage gehörte Saarbrücken den Feinden; schon frühmorgens am 6. gaben sie ihre Eroberung auf, nachdem sie noch den jenseits der Saar liegenden Bahnhof von St. Johann in Brand geschossen hatten. Ihr ganzes Unternehmen war eine lächerliche Poffe, der das furchtbare Trauerspiel nachfolgte.

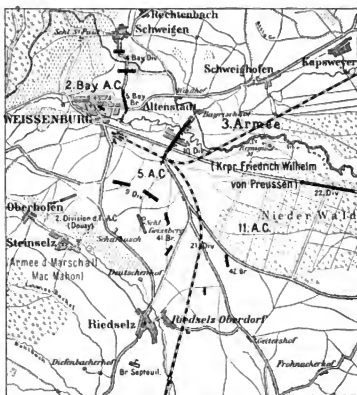
Diese geringfügigen Plänkelleien hatten bewiesen, wie viel besser die Deutschen im Einzelgefecht geschult waren, und wie unerschrocken und freudig jeder Einzelne sein Ganzes einlegte. Doch es wäre vorteilhaft gewesen, deshalb die Feinde gering zu achten; die große Schlacht stellt andere Anforderungen als das kleine Gefecht, und eine Armee voll hohen Kriegeruhms wie die französische ließ sich sicherlich nicht so leicht schlagen.



## Fünfter Abschnitt. Weissenburg, Würtz, Spidheren.

Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte die dritte Armee südlich von Landau an der Grenze versammelt. Am Nachmittag des 3. August gab er den Befehl, früh morgens vorzugehen: „Der Feind ist, wo er angetroffen wird, zurückzuwerfen.“ In der Nacht fielen schwere Güsse und erreichten die Bege; bei trübem, regnerischem Wetter erfolgte um 4 Uhr der Ausbruch.

Die vierte bayerische Division (Graf Rothner) stieß zuerst gegen 8 Uhr auf den Feind. Dicht hinter der Grenze lag das Städtchen Weissenburg, einst eine deutsche Reichsstadt und bekannt durch die zu beiden Seiten sich hinziehenden sogenannten Linien, alte Erdbefestigungen, um die 1793 Franzosen und Österreicher lange gekämpft hatten. Die Straßen sind meist eng; mächtig ragt die katholische Kirche über die Häuser hervor. Die Stadt ist zwischen Höhen ein-



Streifen bei Weissenburg am 4. August 1870, Stellung um 1 Uhr nachmittags.

ger Thor, nur ein Wall Einschnitt, im Süden und Osten das Hagenauer und das Landauer, beide überwölbt. Nahe vor diesen außerhalb der Stadtmauer stand der Bahnhof; etwas weiter hin nach Osten herrte ein von der Stadt durch kumpfige Wiesen getrennter Vorort, die Altenstadt, das sich verbreiternde Thal.

Auf dem rechten Ufer der Lauter steigt südlich über Bahnhof und Altenstadt als vorgeschobene Höhe der ziemlich steile Giesberg auf. Etwa 70 m über der Thalsohle steht auf ihm ein Schloss, die ganze Gegend überragend, hinter ihm, etwas höher, ragen drei Kuppeln weithin sichtbar. Die Landschaft ist reich und fruchtbar. Um die

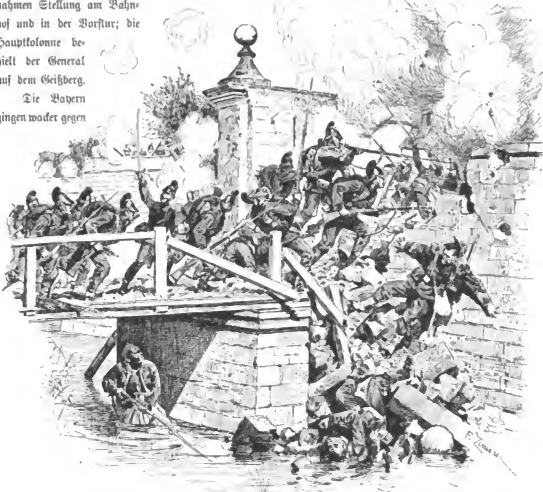
gebetet in dem von Westen nach Osten gerichteten tiefen Thale der Lauter, die weiter unterhalb in die flache Niederung eintritt. Das Flätschen war hoch angeschwollen, die Wiesen an seinen Ufern grundlos. Als früherer Stellung hatte Weissenburg noch geschlossene, hohe Wälle mit breiten und tiefen Gräben, deren freies Vorland die Verteidiger völlig beherrschten. Drei durch Zugbrücken geschützte Thore führten hinein: im Westen das Wit-

Stadt und die Hügel hinauf ziehen sich Gärten, Weinberge und Hopfenpflanzungen, vortreffliche Befeste dem Verteidiger bietend, für den Angreifer ein schweres Hindernis.

Bei Weisenburg stand nur eine vereinzelt französische Division vom I. Corps, 6100 Mann, mit 18 Geschützen unter General Abel Douay, der aus allen Kriegen, in Algier, in der Krim und in Italien, als einer der Besten hervorgegangen war. Auch jetzt wollte er nicht ohne Kampf weichen. Seine Leute, die gerade ihren Kaffee lochten, wurden durch die ersten Schüsse, welche die Bayern auf Weisenburg abgaben, völlig überrrascht. Ein Bataillon verteidigte die Stadt, die Turcos

nahmen Stellung am Bahnhofs und in der Vorstadt; die Hauptkolonne behielt der General auf dem Geißberg.

Die Bayern gingen wader gegen



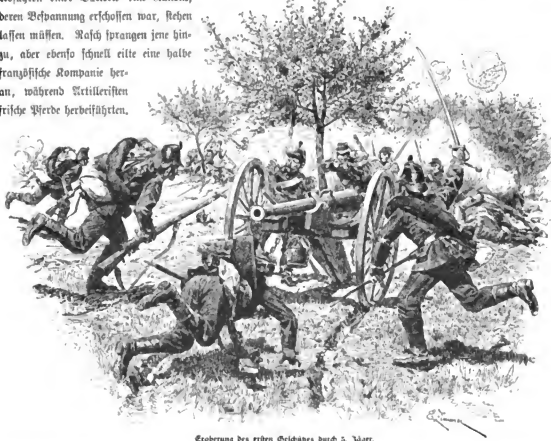
Die Bayern erklimmen das Landauer Thor von Weisenburg.

die Weinberge und die Wälle vor. Ein Zug der 4. Kompanie der 10. Jäger warf sich kühn auf das Ritzcher Thor; erst nachdem die Hälfte gefallen war, nahm der Rest draußen gebaute Stellung. Das Gefecht wurde hingehalten, bis Unterstützung kam, und als gegen 11 Uhr in der östlichen Flanke das 5. und das 11. Armeekorps einrückten, griffen die Bayern wieder energisch in der Front an. Der mehrmals abgeschlagene Sturm auf das Landauer Thor glückte endlich, nachdem Geschütze die Thorpfeiler niedergelegt hatten; flinke Männer kletterten über die Brückenpfeiler, und der Soldat Schroll brachte die Zugbrücke durch mächtige Kettziehe zum Fallen. Nun konnten die Bayern ohne Schwierigkeit bis auf den Marktplatz vordringen, und da ihr die Flucht aus den anderen Thoren verlegt war, ergab sich um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr die Befagung in der Stärke von 500 Mann.

Einbruch, der Krieg gegen Bismarck.

Gleichzeitig hatte sich um den Bahnhof ein heißes Gefecht entsponnen. Die angreifenden 58er empfing furchtbares Feuer; auch die Nachrückenden lamen nur unter schweren Verlusten vorwärts. Ein Offizier nach dem andern stürzte. Da eilte Leutnant Baron, obgleich verwundet, mit der Fahne voraus, von seinen Mannen mit Hurra gefolgt. So wurde das blutige Werk vollbracht, seitwärts von den 5. Jägern und den 47ern kräftig unterstützt. Die Vorstadt war nun auch besetzt.

Mehrfach hatten deutsche Patrioten Preise auf die Eroberung des ersten Geschüßes gesetzt. Sie verdienten Mannschaften der 1. Kompanie der 5. Jäger. Auf den Höhen südwestlich vom Bahnhof hatten die Franzosen beim Abfahren einer Batterie eine Kanone, deren Wepannung erschossen war, stehen lassen müssen. Rasch sprangen jene hinzugehen, aber ebenso schnell eilte eine halbe französische Kompanie heran, während Artilleristen frische Pferde herbeiführten.



Eroberung des ersten Geschüßes durch 5. Jäger.

Feldwebel Meyer warf sich in ihre Flanke; mit aufgesprungenen Hirschfängern, Oberjäger Hausknecht und Leuschner voran, stürmten die Jäger drauf, und die kostbare Beute wurde die ihre.

Bereits war auch die schwerste Aufgabe, der Weisberg, in Angriff genommen. Auf ihm stand das französische Geschüß, darunter eine Mitrailleusenbatterie. Die preussische Artillerie beschoß wirksam die feindliche, und General Douay war unter ihrem Feuer schon am Vormittage gefallen. Den stärksten Stützpunkt der Verteidigung bildete jedoch das feste, zweiflügelige Schloß, umgeben von massiven Nebengebäuden und von einer 15 Fuß hohen Mauer umschlossen. Aus den Fenstern bis zum Dache hinauf und den zahlreichen durch die Mauern gebrochenen Öffnungen konnte die starke Besatzung in Sicherheit den freien Abhang bestreiken. An ihm lagen in Hohlwegen und Mulden gedekt Schützentrupps, die jeden Schritt streitig machten. Dieser feuerspendenden Festung galt es. Das Königsgraben-Regiment Nr. 7 begann mit liegenden Fahnen unter Trommelschlag den getaden Anstieg, begleitet von Kompanien der 47er und der 5. Jäger. Das heftige Feuer nötigte zum Halt. Jetzt stellt sich Major v. Raiffenberg an die Spitze der 9. und 12. Kompanie und führt sie den Hohlweg hinauf. Der Träger der

Flagge fällt, Kissenberg ergreift sie, doch ein Geschöß zerschmettert die Stange. Bald stürzt er selbst, von drei Kugeln schwer verwundet. Gleich nach ihm fällt Leutnant Siemon, der die Flagge wieder erhoben hatte; fast sämtliche Offiziere erleiden das gleiche Schicksal. Einige Rügen der 7er und der 87er, die neben den Königs-grenadieren aufstiegen, drangen bis in den innern Schloßhof, doch sie mußten sich begnügen, die aus den Fenstern Schießenden auf's Korn zu nehmen, und wieder zurückgehen, als die Artillerie gegen das Schloß in Thätigkeit trat. Mit vieler Mühe waren Geschüße auf den nördlichen Abhang hinaufgeschafft und die überragende Höhe mit den drei Pappeln besetzt worden. Als die Granaten ins Schloß schmetterten, steckte die Besatzung, noch gegen 200 Mann, die weiße Flagge auf.

Das war der erste Sieg, der errungen wurde. Zwar hatten die Deutschen schließlich eine ganz gewaltige Übermacht, doch der tapfere Feind nahm eine sehr günstige Stellung ein.



Fall des Majors v. Kissenberg.

Und wie war gekämpft worden! Die Soldaten gingen so sicher und ruhig vor wie bei einer Feldübungsübung im Frieden. Die überaus großen Verluste bezeugten am besten den Mut der Truppen. 91 Offiziere, 1460 Mann waren tot und verwundet. Davon kamen auf das 7. Regiment 23 Offiziere, 329 Mann, von denen das Füsilierbataillon allein die Hälfte verlor. Gleich stark wie dieses hatte das 1. Bataillon der 58er gelitten, nicht viel weniger das 10. bayerische Jägerbataillon. Namentlich sehr viele Offiziere waren tot oder verwundet, beim 5. Korps allein 8 Majore. Auch General v. Kirchbach, der sich fortwährend im wüthendsten Feuer bewegt hatte, erlitt gegen Ende des Gefechts einen Streichschuß.

Die Waffenbrüderschaft zwischen Preußen und Bayern war nunmehr fest beschloßen und besiegelt. Nicht ohne Bedenken hatte der Kronprinz den Befehl über die Süddeutschen übernommen, weil sie weniger geschult waren. Jetzt konnte er ihnen volles Lob spenden, als er über das Schlachtfeld ritt und mit hellem Jubelruf begrüßt wurde. Die zerschossene Flagge der 7er Füsilier drückte der Feldherr an die Knie; den Verwundeten spendete er warmen Tanz und milden Trost. Die Leiche des Generals Douay, die nur von einem winkelfindenden

Gundchen bewacht bei den Pappeln lag, erhielt ein ehrenvolles Begräbniß. Die Feinde hatten ein Gefchütz und 1000 unverwundete Gefangene in den Händen der Sieger gelassen. Unter diesen befanden sich zahlreiche Turkos. Die Franzosen bildeten sich besonders viel auf ihre leichte Infanterie ein, die sie für unüberwundlich hielten, und ihre Witzblätter gefielen sich in Wüdnern, wie die schnellfüßigen Zuaven oder Turkos spielend den schwerfälligen preussischen Landwehrmann mit dem Haubajonett niederzermalen. Es gab 3 Regimenter Zuaven, die nur aus Franzosen bestanden. Sie trugen eine phantastisch-orientalische Uniform: dunkelblaue Jaden, weite rote Kniehosen und roten Freg. Leichte, fliegengewisse Gefellen, zeigten sie oft Verwegenheit, aber hielten auch geringe Mannszucht. Von



v. Kirchbach.

gleichem Schnitt, nur hellblau mit gelber Palpel, war die Kleidung der Turkos ober, wie sie amtlich hießen, der algerischen Tirailleurs, ebenfalls 3 Regimenter. Die sehr gemischte Bande setzte sich meist zusammen aus Eingebornen Afrikas aller Hautfarben, gelben Arabern, braunen Arabern und schwärzlichen Negern mit fleischigem Randtiergesicht; die Offizierstellen hatten nur Franzosen inne. Die Turkos waren in ihrem Heere als gute Kameraden beliebt, aber wehe, wenn sie losgelassen! Die Kampfweise dieser Halbwildern eignete sich vortrefflich für das zerstreute Geschütz, wie es in Algier üblich war. Am liebsten laurten sie wie Raben im Versteck und schossen aus sicherem Hinterhalt; wenn sich der Feind näherte, sprangen sie auf, um blitzschnell rückwärts neue Deckung zu suchen, doch im Notfall stürzten sie mit knirschender Wut auf den Angreifer los. Auch schlimme Künste, welche der europäischen Kriegssitte Hohn sprachen, gebrauchten die Turkos, indem sie sich wie tot niederwarfen, um dann den arglos über sie weggleitenden Gegner in den Rücken zu treffen. Unsere Soldaten lernten bald, solcher Tücke durch einen

Bajonettstich vorzubeugen. Selbst gegen verwundete Feinde, die in ihre Hände fielen, übten die dunkeln Teufel oft schändliche Grausamkeit. In dem Gefecht bei Weissenburg stand ein Regiment hauptsächlich in den Hofpfergärten vor der Stadt und am Bahnhofe. Sie machten da genug zu schaffen, doch die Teutschen merkten nichts von besonderer Schredlichkeit; im Gegenteil, manche starke Faust packte einen dieser raren Vögel ohne weiteres am Kragen und machte ihn zum Gefangenen. Die neuen Teutschen fürchteten eben afrikanische Wüstenbestien so wenig wie ihre Vorfahren vor siebzehn Jahrhunderten. In dem Kriege gegen die Markomannen warfen die Römer in die Donau als Opfer zwei Widern, die zum anderen Ufer hinüberzuschwammen. Doch die Teutschen schlugen die gelben Ungelener kurzerhand mit Knütteln tot. So wurden auch jetzt diese felsamen Stützen der französischen Zivilisation nur zum Spott.

Man kann sich denken, wie die erste Siegesnachricht daheim aufgenommen wurde! Bald kam eine noch größere und inhaltschwerere.

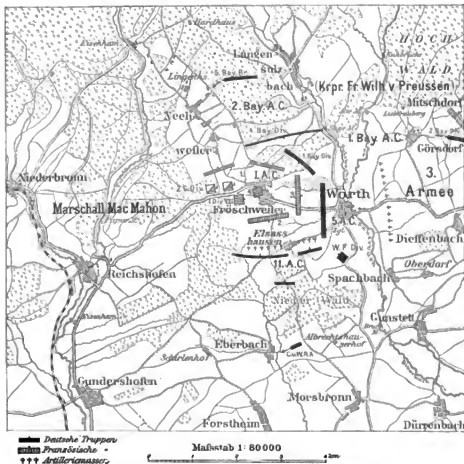
Der größere Teil der Donauischen Division war nach einem letzten Versuch des Widerstandes unverfolgt abgezogen und von dem Feinde vorläufig jede Spur verloren. Erst am folgenden Tage erkannte man, daß bedeutende Truppenmassen südwestlich hinter der Sauer bei Würth standen. Daher sollte der 6. August ein Ruhetag zur Stärkung für die bevorstehende Arbeit sein. Der Zufall fügte es anders.

Kaiser Napoleon hatte am 5. August den Marschall Mac Mahon zum Führer der im Gilaß stehenden Armee ernannt, die andere dem Marschall Pajaine übertragen. Mac Mahon, 62 Jahre alt, gehörte zu den



Der erste gefangene Turko.

angesehensten Generalen Frankreichs, denn Tapferkeit und ehrenhafte Gefinnung zierten ihn. Nachdem er seine erste rasche Laufbahn in Algier gemacht hatte, erwarb er sich 1855 europäischen Ruhm vor Sebastopol durch den Sturm auf den Malakoff, und als er durch seinen Platanenangriff 1859 die erste große Schlacht gegen die Österreicher gewann, bekam er den Ehrentitel eines Marschalls und „Herzogs von Magenta“. Jetzt sollte er ihn behaupten gegen den preussischen Kronprinzen, der in ähnlicher Weise die Entscheidung bei Königgrätz herbeigeführt hatte. Der Marschall verfügte über das I. Korps und eine Division des VII., gegen 55,000 Mann; zwei Divisionen des V. Korps unter Faidy standen wenige Meilen westlich bei der Festung Wisch, welche die Eisenbahn mit dem nahe bei Wisch liegenden Reichshofen verband.



Die Stellung der Franzosen war von Natur ungemein fest, fester noch als die der Österreicher bei Königgrätz. Ihr entlang floß von Norden nach Süden die Sauer durch eine 500—1000 Schritt breite Wiesenniederung. In dieser lag vor der Mitte der französischen Linie der von der Sauer durchflossene fiedeln Wisch, etwas weiter südlich links vom Bache die Dörfer Spachbach und Gunkstett, wichtig wegen des Überganges über das Gewässer. Diese drei Orte waren nicht besetzt, denn die französische Streitmacht nahm den im Westen rechts von der Sauer steil aufsteigenden Rücken ein. Ihr Zentrum bildeten, etwa 300 Fuß über der Thalsohle, die Dörfer Gelsbachhausen und das weithin sichtbare Frischweiler, jenes klein, das andre stattdlich mit Kirche und massivem Schloß. Der rechte Flügel dehnte sich südlich über Eberbach aus und bestrich den südlichen Abfall des Höhenzuges, auf dem das Dorf Morsbronn liegt. Der linke lehnte sich vor Langenfulbach an dichten Wald, in den nur schwierige Zugänge führten. Auf diese Weise beherrschten die Franzosen vollständig den ganzen Aufstieg von Osten und

Süden, den nach Durchschreitung der freien Packquederung noch Weinberge und Hopfenpflanzungen sehr behinderten. Außerdem hatten sie fleißig Feldbefestigungen angelegt. Die Einsetzungen zwischen den Bodenwellen deckten trefflich ihre Schützen.

Der arge Hitze am 5. August folgte in der Nacht heftiger Regen, der das schon vorher nasse Erdreich völlig aufweichte. Die Sauer füllte ihr steilwandiges Bett so, daß im Laufe des Kampfes viele brutische Abteilungen bis an die Brust im Wasser den Pack nicht ohne Verlust durchwaten mußten.

Die Schlacht, die für diesen Tag nicht beabsichtigt war, weil der Kronprinz seine ganze Nacht sammeln wollte, entspann sich aus mancherlei Irrungen. Als die 4. Division des 2. bayerischen Korps, das den rechten Flügel hatte, frühmorgens die Schüsse eines bald abgebrochenen Kefognoszierungsgefechts bei Wörth vernahm, ging sie von Langensulzbach durch den Wald nach Fröschweiler hin energisch vor. Ihr lebhaftes Feuer bewog wieder die Artillerie des 5. Korps, ihre gesamten 84 Geschütze spielen zu lassen, während 37er und 50er die Sauer überschritten, später von 6ern und 46ern gefolgt. Auch die ankündende Avantgarde des 11. Korps (80. und 87. Regiment) griff bei Gunkstett ein. An allen Stellen wurde mit großem Verlust und ohne Erfolg gekämpft.

Daher entschloß sich General v. Kirchbach, obgleich der Kronprinz vorher das Abbrechen des Gefechts befohlen hatte, nach selbständigem Gemessen zur wirklichen Schlacht und handte zu den noch im Anmarsch begriffenen Kolonnen um Unterstützung. Bald war General v. Vose mit seinem ganzen 11. Korps zur Stelle. Der Kronprinz erschien selbst auf den Höhen über Wörth mit seinem Generalstabschef General v. Flumenthal und übernahm um 1 Uhr den Oberbefehl.

Gleichzeitig traf General v. d. Tann mit den Spitzen des 1. bayerischen Korps ein und schob sich zwischen das 5. Korps und das 2. bayerische. Als auch die württembergische Division bei Gunkstett erschien, waren um 2 Uhr alle augenblicklich verfügbaren Kräfte auf dem Kampfplatz vereinigt.

Ein fürchterliches Ringen hatte sich inzwischen entfaltet. Das 5. Korps nahm zwar, nachdem es einen kräftigen Vorstoß auf Wörth abgewiesen hatte, im Frontalangriff die Abhänge über dem rechten Ufer der Sauer, aber vergebens suchte es, in dicht gedrängten Scharen auf die Höhe selbst zu gelangen, da der Feind fortwährend frische Macht heranzuführte. Der höchste Mut war erforderlich, in dieser drangvollen Lage auszuhalten. Das daneben stehende 11. Korps nahm einen vor Oberbach liegenden massiv gebauten Hof und Korbbrunn. Während sich die 32er und 94er im schweren Feuer weiter vorschoben, brauste plötzlich wie eine gewaltige Sturmflut ein Weiterangriff auf sie ein. Die Brigade Michel, zwei Kürassierregimenter und eine Abteilung Lanciers, über 1000 Pferde, sprengten todesmutig heran, obgleich der unebene, mit Gräben durchschnitene und mit Baumreihen bestandene Boden für sie sehr ungünstig war. Doch nun gristen sich die Ruhe und die Feuerficherheit der Preußen; nicht einmal die in den Übungen gelernten Karrees bildeten sie, sondern in freien Linien handten sie ihre Augen den Kavallerie Reitern entgegen. Mann um Mann stürzten in Haufen, so daß die übriggebliebenen ableuteten. Da trachtete ihnen Schnellfeuer der 50er entgegen. Ebenso warm wurde das zweite Regiment von den in die Schlachtlinie gegangenen Pionieren empfangen. Auf die Zerprestigten warfen sich siegreich die flinken 13. Husaren. Die glänzende Brigade war



Mac Mahon bei Wörth.



Carros in den Weinbergen bei Wörth.

vernichtet, gefallen oder gefangen, ohne den Gegner belangreich zu schädigen. Das teure Opfer ermöglichte wenigstens dem bedrängten rechten französischen Flügel den Rückzug.

Inzwischen nahmen die 94er Oberbach und gelang es der Artillerie des 11. Korps, über die Sauer hinüber auf der Höhe dem Feind in die Flanke zu kommen. Die Franzosen waren von vermischten Abteilungen auf Elshausen geworfen worden, das 90 Geschütze in Brand schossen. Daher ließ sich der Sturm auf diese erste Burg der französischen Mitte ausführen. Nachdem die durch den langen, verlustreichen Kampf erschöpften und aufgelösten Truppen bis in den vorliegenden Niederwald gedrungen waren, führte General v. Voß, der einen in die rechte Hälfte erhaltenen Schuß nicht achtete, drei irische Bataillone 83er und 82er vor, denen sich angeschlossen, wer noch vorwärts konnte. Die Befehung unterlag und wurde meist gefangen. Der Feind, der die wichtige Stellung nicht ohne weiteres darangeben durfte, schickte neue Infanteriemassen gegen die durcheinander geratenen Scharen. Die Preußen wankten erst zurück, doch mit Aufgebot aller Kräfte und tüchtiger Unterstützung der Artillerie trieben sie endlich den Gegner weit hinter das Dorf.

Die Reiterei soll die Schlacht wieder herstellen. Mac Mahon wirft zwischen Elshausen und Tröschweiler die Kavallerie-Division Bonnemains, vier Kürassier-Regimenter, auf die bei der langen Plutarbeit in einzelne Teile gesplitterten Regimenter. Auch hier hemmt die Unebenheit des Bodens die Kasse, und wieder empfängt die preussische Infanterie die Heranpfeilenden in Schützenlinie mit prasselndem Schnellfeuer, Batterien schleudern Granaten und Kartätschen entgegen. Das

erste Regiment bricht zusammen, die nachfolgenden gelangen gar nicht zur Attacke und stieben auseinander. Auch diese Reiterkassen sind beseitigt, und die Preußen besapfen den Stand der Schlacht.

Beide Teile waren tief erschöpft, doch die deutsche Herkesleitung mußte die unfügliche Mühe zum letzten Erfolg bringen. Da das Zentrum noch durch den ungeheuren Widerstand festgehalten wurde, trat von Elshausen her die Württemberger 2. Brigade, deren Führer General v. Startloff den befohlenen Umgehungsmarsch aufgab, um den Kampf selbst zu unterstützen, frisch in die gerissenen Lücken und gab einen festen Kern. Von Norden her umfanden die Bayern, die sich allmählich herangeschoben und mit dem Bajonnet herangefochten hatten, den linken feindlichen Flügel. Die im Walde rechts von der Straße Wörth-Tröschweiler stehenden französischen Bataillone werden rings umschlossen; haufenweise lagen hier die Toten übereinander. General v. Voß rafft zusammen, was von allen Regimentern des 11. Korps noch kampffähig ist; das Signal befiehlt: „Alles



avancieren!“ Zum zweitenmal trifft ihn eine Kugel, und so schwer in den Fuß, daß er sich zurückziehen muß. An seiner Stelle führt General v. Schtopp die Stürmenden weiter. Von allen Seiten gleichzeitig, die Truppenteile hintereinander, bricht es nun mit dem wilden Kampfe entflammter Mut auf Fröschweiler los; noch jetzt wehren sich die Franzosen in den Straßen und Häusern, und ein wilder Ansturm, Freund und Feind durcheinander, wogt hin und her. Umzingelt, muß sich der Rest der Verteidiger ergeben, nur wenige entschlüpfen.

Um 5 Uhr war die Schlacht zu Ende. Die Franzosen wälzten sich in wilder Flucht nach Reichshofen, verfolgt von nachlaufenden Granaten, welche die Straße aufwühlten und Männer, Pferde und Wagen durcheinander schmetterten. Preussische und württembergische Reitertrü, begierig, die letzten Plätter des Ruhmeskranzes zu plündern, sprengte in fliegender Eile nach und gewann zahlreiche Gefangene und Geschütze. So geht die Hetzjagd fort; die Flüchtenden werfen in sinnloser Angst Waffen und Gepäck weg, die Kürassiere Harnisch und Pallasch; jeder rettet sich wie er kann und achtet nicht der Schwachen und Verwundeten. Erst bei Niederbronn ließ eine starke Reservestellung einen Teil der Niemlosen wieder zur ersten Ruhe kommen.

200 Offiziere und über 6000 Mann blieben als Gefangene in den Händen der Sieger; an Toten, Verwundeten und Verschollenen verlor der Feind wohl über 12,000 Leute. Ein Adler, 4 Turkosahnen, 28 Geschütze und 5 Mitrailleusen und reiche andere Beute fielen den Deutschen zu. Auch der stolze Ruhm der Juaben, von denen zwei Regimenter heroisch mitgefochten hatten, war dahin wie der der Turkos, deren Regimenter hier unter verzweifelltem Widerstande aufgerieben wurden. Der Hitze wegen trugen viele von ihnen nur die weissen Überzüge der Hosen, die wie Weiberröcke um die Beine hingen.

Der siegreiche Feldherr ritt, begleitet von seinem Stabe, über das Schlachtfeld. Begeistert jauchzten dem geliebten Kronprinzen selbst die Verwundeten zu; als er nach Fröschweiler kam, stürzten ihm seine Krieger mit braulendem Zuruf entgegen und umbrängten ihren heldenhaften Führer. Den Württembergern und den Bayern sagte er besonders Dank. Edelstimmig würdigte er auch die Tapferkeit der Wessigien; in Reichshofen besuchte er den tödlich verwundeten Divisionsgeneral Raoult und pries seinen Heldennut. Noch vom Schlachtfelde handte er dem königlichen Vater und nach Berlin die schlichte Botschaft: „MacMahon mit dem größten Teile meiner Armee vollständig geschlagen, Franzosen auf Wälsch zurückgedrungen.“ Der König aber meldete seiner Gemahlin: „Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! — Es soll Victoria geschossen werden.“

Am Abend beleuchteten die brennenden Dörfer das Schlachtfeld, während die feierlichen Klänge der Musik, welche Choräle und Vaterlandslieder spielte, die kampfabgeschlagenen Seelen beruhigten. Ein milder Regen brachte den schmachtenden Verwundeten Erquickung.

Nach die deutsche Armee erkaufte ihren Sieg furchtbar teuer. Zwar verfügte sie schließlich über die mehr als doppelte Zahl, 106,000 Mann, aber der Feind hatte gar zu starke Stellungen inne und verteidigte sie heldenhaft. Die Franzosen selber erklärten für wunderbar, daß diese festen Linien genommen werden konnten. Die



In den Hayen vor Fröschweiler.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

In den Weinbergen von Würth, nach Graf Rappach.





Der Kronprinz bei Wörth.

Die Königsgrenadiere, die schon zwei Tage vorher bei Weißenburg so stark mitgenommen waren, ließen diesmal noch mehr auf dem Platz: 16 Offiziere, 551 Mann. Übergroß war die Zahl der toten oder verwundeten Etabs-offiziere: 11 Obersten, 22 Majore; außer dem General v. Bose, der erst gegen Schluß des Feldzugs wieder genes, war auch der bayerische Generalmajor Mailfinger verwundet. Wer könnte allen Tapferen den ihnen gebührenden Preis erteilen? Sie fühlten sich reich belohnt in dem Gedanken, für das Vaterland geblutet und gefiegt zu haben.

Wörth war die erste offene Feldschlacht, welche die Franzosen seit 1815 verloren. Ihre militärische Bedeutung übertraf die Schwere der Verluste; die Armee Mac Mahons war nicht mehr widerstandsfähig.

Der großen Siegesbotschaft von Wörth folgte unmittelbar eine zweite vom gleichen Tage nach.

Die erste und die zweite Armee sollten zusammen wirken und gemeinsam schlagen. Der kampfbesiegte General v. Steinmetz schob seine Truppen vor, und die Verhältnisse wie der Trieb gegen den Feind führten am 6. August zur Schlacht. Es ging hier ähnlich wie bei Wörth. Aus dem anfänglichen Vorstoß, um den vermutlich auf dem Abzuge befindlichen Feind festzuhalten, entwickelte sich ein fürchterlicher, langdauernder Kampf.

Dicht an Saarbrücken vorbei, nur eine reichliche Viertelstunde entfernt, lief damals die preussische Grenze. Die ganze Gegend ist bergig, mit steilen Abhängen und tiefen Mulden und Schluchten. Unmittelbar über der im Thale liegenden Stadt steigt nach Süden zu der Boden auf und fällt dann wieder. Hinter dieser Senkung bereits jenseits der Grenze, liegt quer vor eine höhere, an den Rändern meist mit Wald bestandene Terrasse, auf der sich östlich der Gifertswald, südwestlich die Spicherer Höhe erheben. Von dieser springt nach Saarbrücken zu bastionsartig hervor der kahle, steile und schmale Rote Berg, so genannt von dem Fels, der an einzelnen Stellen fast senkrecht zu Tage tritt. An die den Roten Berg überragende Spicherer Höhe stößt südwestlich der Horbacher Berg, von dem sich der ausgedehnte Spicherer Wald zu dem Thale herabsenkt, in dem die Eisenbahn von St. Avold über Horbach nach Saarbrücken führt. Südlich vom Gifertswald und der Spicherer Höhe liegt auf dem Plateau, durch einen tiefen Einschnitt vom Gifertswalde getrennt, das Dorf Spicheren. Das enge Eisenbahthal ist gesperret durch die von Horbach 4 km entfernte kleine Fabrikstadt Stiring-Wendel, deren Häuser und namentlich eine Eisenhütte sich trefflich zur Verteidigung eigneten. Auch auf der Straße von hier nach Saar-

ludover, der Krieg gegen Frankreich.

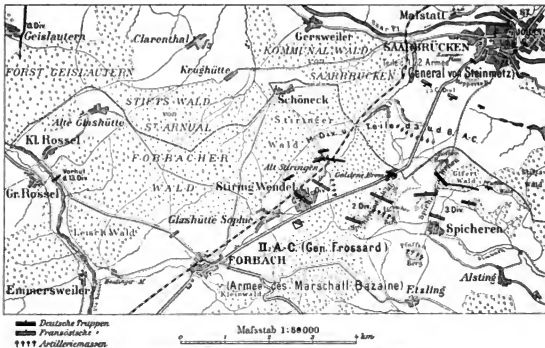
Deutschern verloren 489 Offiziere und 10,153 Mann! Alle beteiligten Truppen hatten schwer gelitten, am meisten die Preussischen, namentlich das 5. Korps. Alle anderen übertragte das 46. Regiment mit einem Verluste von 35 Offizieren und 982 Mann, mit den Vermissten gegen 1100; auch die 6er, 50er und 37er zählten je über 700 Gefallene.



v. Bose.

brücken stehen an der Grenze einige Gebäude, darunter das Wirtshaus „die Goldene Bremm“ am Fuße des Spicherer Waldes. Über Stiring-Wendel auf der andern, westlichen Seite steigen wieder waldige Höhen an. Bei Spicheren lagerte eine Division des französischen II. Korps; General Frossard hatte sein Quartier in Forbach.

Die Franzosen, über 30,000 Mann, hatten den Gifertswald und die Spicherer Höhe nebst dem Roten Berge mit reihenweis übereinander liegenden Schützengraben und Verhaufen stark verschanzt, so daß sie ihre festungsartige Stellung für unnehmbar hielten. Ihr Feuer reichte bis Saarbrücken und beherrschte vollständig das genau zu überschende offene Gelände vor ihnen, welches der Angreifer durchschreiten mußte. Ihre Planken waren so gedeckt, daß eine Umgehung nur auf weitem Umwege möglich war.



Schlacht bei Spicheren am 6. August 1870, Stellungen am 6. Uhr abends.

Erst nach Mittag begann der Kampf. Der Befehlshaber der 14. Division, General v. Kamete, bemerkte, daß die zunächst vor Saarbrücken gelegenen Höhen durch das Feuer von der Spicherer Hochfläche her unhaltbar waren. Daher befohl er dem Führer der 27. Brigade, die zuerst und allein zur Stelle war, General v. François, die Artillerie vom Roten Berge zu vertreiben. Die Regimenter Nr. 74 und 39 gingen rechts und links vor, und es gelang, trotz der geringen, breit ausgebreiteten Streiträume, sowohl vor und über Stiring Stellung zu nehmen als auch den 300—400 Fuß hohen Gifertswald zu ersteigen. Doch von hier aus den Roten Berg zu erreichen, waren die beiden Bataillone 39er viel zu schwach. Zwei Bataillone 74er drangen nun, von General v. François persönlich geführt, geradenwegs über die freie Niederung vor, festgeschossen trotz schwerer Verluste im wütenden Gewehr- und Geschützfeuer, und gelangten an den Fuß des Berges, wo sich das Füsilierbataillon 74 einnistete, während das andere rechts gegen Stiring vorging.

Es blieb nichts übrig, als den Roten Berg zu stürmen. Das Gewehr als Stütze benutzend, zuweilen auf Händen und Füßen, kletterten die wackeren Jüdisiere den steilen Hang hinauf. Nicht darin lag jedoch das rechte Wegesfind, sondern in dem Entschluß, oben angelangt dem feindlichen Feuer die atemlose Brust unbedeckt entgegenzustellen. Der erste vorliegende Schützengraben wurde mit Bajonett und Kolben aufgeräumt; die rechtzeitig

herbeigerillte 9. Kompanie der 39er half den eroberten Boden beschaupen. General v. François selbst führte sie heran, mit geschwungenem Degen voranschreitend, den Tambour neben sich. Von fünf Kugeln getroffen verschied der Held mit den Worten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gesecht vorwärts geht!“

Nun brachen schwere Stunden für die bereits furchtbar gelichteten Traven an, denen bald auch die Munition knapp wurde, während die Franzosen unausgesetzt aus den Schützengraben und mit Geschütz schossen und starken Nachschub vorwarfen. Der Gifertwald mußte wieder aufgegeben werden, nur einzelne Truppenteile erhielten sich unerschütterlich im heißen Waldgesecht. Endlich kam Hilfe. General v. Goeben, der Einheit in die Führung brachte, sandte die 40er von seinem Korps; vom 3. Korps langte zunächst der Kommandeur der 5. Division, v. Stülpnagel, mit Geschütz an, dann führte General v. Döring die 48er, denen die 12er folgten, in den Kampf. Die nunmehr reichlicher vorhandene Artillerie, in langer Linie auf den Vorbergen aufgeföhren, bearbeitete erfolgreich die französische Stellung. Neben dem Gifertwald stritten die 48er um den Pfaffenwald. Doch konnten die Preußen nicht vorwärts, weil der Rücken des Roten Berges zu schmal und dem Feuer der im höher liegenden Walde geborgenen Feinde frei ausgesetzt war. Jeder suchte auf sich angewiesen; 32 Kompanien fünf verschiedener Regimenter standen endlich hier oben in Anäuel durcheinander gewirrt, da die regellose Art dieses entsehligen Ringens eine Leitung nicht zuließ, und hatten eine gewaltige Übermacht zu ertragen. Erst als zwei Kompanien der Leibgrenadiere (8. Regiment) vom 3. Korps mit beflügelter Schnelligkeit einrückten, gelang es nach 6 Uhr, die Gte zwischen Gifertwald und dem Roten Berg zu nehmen und damit beider Besitz zu sichern. Sogar die Braunschweiger Husaren waren zu Hilfe gekommen, doch ihre Opferwilligkeit brachte ihnen in dem ganz ungeeigneten Terrain nur harten Verlust ein.

Dafür glückte es zum Jabel der bedrängten Kämpfer unter schweren Mähen, erst ein, dann allmählich acht Geschütze der Brandenburgers 5. Division unter Major v. Lynder auf den Roten Berg zu schaffen, die trotz schwierigen Standes und, obgleich fast die halbe Mannschaft fiel, den immer wieder vordrückenden Franzosen gründlich zusetzten.



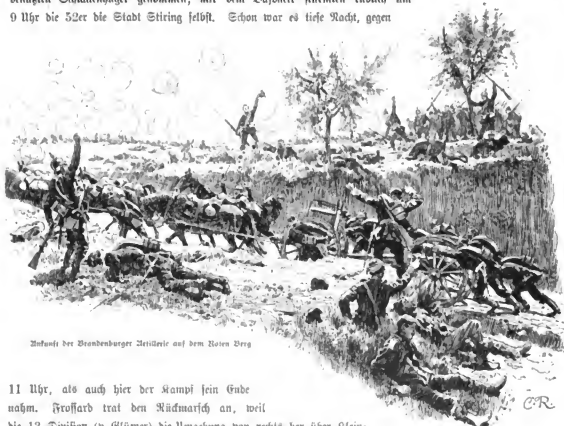
v. François.



Die 40er im Pfaffenwald.

Dafür glückte es zum Jabel der bedrängten Kämpfer unter schweren Mähen, erst ein, dann allmählich acht Geschütze der Brandenburgers 5. Division unter Major v. Lynder auf den Roten Berg zu schaffen, die trotz schwierigen Standes und, obgleich fast die halbe Mannschaft fiel, den immer wieder vordrückenden Franzosen gründlich zusetzten.

Bei aller bewundernswürdigen Tapferkeit war von hier aus, der ungünstigen Ortsbeschaffenheit wegen, der Sieg nicht zu erwarten. Nicht minder wild tobte der Kampf in der Richtung nach Stiring zu. Gegen 3 Uhr brachte die 28. Brigade (v. Woyna, 53er und 77er) den schwachen Truppen, die dort zuerst angegriffen hatten, die dringend nötige Hilfe. Die „Goldene Bremm“ und die daneben liegenden Gebäude wurden um 4 Uhr von den 74ern und 77ern gestürmt und dauernd besetzt, während um das Baldfuß rechts davon der mörderische Kampf lange schwante; Kanonen und Mitrailseusen überschütteten die Preußen mit ihren tobringenden Ladungen. Auch hier war höchste Gefahr, bis es endlich neu angekommenen Bataillonen der 5. Division (Reg. 8, 12, 52 und 3. Jäger) gelang, von der Bremm aus nach erbittertem Widerstande den Forbacher Berg zu nehmen und damit den Abzug der Franzosen nach Spicheren zu erzwingen. Schon fing es zu dunkeln an. Inzwischen war General v. Woyna auch vom Baldfuß aus vorgebrungen und hatte die Gefenbütle und die zur Deckung benutzten Schlachthügel genommen; mit dem Pajonett führten endlich um 9 Uhr die 52er die Stadt Stiring selbst. Schon war es tiefe Nacht, gegen



Ankunft der Brandenburger Jägerbrigade auf dem roten Berg

11 Uhr, als auch hier der Kampf sein Ende nahm. Krüßard trat den Rückmarsch an, weil die 13. Division (v. Glümer) die Umgehung von rechts her über Klein-Rössel auf Forbach gemacht hatte und auf die Rückzugslinie vorstieß. Die Finsternis verbot, in der waldigen Gegend dem Feinde zu folgen, der bis Saargemünd zurückwich.

Die Schlacht von Spicheren ist merkwürdig, weil erst nach und nach die Truppenteile eingriffen und das Ganze ohne eigentliche Oberleitung verlief. Der Kampf, hervorgegangen aus dem preussischen Grundlag, den Gegner nicht von der Klinge zu lassen, trug nicht die großen taktischen Erfolge ein wie der bei Wörth. Dafür war er moralisch von höchstem Wert und größter Wirkung. Die Franzosen hatten zwar auch tapfer gekämpft, aber was bedeutete ihr beharrlicher Widerstand gegen den Angriffskurm der Preußen? Eine geringe Streitmacht nahm den Kampf gegen einen vielfach überlegenen und in fast unangreifbarer Stellung befindlichen Feind auf und hielt ihn stundenlang allein aus, und auch als allmählich Hilfe kam, blieb noch lange das bedeutende Übergewicht bei den Franzosen. Die Zahl der Toten und Verwundeten entsprach diesem Verhältnis. Die Preußen



Erstürmung des roten Berges (Spicheren), von G. Röhling.





1. Bataillon 12. er am Späherer Wege.

die Deutschen rühmen. Alle ihre Oberen kannten nur das Bestreben, schleunigst zur Unterstützung herbeizueilen. Der Kanonen Donner war das Signal, das unwiderstehlich Führer und Leute herbeilodte. Anders bei den Franzosen. Der Marschall Bazaine kam nicht auf den Kampfsplatz, und die Verstärkungen, die er anordnete, trafen zu spät ein. Auch bei Wörth hatte General Faidy zurückgehalten und nicht eingegriffen, wie er es wohl gekonnt hätte. Die französischen Generale dachten nur an sich und wollten ihre Kräfte für den eignen Ruhm sparen; die deutschen hatten nur das Ganze im Sinne, und wie sie den eigenen Leib in den vordersten Schlachtreihen preisgaben, stellten sie neidlos ihre Truppen den Kameraden zu Dienste! Sie schufen damit sich selbst die allerhöchste Ehre.

verloren 223 Offiziere, 4648 Mann, die Feinde 249 Offiziere, 3829 Mann, und davon waren über 2000 Versprengte und Gefangene. Den härtesten Verlust hatte das 12. Regiment mit 35 Offizieren, 771 Mann, fast gleich das 39. und 74.; auch die 40er, 48er, 77er litten nicht viel weniger. Geradezu Unglaubliches wurde geleistet. Mehrmals stand der Kampf verzweifelt, aber wie die bereits Streitenden nicht abließen, so dachten die Ankommenden nur daran, möglichst schnell den Feind zu fassen. Die Herbeieilenden hatten meist schon große Märsche zurückgelegt und kaum etwas genossen; ihre einzige Furcht, die überangestrenzten

Kräfte möchten vielleicht nicht ausreichen, trieb sie erst recht vorwärts.

Am meisten freuten sich die Saarbrücker, und sie blieben den Dank nicht schuldig. Bis in das Granatfeuer wagten sich Männer, Frauen und Kinder vor, um den Truppen Erfrischungen zu bringen und den Verwundeten beizuhelfen.

Das wurde auf allen drei Schlachtfeldern offenbar, solche Truppen waren unüberwindlich. Noch eines großen Vorzuges durften sich



Die 77. er erklimmen die Gelände Berme.

## Sechster Abschnitt.

### Kriegsleben.



Die ersten Kämpfe brachten reiche und nützliche Erfahrungen. Die Artillerie bethätigte sich bei Wörth, wo sie sich voll entwickeln konnte, glänzend und übertraf weit die französische. Auch die Reiterei, die bisher infolge ungünstiger Verhältnisse wenig geübt hatte, entsaltete nun ihre Thätigkeit. Weit vorwärts und seitwärts warf sie ihre Spürfäden aus, unerwartet erschien sie plötzlich in Ortschaften, selbst in der kleinsten Zahl Schrecken erregend, und bald wurden die „Mulanen“, wie die Franzosen alle leichten deutschen Reiter nannten, sprichwörtlich und gefürchtet. „Die Kavallerie machte großartige Aufklärungsritte, ging sehr weit den Heeren voraus, verschleierte mit einem dichten Vorhang ihre Bewegungen, lieferte den Generalsäben blickschnelle und sichere Nachrichten, nahm Zufuhren weg, zerstörte die Eisenbahnen, raffte Lebensmittel zusammen, neckte den Gegner, den sie ausspürte, und verzögerte seinen Marsch, hob Postkoffelträger auf, hieß Nachzügler nieder und war rechtzeitig zur Schlacht da“. Solches Lob spendet ihr ein französischer Schriftsteller, Ghuquet.

Die Infanterie hatte alle Erwartungen noch übertroffen. Am meisten litt sie beim ersten Aufmarsch durch das weit reichende Geschloß, und ihre Verluste waren oft am größten, ehe sie selber zum Gewehr greifen konnte, wenn der gedeckt stehende Feind noch gar nicht sichtbar war. Daher wurde fortan weit mehr in gelöster Linie vorgegangen, als daheim üblich gewesen war. Die ausgezeichnete Disziplin half auch über diese Schwierigkeit hinweg; ohne Schuß, um nicht Munition zu vergeuden, drangen die Kompanien vor, bis sie nahe genug heran waren. Dann aber wirkte auch ihr wohlgezieltes Feuer furchtbar. Den Franzosen gereichte sogar ihre weittragende Schußwaffe in mancher Beziehung zum Nachtheil. Die Mannschaften warfen den Angreifern ihren Augestregen auf die weiteste Entfernung entgegen, ohne zu zielen, das Gewehr, um schneller zu schießen, nicht einmal in Anschlag bringend, sondern an der Hüfte haltend. Sie wurden darüber unnützig, und wenn ihnen die Deutschen auf den Leib rückten, hielten sie schwer stand. Die alte französische Tugend, mit der blanken Waffe, dem Bajonett, vorzukürmen, ging auf die Deutschen über. Die Franzosen verteidigten wohl hartnäckig ihre festen Stellungen, aber ihre Angriffe hatten keinen rechten Zug, und namentlich zum entscheidenden Massenstoß raffte sich die Infanterie nicht leicht auf.



Beträchtliche Teile des deutschen Heeres hatten die purpurne Plutaupe empfangen: Württemberger und Bayern, Hohenzollern, Westfalen und Rheinländer, Hessen und Thüringer, Brandenburger, Schlesier und Polenier. Mit ungebildigter Giergier blickten die anderen auf sie, denn alle beehrte die gleiche Kampfbegier. Was treibt den Menschen in die Schlacht, in den Männermord? Oble Leidenschaften und auch böse, aber die Zucht muß die einen regeln, die anderen dämpfen. Und die Zucht war es, welche die Deutschen zum Siege führte.

In den letzten Jahren hat sich die Kriegführung sehr verändert. Seitdem in allen Armeen Gewehr, die noch erheblich weiter tragen und viel größere Durchschlagskraft besitzen, als die Gassepots, und das rauchlose Pulver eingeführt sind, müssen auch die Bewegungen zu Angriff und Verteidigung darauf Rücksicht nehmen. Daher ist das Bild, das eine heutige Schlacht darbieten würde, recht verschieden von dem, wie es sich so oft in dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 entwidete. Eine ungefähre Vorstellung, wie wir damals kämpften, mag eine kurze Schilderung zu erwecken suchen.

Wenn die Schlacht beginnt, dann pocht jedes Männerherz an die Rippen. Die Geschütze brüllen den Eröffnungsgroß, den der Feind erwidert. Heulend fliegen hoch durch die Luft die Granaten heran, krachend plagen sie beim Einschlagen, durch das aufspringende weiße Pulverwolken saulen die schwarzjagenden Sprengstücke herum. Nichts ist schwerer zu ertragen als Granatfeuer in harrender Luthätigkeit; am Boden liegend sucht der Soldat seiner Furchtbartzeit zu entgehen. Endlich erschallt das Signal zum Vorgehen; die Leute springen auf wie Erstöße, obgleich nur erst der rechte Ernst beginnt. Schützengründe voran, dahinter die geschlossene Kolonne, wird vordrängend. Da pfeifen und surren die Gewehrflinten rechts, links, überall; hier und da schallt aus den Reihen ein klaffender Ton, ein Aufschrei, die Getroffenen stürzen. Doch weiter, weiter! Nun ist die rechte Schützengründe erreicht; die Schützen suchen Deckung kniend, liegend, hinter Baumstämmen, Erdaufwürfen oder in Vertiefungen, wie Verlegenheit ist. Es geht wieder vorwärts, die Offiziere mit geschwungenem Regen voran, mit ihnen die Rühnen und Schnellsten, die übrigen in langer Kette folgend, bis von neuem Fuß gefaßt wird. Da rückt eine starke feindliche Truppe heran; die Kolonne, die Schützen zur Seite, wartet, das Gewehr bereit, bis der rechte Augenblick da ist. „Vort an, Feuer!“ — eine geschlossene Salve sprüht dem Angreifer entgegen, Schnellfeuer knattert nach. Er weicht zurück, rückt hinter ihm her geht die Jagd. Plötzlich prallt dem Verfolger ein Hagel von Kartätschen oder Mitrailleurgeschossen entgegen. Vor oder zurück? Doch besser hinan mit dem Bajonett durch den wallenden Dampf gegen die Feuerflinten. Sie werden genommen oder ziehen sich in schneller Flucht zurück. Endlich steht die letzte Linie des Feindes in aller Stärke vor; erst Schnellfeuer, dann drauß mit gefälltem Bajonett unter lautem Hurra und rasselndem Trommelschlag, die Fahnen hoch im Winde flatternd. Hält der Gegner stand, dann gilt es heißes Ringen Mann an Mann; Bajonett, Kolben, Säbel, selbst das Messer arbeiten. Wilder Auf, lautes Jammergeschrei, doch nur kurz ist der wütende Zusammenstoß. Der Feind flieht, der Sieger ordnet seine Truppen und setzt die letzten Kräfte zur Verfolgung ein. Ist der Kampf zu Ende, so geben die Hörner das vollkommene Signal „Stehen“, „das Ganze sammeln“ zur Einstellung des Gefechtes.

So geht es bei allen Temporeiten, die nebeneinander stehen. Der einzelne, mit sich beschäftigt, weiß kaum, wie es beim Nachbar steht; die Oberleitung muß den Zusammenhang halten. Nur macht es sich nicht immer so schnell; hundertmal zieht sich manchmal das Feuergefecht hin, und ein Mann nach dem andern wird kampfunfähig. Nur ein Fuß breit vorwärts wird da schon zum schwer erlangten Gewinn. Oft muß der bereits gewonnene Boden wieder geräumt werden, und neue Opfer sind nötig, ihn zurück zu erobern. Ringsum tobt beständig Lärm der Hölle; es dröhnt, knallt, rasselte, tollt, schwirrt, jähst; der Auf der Anführer, das Kriegsgeschrei, das Jammer der Verwundeten, die dumpfthöhnende Klage der getroffenen Kasse, die Signale schreien durcheinander. Der Erdboden bebt, grauer Pulverdampf, durchdringt von den aus echnen Mäthern flammenden Feuerströmen, umhüllt schwer und dicht das graufige Bild.

Alle Schlachten ähneln sich, und doch war jede anders; vielfache Verschiedenheiten entstanden je nach Bodenbeschaffenheit, nach der Stärke beider Teile, der Zusammenwirkung verschiedener Waffen. Nur Unte sollte es

immer. Am entsetzlichsten war der Kampf um Häuser. Der Angreifer, erbittert durch die Verluste, die er beim Ansturm von den geschützten feuernden Verteidigern erlitt, schlug mit dem Kolben Thür oder Fenster ein, in dem engen Raume warf sich rasend Mann auf Mann; nur einer von beiden konnte am Leben bleiben.

Zum Gewinn der Schlachten trug häufig die Artillerie das Meiste bei. Auch ihr lag schwere, gefahrvolle Arbeit ob. So furchtbar sie unter den Feinden aufräumte, ihre Mannschaft war eigentlich wehrlos. Sie muß die Geschütze bedienen und darauf vertrauen, daß sie nicht im Stiche gelassen wird. Allerdings erhält sie Reiterei oder Fußvolk zum Schutze, aber auch diese sind sterblich. Schon die Aufstellung zum Gefecht ist schwierig und mühselig. Im rasenden Galopp wird herangezogen. Unbarmherzig bekommen die keuchenden Pferde die Peitsche zu fühlen. Der Vorderreiter nimmt die Richtung, der Stangenreiter muß sie halten, das Pein geschützt durch eine Eisenschiene, damit es nicht von der Leiche zerklüftet wird.



Neben dem Rohr und auf der Proße machen festgeklammert auf schwankelem Sitz einige Kanoniere die tolle Fahrt mit, die anderen rennen atemlos hinterdrein. Vergaß, vergab, über Stod und Stein und Gräben geht es, die Kanone muß springen, als ob sie Beine hätte. Ist der Boden weich oder gar zu steil, dann verlagen die Pferde, und die Mannschaft selber muß ihr Verles thun mit festem Handanlegen. Endlich stehen die Geschütze, die Proße wird gelöst und eine kleine Strecke zurückgezogen weiter dahinter werden die schnaubenden Rösser gehalten.

Nicht nur zog die Batterie das Feuer der feindlichen auf sich; seitdem die Artillerie nicht mehr sorgfältig hinter der Schlachtreihe geborgen wurde, sondern in die vordersten Reihen treten mußte, war sie auch den Geschützjägern ausgesetzt und sehr vollends den weittragenden Chassepots. Je mehr die Franzosen die gewaltige Überlegenheit des preussischen Geschützwehrens kennen lernten, desto eifriger suchten sie die Bedienung und die Pferde wegzuschicken. Da die Deutschen immer angriffen, war für die Geschützbedeutung nichts vorbereitet, und selten ließ sich rasch ein Erdschub schaffen. Da hausten die feindlichen Granaten einher, und eine einzige gut gezielte



kann die ganze Bedienung niederschmettern. Ein ohrenzerstörender Lärm aus den eigenen Ständen und den plahenden feindlichen Granaten donnert um die Kanoniere, erstickender Pulverdampf umwogt sie. Dabei ist Umschau zu halten, ob nicht etwa feindliche Reiter anjagen und die Rettungsmannschaften durchbrechen. Ist es noch möglich, wird das Geschütz schnell zurückgezogen; fehlen die Pferde, dann gibt der brave Artillerist im Verweigerungslaufe oft lieber sein Leben hin als sein lehrtes Ehrenkleinod.

Der Krieg stumpft ab, der Soldat wird rauh. Die Gewöhnung, das eigene Leben preis zu geben, macht gleichgültig gegen das andere. Im heißen Kampfe bleibt dem Einzelnen nicht viel Besinnung; er lebt, weil er noch lebt, und kalte Ruhe wie bewachte Kampfeslust helfen über das Schreckliche hinweg. Mitten in der höchsten Gefahr wird ein Pissen oder ein Schluck genommen, die Gigarette angezündet; selbst Wipe werden gerissen. Nach der wildsten Schlacht ertönt fröhlicher Gelang und läßt es sich der Soldat wohl schmecken, wenn er in der glücklichen Lage ist, Speise und Trank zu haben. Bei den Verwundeten sieht es freilich anders aus.

Wehe aber den Verwundeten! Auch ihnen hilft oft das stolze Bewußtsein des mitertragenden Sieges über die ersten Schmerzen hinweg, doch wie viele müssen Nacht und Tag auf dem Schlachtfeld liegen, unermüdet, eine erleichternde Stellung einzunehmen, ohne Wasser, nach dem ihr verdorrter Gaumen qualvoll lechzt, in Kälte und Rasse, von Fieberhitze und Fieberfroß durchglüht und durchschüttelt. Bei großen

Schlachten ist es trotz aller Sorgfalt der Vorbereitungen nie möglich, gleich allen Hilfe zu bringen; die Verbandplätze, die hinter der Gefechtslinie, manchmal noch im Bereiche der Geschosse aufgeschlagen werden, vermögen nur die ersten Verletzten eilig zu befragen. Krankenträger folgen den Kämpfenden und bringen die noch lebenden Verwundeten zurück; die noch die Beine gebrauchen können, suchen selber zum Verbandplatz zu gelangen. Bereit gehaltene Wagen



schaffen die Verwundeten in die nächsten Ortschaften. Bald ist es unmöglich, alle Verwundeten zurückzuholen; man sucht sie nach dem Kampfe zusammen. Sämtliche

Verwundeten sind vollgestopft, ein Leib dicht neben dem andern, und die später Gebrachten werden niedergelegt, wo eben Platz ist. Kirchen und Schulhäuser sind die ersten Stätten des Grauens; tobt noch der Kampf, dann ist selbst die Zufluchtsstätte nicht sicher.

In Tröschweiler geriet die mit französischen Verwundeten gefüllte Kirche in Brand, und nur verzweifelter Anstrengung der wacker zugreifenden Deutschen gelang es, die meisten Unglücklichen herauszuschaffen, ehe

Dach und Turm zusammenstürzten. Auf diesen ersten der Grenze nahe liegenden Schlachtfeldern trat rasch deutsche Liebesthätigkeit ein, doch so unangetroffen Verwundete wurde erst nach Tagen gefunden oder ging elend verlassen zu Grunde. Ein Glück, daß auch hier die Natur hilft; schnell nahen dem Erschöpften Schlaf oder betäubende Ermattung, und wenn der Schleier der Nacht die blutigen Felder umhüllt, dann wird es auf ihnen still, nur hin und wieder ächzt unerträglich Schmerz auf.



Seidenberggräber.

Die Toten werden möglichst schnell begraben und finden in großen Gruben ihre letzte Stätte. Bei Wörth dauerte die traurige Arbeit mehrere Tage lang, und die widerwilligen Bewohrer mußten dazu aufgeboten werden. Die Wärme führte rasch die Verwesung herbei; bald sahen auch die Leichen der Deutschen so schwarz aus wie die der Turkoneger. Für Feiertlichkeiten war keine Zeit; ohne Wahl, ob Franzose oder Deutscher, füllten sich die Gräber mit den hinabgewählten Toten. Gräßlich sind die Kadaver der Pferde; auf dem Rücken liegend, die starren Beine hochgestreckt, schwellen sie bald furchtbar an.

Nach nachdem Tote und Verwundete geborgen sind, sieht ein Schlachtfeld traurig aus. Die Baumstämme tragen die Spuren der Geschosse, Trümmer von Geschütz und Wagen stehen auf dem zerrwühlten Boden, zerbrochene

Kinder. Der Krieg gegen Frankreich.

Waffen und Gürtelsplitter, Tornister, Uniformstücke, Kumpen und Fesseln, allerhand Sachen und Gegenstände liegen wüst herum, und der Wind treibt sein Spiel mit den aus den durchwühlten Tornistern herausgeworfenen Briefen, die der Soldat als Erinnerung an die Seinen liebevoll bei sich trug.

Der Überlebende freut sich des rosigten Lichts und zieht munter seine Straße, der neuen Todesgefahr entgegen. Nicht allein ihr, sondern auch harten Pechswerden. Denn nicht in dem Kampfe liegt die eigentliche Last des Krieges; schnell ist er überstanden und das Schicksal des Augenblicke, ob Leben oder Tod, entschieden. Täglich gehen am Körper die Anstrengungen des Marsches und die Entbehrungen und erschaffen auf die Dauer auch den feurigsten Geist. Da zeigen sich erst die rechte Jucht und der echte Mannesstolz. Tamals wechselten glühende Hitze und starke Kurgänge. Auf den tauben Gebirgswegen durch die Vögelchen brachen viele unter der Sonnenglut schwergehabt zusammen, freilich nur um nach kurzer Rast erholt nachzuweichen. Gar bald nach den ersten Märschen sieben sich die Schwachen aus der Truppe aus; was dann bleibt, ist unverwundlich. Wie oft wurde am frühen Morgen angetreten, und erst die Nacht brachte ein Ende des Weges. Eine marschierende Kolonne zieht sich weit hin; die Leute, die es sich nach Möglichkeit bequem machen und die Kleidung lüften, gehen in Reihen an den Wänden der Straße, um weniger Staub aufzurühren und Wagen und Pferde durchzulassen. Zu Anfang ertönen lustige Lieder, mit der Zeit verstummen sie. Nächst ein Hindernis, etwa eine vorüberziehende Artillerie- oder Trunkkolonne zum Stillstand, dann wirft sich jeder Mann hin in den Graben, auf das Feld, in den Staub, diese wenigen Minuten der Ruhe, selbst mit rosem Schlaf, zu genießen. Wenigstens war jetzt gestattet, auf dem Marsche zu trinken; voraus reitende Offiziere ließen in den Törtern gefüllte Gefäße auf die Straße stellen, aus denen die Leute im Vorbeigehen schöpften. Um Mittag wird im freien Felde abgelockt. Das klingt schön, war es aber nicht immer. Wenn trockenes Holz fehlt und grünes genommen werden muß, dann dauert es lange, ehe eine brauchbare Flamme aus dem brennenden Nalim herausgeschlägt, und manchmal ist alle Mühe umsonst. Des Fleisck, kost immer frisch, oft einem erst am Ort und Stelle abgeschlachteten Thier entnommen, bleibt zäh und ungeschmackhaft; dann trostet man sich mit der Prühe, der Kartoffeln und Pstet festern Pstland geben. Daß der Rauch in das Kochgeschirr hineinschlägt und seine brennige Würze mittelt, nimmt der Hungrige gleichmütig hin. Wenn es nur überhaupt etwas zu kochen gibt! Will es das böse Geschick, dann ertönt, während das Geschäft noch im besten Gange ist, das Signal zum Aufbruch, und wer sich nicht Mund und Magen verbrennen mag, muß die schöne Prühe wegschütten. Sind jedoch einmal gute Zeiten und reichliche Lieferungen, dann zeigen die Kochkünstler stolz ihre Fertigkeit in der Zurückung von Feldkesseln. Die Kochtrakt, oft in staubigen Schreuen, bietet wenig Freizung, ein Pstmal im Freien auf reichlichem Stroh ist bei heiterem Wetter vorzuziehen. Im Regen auf feuchter Wiese oder in wassergefüllten Wäldern macht es allerdings wenig Freude, und der Marsch in den nassen, schweren Kleidern auf schlüpfrigen Wege ermüdet erst recht. Die Trunkkolonne und die gellende Cuertze wickeln dabei oft Bunder, und wenn zuletzt vor dem Wäldern in die Einzelquartiere an dem gerade Höchstbrennenden in Parademarsch vorbeigezogen wurde, streckten sich die mühen und wunden Peine so stamm, als wenn sie nur einen Spaziergang hinter sich hätten.

Die Verpflegung genügt nicht immer. Gar manchmal quälte der Hunger und der Durst that weh, doch der Kaffee, die Hauptquidung, war immer vorhanden. Obgleich jede Kompanie einige Kaffeeböhnen beist, macht es sich fäzt, die Bohnen mit dem Gewehrkolben oder darüber gerostem Nalachenbauch zu zerquetschen. Ob auch die Stüde ziemlich groß bleiben und kein Sieb vorhanden ist, ob Milch und Zucker, den der Soldat sehr liebt und teuer bezahlt, fehlen, das warme Getränk schmeckt und belebt immer. Der Kochgeschirrbedel nützt zu allen möglichen Zwecken, als Nalachnapf, als Tasse, als Suppenkübel, als Zeller; man nimmt es eben im Felde nicht so genau. Der Soldat lernt auch den Hunger zu bezwingen und den Leibriemen eng anzuziehen, wenn es nicht so lange dauert, daß die Kräfte schwinden.

Schließlich liegen doch der Gifer und die unverwundliche gute Laune über alles Nagemach. Es ist der Vorzug des Soldaten, daß ihm die Lustigkeit nicht anseht. Sie äußert sich manchmal recht dert, aber sie ist unendlich viel wert, und die verhängenden Vorgefekten suchen sie zu erhalten. In jeder Kompanie, in jeder Korporal-

schast gibt es Spatzvögel, Glorions, die stets einen empfänglichen Boden bei den Kameraden finden. Wohl muß auch manchmal ein Ungeschickter oder Dummer als Zielscheibe herhalten, und er thut dann am besten, mitzulachen. Die Wige werden leicht ständig und einmal ausgebrachte Schlagwörter halten lange vor, aber zünden immer. Wenn die müden Beine kaum noch vorwärts können, der leere Magen knurrt und die Truppe mühselig und stumm daherschleicht, dann ertönt oft plötzlich ein lautes Scherzwort aus den Reihen und pflanzt sich fort; gleich geht es wieder frischer. Das Neue, was der Soldat zu sehen bekommt, regt auch an, und er überlebt es sich leicht in seine Zerknirschung. Sehr liebt er seltsame Nummernereien. Die Zipfelmützen der französischen Bauern machten im Nachquartier viel Spaß, ebenso französische Uniformstücke. Nach den Schlachten trugen ganze Kompanien weiße Baumwollhandschuhe, die sie in den abgeworfenen Tornistern der Franzosen fanden. Als bei Wörth im Gepäd französischer Oberoffiziere auch Frauenkleider erbeutet wurden, warfen sie die Soldaten in einem Augenblick der Ruhe noch während der Schlacht über und vergnügten sich an einem raschen Tänzchen.

Die Bevölkerung des deutschen Landes machte keinen guten Eindruck. Gerade im Elsaß und in den deutsch-rebenden Teilen Lothringens benahm sie sich mütterlich und ablehnend, denn der Hauber des napoleonischen Namens saß hier am tiefsten. Bei Weißenburg und noch mehr bei Wörth beschnallte man Landleute, auf die deutschen Truppen geschossen zu haben. Doch gab es überall auch freundliche Menschen, und viele Bewohner machten sich schon darauf gefaßt, wieder deutsch zu werden.

Ort und nachher in der Umgegend von Mels waren viele Landleute flüchtig geworden, und die Dörfer standen fast leer. Allmählich wurde das an-



ders, und großen Eindruck machte es, daß unsre Soldaten bar bezahlten. Die Franzosen überzeugten sich, daß die Deutschen keineswegs Barbaren waren. Fanatiker und Bösewichter trieben freilich noch oft verruchte Hinterlist und schaden damit sich und ihrem Lande am meisten. Andere rächten die Demütigung ihres glorreichen Vaterlandes in für sie recht einträglicher Weise, indem sie für Kleinigkeiten enorme Preise forderten. Am leidenschaftlichsten tobten oft Frauen. Manche grimme Kautschippe trat der unlieblichen Einquartierung in heller Wut mit dem Besen entgegen, bis sie ihr unfreiwilliger Lachserfolg zur beäugelten Widerpenstigen machte. Doch meist stellte sich ein ganz freundliches Verhältnis zu den Wirten ein. Die Soldaten hatten wohl im Hause, und kinderlieb, wie der Deutsche ist, hatten sie mit den neugierigen Kleinen ihr Vergnügen. Bald entspann sich eine Art Plauderei, denn merkwürdig leicht verstandigte man sich durch Gebärden und Zeichenprachen, und die Deutschen schnappten rasch französische Worte auf. Gern schüttelten dann die Franzosen ihren Kummer aus, und überall hörte man von ihnen den Satz: „Ja, der Krieg ist ein großes Unglück für uns und für euch!“ Das letztere haben unsre siegesfrohen Krieger freilich nicht ein, und allgemein erfolgte auf das Gejammer der Franzosen die treffende Antwort: „Warum macht ihr Krieg, wenn ihr's nicht versteht!“

Dieses schlichte Soldatenwort war allerdings richtig, denn wenn die Franzosen die zuerst empfangenen Schläge mit allerhand Zufälligkeiten entschuldigen wollten, mußten sie bald erfahren, daß in der That die Deutschen die Kriegsführung besser verstanden als sie.

## Siebenter Abschnitt.

### Die Schlachten bei Meh\*.



Da Mac Mahon, der von Wörth über Zabern schnell nach Saarburg zurückgegangen war, seine Truppen mit der Eisenbahn nach dem Lager von Châlons an der Marne führte, fand die dritte Armee, nunmehr durch das 6. schlesische Korps verstärkt, keinen Feind mehr vor sich. Sie rückte ohne Kampf auf die Saar zu, bis sie Befehl erhielt, über die Mosel nach der Maas zu gehen. Dazwischen hatten die beiden anderen Armeen Siege errufen, die dem Kriege eine neue Wendung gaben.

Im heißen Monat August, der das Blut der Trauben lockt, floß diesmal Menschenblut in Strömen. Seine ersten Tage brachten großartige Kämpfe; bald wurden sie durch noch größere übertroffen. Der heftige Feldzug von den Mehren Schlachten wird mit gewaltigen Sturmestößen bis in die fernste Zukunft klingen; seine drauſenden Wirbel hallen zusammen in einem machtvollen Schlußakkord: deutsche Tapferkeit und deutsche Ehre!

Wer einen hochragenden Alpentiefen schildern will, zählt nicht die einzelnen Schrunde und Jaßen auf; er würde damit das Bild nur fälschen. So sollen hier auch diese Vorkämpfer des deutschen Schlachtenruhms nur im großen Umriß gezeichnet werden.

Die erste und zweite Armee folgten nach der Schlacht von Spicheren dem zurückgehenden Feinde. Das 9. und 12. Korps rückten dem Heere nach; auch das 1. Korps war angelangt, das 2. eben auf dem Anmarsche. Am 8. August übernahm König Wilhelm das Kommando; sein Armeebefehl schärfte den Soldaten strengste Mannszucht und den Schutz des fremden Privateigentums ein. Des Königs langjährige Erfahrung war höchst wertvoll, seine Anwesenheit für das Heer und die Soldaten unschätzbar; ihrem Oberfeldherrn zuliebe thaten und ertrugen sie alles.

Die Reiterzelle in kühnen Streifzügen weit voran und brachte gute Nachrichten über die Bewegungen des Feindes, der von der feimigen Schlucht bedient im Dunkeln tappte. Im französischen Hauptquartier herrschte die bisherige Unsicherheit weiter. Napoleon, voll Furcht vor irgendwelcher Rückkehr nach Paris, verlangte eine Schlacht bei Meh, während die Generale die gesamten Streitkräfte weiter westlich, bei Châlons zu vereinigen wünschten. Am 12. August legte der Kaiser, krank und müde, den Oberbefehl nieder und übertrug ihn Bazaine.

Der Marschall zählte 59 Jahre. Arm, aus geringer Familie, diente er von der Waise auf in Algier, dazwischen eine Zeit unter der spanischen Fahne, immer tapfer und zugleich ver schlagen. Erst seit dem Krimkriege rascher befördert, zeichnete er sich bei Solferino aus und begleitete dann die französische Expedition nach Mexiko, über die er 1863 den Oberbefehl erhielt. Dort mit einer sehr reichen, vornehmen Dame verheiratet, entfaltete er wohl auch militärische Tüchtigkeit, doch noch mehr Känkelspiel. Ihm blieb der Ruf eines schlauen, rücksichtslos eigen nützigen Mannes; da er aber für einen unentbehrlichen General galt, erwiderte ihm der Kaiser weitere Ehren. Seit

\* Die Pläne der Mehren Schlachten siehe am Schluß des Buches auf Tafel I.



dem Mac Mahon geschlagen war, setzte ganz Frankreich seine Hoffnungen auf diesen jüngsten der Marschälle. Unbezweifel war des nichtschach verwundeten Bazaine Tapferkeit; seine Befähigung als großer Feldherr sollte er erst nachweisen. Ebenso sehr Politiker wie Soldat, hatte er viele Rücksichten zu nehmen, und die Sorge für den Kaiser erschwerte erheblich seine Thätigkeit. Napoleon schärfte ihm ein, nichts zu wagen, und der Marschall selbst dachte in erster Stelle daran, seine Arme möglichst leistungsfähig zu erhalten. Seine Unterführer hatten weder rechten Gehorsam noch selbständigen Unternehmungsg Geist; der klare Überblick über die militärische Lage setzte von Anfang an ihnen wie dem Oberfeldherrn. Bazaine hatte fünf Korps, das II., III., IV., VI. und die Garde bei sich. Da der Kaiser seine Meinung änderte und den Abzug auf Verbund verlangte, gab der Marschall entsprechende Befehle und ließ den Abmarsch beginnen. Es war zu spät; schon griffen die Preußen an.

Das deutsche Hauptquartier hatte andre Absichten beim Feinde vermutet und entschied vorläufig von Fall zu Fall. Da man mit Verwundung sah, daß er die Mosel oberhalb von Metz nicht gedeckt hatte, galt es, sie rasch in Besitz zu nehmen. Allmählich sahte Molke den Plan, rechts schwenkend die feindliche Arme südlich über die Mosel hin in der Flanke oder im Rücken zu fassen. Daher hob sich der linke Flügel der zweiten Arme, das 10. Korps an der Spitze, in Eilmärschen nach der Mosel auf Pont à Mousson zu. Steinmetz, dessen Arme den rechten Flügel des Ganzen und somit den stehenden Treppunkt bildete, hatte vorwiegend für die Festung der Flanke zu sorgen. Als jedoch General v. d. Goltz, der Führer der 26. Infanterie-Brigade (7. Korps), die sichere Überzeugung gewann, daß die Franzosen auf dem Abzuge begriffen waren, entschloß er sich auf eigene Hand, sie festzuhalten, um jene geplante Umfassung durch die zweite Arme möglich zu machen. Erst am vorgerückten Nachmittage des 14. August entbrannte die Schlacht von Colombey-Neuilly, auch von Courcelles ober vom Wormy genannt.

Die ganze Gegend um Metz ist hügelig mit breit gewölbten Höhenzügen und ziemlich steilen Zwischenbälgern, nur bei der Festung selbst durchfließt die Mosel eine breite Niederung. Daher machte der Angriff überall große Schwierigkeiten. Die Franzosen hatten zudem mit gewohnter Geschicklichkeit ihre Stellungen besetzt, und Weinberge an den Höhenrändern wie kleine Waldbestände hinderten die Bewegung. Zahlreiche Dörfer liegen hier nahe aneinander verstreut. Nur dreiviertel Meilen östlich von Metz erhebt sich in reizender Gegend über einem Bache das kleine Dorf Colombey, hinter dem sich das Plateau breit und frei nach der Festung dehnt; etwa eine halbe Meile nördlich, doch jenseits des Wassers steht das größere Neuilly. Zwischen Colombey und den südlichen Forts liegt Grigny, zwischen Neuilly und dem starken Fort St. Julien Metz. Der größte Teil des III., IV. und das Gardekorps der Franzosen verweilten hier noch auf dem rechten Moselufer.

Der Kampf begann und verlief ganz ähnlich wie bei Spicheren, indem nur eine Brigade den weit überlegenen Feind angriff und allmählich zur rechten Zeit heranrückende Verstärkungen erhielt. Die 15er, 55er und 7. Jäger nahmen und hielten Colombey. Der Feind bekam schnell neue Mannschaften, da seine bereits abziehenden Truppen bei dem Schall der Geschütze sofort umkehrten, froh, nun endlich nach langer Zerknirschtheit zum Handeln zu kommen. Um nicht im Norden umgangen zu werden, behüte sich die Brigade nach La Blanchette aus, ziemlich halbwegs auf Neuilly zu. Eine Stunde lang trug sie allein den verlustreichen Streit, bis auf Befehl des Korpskommandeurs v. Jastrow die Schwerebrigade, die 25. (v. d. Osten-Sacken, 13. und 73. Reg.), in ihre Linie eintrat. Zugleich marschierte eilig von Norden die Avantgarde des 1. Armeekorps heran, das seine ersten Vorboten zu holen hatte; sein Führer, General v. Mantauessel, war bereits auf Kampf gefaßt. Die 44er besetzten unter verheerendem Feuer Neuilly und drückten gegen Metz vor, die 1. Jäger und 43er warfen sich in die Lücken zwischen Neuilly und La Blanchette und nahmen im heißen Streit Courballier. Auch das 4. Regiment stellte sich ein. Weiter kam man vorläufig nicht, denn die Franzosen standen vortrefflich gedeckt in übereinander liegenden Reihen von Schützengraben. Sie führten fortwährend neue, starke Massen vor und versuchten, die vordringende Linie zu durchbrechen; lange wogte der Kampf unentschieden. Endlich machte die hinter der Front neben Moisseville aufgestellte starke Artillerie einige Lust, und um 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr nahmen Teile der 1. und 13. Division endgültig die Höhen über Colombey und La Blanchette. Doch war man noch nicht am Ende. Ein gewaltiger Angriff der Franzosen

warf die erschöpften Truppen bei Lauballier hinunter. Doch ähnlich, wie Dole bei Börtch, sammelte General v. Bentheim, Kommandeur der 1. Division, was von den gesplitterten und der meisten Offiziere beraubten Regimentern noch kampffähig war, und führte sie siegreich die Höhe wieder hinauf. Gegen Abend gingen vier Bataillone, 53. und 77. Reg. der 28. Brigade (v. Boyna), die bei Epierhen so wacker gekämpft hatte, über Colomby nach Grigny vor, und endlich griff hier die auf den Kanonendonner herbeigerufte Avantgarde der 18. Division (v. Wrangel, 36. und 84. Reg.) ein. Der Feind zog sich auf diesem Flügel weit zurück.

Mittlerweile hatte es bei Rouilly bedenklich ausgesehen, da hier Labitault mit zwei Divisionen eine Überflügelung versuchte. Unterstützt von mächtigem Geschützfeuer eroberte das 3. Reg. mit den 44ern das Dorf Mey, das Füsilierbataillon des 4. Reg. ging noch weiter nördlich vor und sicherte damit auch den rechten Flügel. Längst war die Nacht angebrochen, ehe der Kampf zum Abschluß kam; nur das Fort St. Julien schleuderte noch seine im Dunkeln leuchtenden Geschosse. Einzelne Truppenteile drangen sogar bis hinter die Forts, doch die Umstände verboten eine Verfolgung. Abend: um 8 Uhr trafen Steinmetz und Manteuffel bei der Brauerei von Roifferville zusammen; das Rusikkorps des 1. Regiments (Kronprinz) spielte: „Sei dir im Siegetrang“.



Große Opfer hatte die Schlacht gekostet: 222 Offiziere, 4684 Mann, während die Franzosen 200 Offiziere und 3408 Mann einbüßten. Weber Geklagene noch andere Trophäen fielen den Preußen in die Hände, dafür war der Hauptzweck erreicht: der Abzug der Franzosen verzögert, die Umgehung erleichtert. Etolz auf seine Soldaten, befehligte der König am folgenden Tage den Kampfplatz. „Die Truppen sollen sich alle mit unglaublicher und bewunderungswürdiger Energie und Lust geschlagen haben. Ich habe viele gesehen und ihnen von Herzen gedankt“, lautete seine Botschaft an die Königin.

Bazaine, der die Schlacht geleitet und durch einen Granatsplitter eine Quetschung erlitten hatte, beanspruchte den Sieg für sich, und der Kaiser pries ihn, er habe den Zauber gebrochen. Napoleon hatte bereits am Nachmittag Mey verlassen. Niemand besagte sein Schreiben, auch die Verdüsterung zeigte ihm nur finstere Gesichter. Es war kein Glück, daß er sich aus dem Staube machte, sonst wäre er schon jetzt in der großen Falle gefangen worden.

Während die Franzosen am 15. ihren Abmarsch auf das linke Moselufer fortsetzten, bot die deutsche Oberleitung alles auf, ihnen rechtzeitig die Straße nach Verdun zu verlegen; in unbegrenzter Nachlässigkeit hatten die Feinde die Brücken nicht zerstört. Sie am weitesten vorgeschobene 5. Kavallerie-Division schlug nach kurzen Gefechten am Abend bereits ihr Zimal westlich von Mars la Tour auf, das 3. Korps überschritt um Mitternacht bei Gorny und Vagny den Fluß; südlich von ihm war die 19. Division, die am 13. Pont à Mousson besetzt hatte, schon weit voran. Noch weiter südlich gingen das Gardekorps und ein Teil des 4. auf das linke Moselufer über. Hinter ihnen saßen das 9., 12., 8. und 7. Korps, in weiterer Entfernung das nachrückende 2. Korps. Das 1. Korps mußte östlich von Mey zur Sicherung der Eisenbahn liegen bleiben.

Prinz Friedrich Karl, dem die Oberleitung die Maßnahmen anheimgestellt hatte, bestimmte das 3. und 10. Korps, denen das 9. Hilfe leisten sollte, nebst der 5. und 6. Kavalleriedivision, die Hauptstraße Mey-Verdun zu fassen. Sie führt von der Festeung geradeaus über Gravelotte nach Mars la Tour; bei Gravelotte zweigt eine zweite Straße nordwestlich ab, die über Doucourt und Jarm ebenfalls Verdun erreicht. Bazaine wählte zum Abzug aus der Festeung den einzigen Weg über Gravelotte. Bald verstopfte er sich mit Fußwerk und Troß, und da noch andere Hindernisse hinzukamen, wurde der Abmarsch verzögert. Deshalb erfolgte der Zusammenstoß früher, als zu erwarten war. Bereits an diesem 16. August entbrannte die Schlacht. Sie sollte noch blutiger werden, als die bisher geschlagenen.



General v. Redow erteilt den Befehl zum Angriff.

Die Mittellinie des Schlachtfeldes, einer freien Hochfläche mit Wellen und Senkungen, bildet ungefähr die ziemlich gerade große Verbuner Straße. Von Meh aus gerechnet liegt hinter Gravelotte Rezonville, wo das französische Lager stand, davon eine halbe Stunde westlich das Dorf Vionville und dreiviertel Stunde von ihm Mars la Tour, zwischen beiden etwas südlich Tronville. Nördlich läuft parallel der Chaussee als erhöhter Wall die alte Römerstraße, an deren Ende ein Gehölz steht, die Tronviller Büsche. Südlich von Rezonville liegt im tiefen Waldthal Gorge, so daß ungefähr ein gleichseitiges Dreieck mit der Spitze Rezonville entsteht, dessen einen Schenkel nördlich die Straße Rezonville, Vionville, Tronville bildet, den andern östlich der Weg von Gorge nach Rezonville, welcher durch den Wald von St. Arnould geht. Die Cuerlinie ist ein Einschnitt mit steilen Rändern, über die man auf die Hochfläche steigt, auf der nicht weit von Vionville das kleine Flavigny steht.

Nördlich und südlich von Rezonville lagerten die französischen Korps III (Leboeuf), VI (Cantobert), II (Grossfard), dahinter die Garde (Poursbafi), im Anmarsche war IV (Admirault).

Die Ehre des Vortrittes hatte diesmal gegen 9 Uhr die Kavallerie, welche vier Batterien des Majors Körber vom 10. Korps, der an der ganzen Schlacht den rühmlichsten Anteil nahm, begleiteten. Sie überraschte französische Reiter bei Tronville und jagte sie in überstürzte Flucht. Bald darauf rüßte General v. Stülpnagel mit der 5. Division (8., 48., 52., 12. Reg., 3. Jäger) durch das unbesetzte Waldthal von Gorge auf die Hochfläche südlich von Flavigny und den Wald von St. Arnould vor und besam sofort mit einem heftigen und überlegenen Widerstande zu thun. Ungemein waren die Verluste: das 1. Bataillon 52er küßte sämtliche Offiziere ein, auch der Führer der 9. Brigade, General v. Döring, fiel. Der Kommandeur des 3. Korps, Konstantin v. Alvensleben, beschloß „mit kantonischer Jurie“, wie ihm ein französischer Schriftsteller nachtrühmt, unter allen Umständen die Schlacht aufzunehmen. Die 6. Division (v. Buddenbrock, 20., 35., 24., 64. Reg.), die weiter marschiert war, schwante daher bei Tronville rechts gegen Vionville ein; dieses Dorf, wie später Flavigny, wurde gegen 11 1/2 Uhr in wilden Gefechte genommen. Dennoch war die Lage hochgefährlich. Das Korps stand in einer nahezu eine Meile langen Linie gegen die unentbehrliche Übermacht. Wäre Bazaine jetzt, wie er ohne weiteres konnte, energisch vorgegangen, hätte er den schwachen Gegner mit Leichtigkeit vollständig zertrümmert. Aber da sein Augenmerk nur darauf ging, nicht von Meh abgedrängt zu werden, setzte er die Hauptkraft in seinen linken Flügel nach Gorge zu, vielleicht auch in der Hoffnung, dort durchbrechend den Preußen die Mofellinie wieder zu nehmen und dadurch ihre Heerkörper zu trennen. Obgleich er stets auf dem Kampfsplatze war, hatte seine Führung etwas Unruhiges; er verwendete seine Kräfte nur zu einzelnen Stößen und zerstreute seine Geschütze, ohne eine volle Nachtwirkung zu erstreben. Um sein II. Korps zu entlasten, warf er auf die 52er ein Artillerieregiment. Von den ruhig Abwartenden mit sicherem Schußfeuer blutig zurückgewiesen, wird es von den westlichen und Braunschweiger Fußaren und den Gardebrigaden verfolgt, die kühn bis an den französischen Feldherren heran-

lagen, der selber den Regen ziehen muß und mit Mühe der Gefangenchaft entgeht. Dagegen kam ein Angriff der 6. Kavalleriedivision, der den Zietzhusaren viele Leute kostete, nicht zur Entfaltung.

Auf dem rechten Flügel zwischen Gorce und Regonville wurde bis zur Dunkelheit gestritten. Die 5. Division leistete Wunder an Tapferkeit, doch wie sie, litten auch die allmählich eintretenden Verstärkungen entsehrlich. Am Nachmittag kamen Bataillone vom 10. Korps (78., 56., 79. Reg. unter Obrst Lehmann), dann vom 8. Korps die 32. Brigade (r. Ker, 40., 72. Reg.). Sie alle hielten mit Mühe stand; da führte als dringend notwendige Hilfe Obrst v. Schöning sein 11. Regiment herbei, noch in später Stunde und aus freiem Entschluß gegen erhaltenen Befehl. Er selbst fiel, mit ihm mehr als ein Drittel seiner Tapferen. Zum Schluß rückte noch rechts die 49. heftische Brigade (v. Wittich) ein. Die fortwährenden feindlichen Angriffe waren wohl abgewehrt, doch nicht wesentlich Raum gewonnen worden.

Das schwankende Schicksal der Schlacht hing an dem linken Flügel, auf dem sich alle entscheidenden Momente vollzogen. Hier trat Kadmirault mit seinem IV. Korps ein, und unter Entwidclung gewaltiger Infanterie- und



Graf Schmettow.

Kavalleriemassen veruchte er, den Gegner zu umklammern, während Garobert von der Römerstraße her auf Bionville drängte. Bisher hatte die 6. Division in ihrer schweren Lage nur Unterstützung von der 37. Halbbregade (78., 91. Regiment) erhalten. Um die Artillerie an der Römerstraße zum Schweigen zu bringen, setzte Alvensleben die Reiterbregade Predow daran. Ihre Aufgabe glich der, welche der französischen Bregade Michel bei Wörth zusiel, nur war der Feind ungleich härter. Sechs Schwadronen von den Halberstädter Kürassieren Nr. 7 und den altmärkischen Mianen Nr. 16, 800 Pferde, geführt von den Majoren Graf Schmettow und v. Dollen setzten sich zum Oplerritt ruhig in Trab. Dann brausen sie los wie ein Orkan, überreiten das erste Treffen der Infanterie, hauen die Mannschaft der Patreien nieder und durchbrechen auch die zweite Linie. In ihrem Ungeßüm jagen sie zu weit, und die vierfache Übermacht feindlicher Kavallerie bricht auf sie ein. Dennoch schlagen

sich die Tapferen einzeln durch. Die Hälfte war gefallen oder nach dem Sturze der Pferde gefangen, doch die Bregade bedeckte sich mit Ruhm. Als Schmettow, der im Handgemenge einen feindlichen Major niedergewhauen hatte, das Regimentsignal blasen ließ, drang der Ton der durchgeschossenen Trompete durch Markt und Wein, wie eine erschütternde Klage. Ferdinand Freiligrath hat in seinem Gedicht: „Die Trompete von Gravelotte“ den Heldennut der kleinen Schar verherrlicht.

Die Franzosen stießen weiter vom Norden her vor und drängten mit ihrer Übermacht alle nördlich der Chaussee kämpfenden Truppen zurück; schon waren sie daran, auch Tronville und Bionville wiederzunehmen, als den fast aufgeriebenen Preussensoldaten gegen 4 Uhr die 20. Division im Gilmarsch Hilfe brachte (Reg. 56, 79, 17, 92, 10. Jäger). Der Kommandeur des 10. Korps v. Voigts-Rheß, dessen Generalstabschef v. Caprivi rastlos thätig war, unterbrach seinen Vormarsch, doch der Führer der 20. Division v. Kraatz war schon vor seinem Befehl zu den gefährdeten Kameraden geeilt. Bald erscheint auch die 38. Bregade (16., 57., v. Wedell), die sich nördlich von Mars la Tour gegen die inzwischen mächtig vorgedrängte Umgehungslinie des Feindes wendet. Unter Granat- und Mitrailleurfeuer führen die beiden Regimenter vorwärts; da thut sich vor ihnen eine vorher nicht sichtbare, 50 Fuß tiefe Gelschucht auf. Auch sie wird durchstetert. Unmittelbar über ihr empfängt der Feind, dem



Das 1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars-la-Tour, nach E. Buntin.





Appell der Garde-Dragoonen.

sich eine frische Division im Lauffschritt zugeellt, mit mörderischem Feuer die braven Westfalen; sie müssen wieder hinunter. Der Feind sendet von oben seine Kugeln nach; 300 Mann der von dem sechsseitigen Marsche in schwüler Hitze übermüdeten Braven können nicht mehr die steile andere Seite erklimmen und werden

gefangen. Weit über die Hälfte war in der kurzen Frist gefallen. Oberst v. Wrien vom 16. Regiment war tot, Oberst v. Granach trug selber die geschossene Fahne des 1. Bataillons seines 57. Regiments zurück. Der Fahne des 2. Bataillons des 16. Regiments war der Stoß zerschellt, die von einem Geschöß abgerissene Spitze mit den Bändern wurde von den Franzosen gefunden und in Reih als eroberte Fahne aufgeführt.

Nicht weniger als diese Regimenter bluten die anderen neu hinzugekommenen. Voigts-Reh befehlt der Reiterei, um jeden Preis den vordringenden Feind aufhalten. Oberst v. Kuerstwald führt vor Mars la Tour die ersten Gardedragonen gegen die Infanterie, fast alle Offiziere fallen, doch der Zweck wird erreicht; selbst tödlich verwundet, sammelt der tapfere Führer noch die Trümmer seines Regiments und bringt ein Hoch auf den König aus. Auf den Appellruf eilen auch die reit-

losen Kasse herbei, wie von Geisterhänden gelenkt. Eine andere Schwadron rettet eine Batterie, indem sie sich der Schwadronen der Gossards d'Afrique entgegenwirft; auch ihr Führer, Wittmeister v. Hindenburg, zählt mit dem Tode.

Der Kampf schreit hoffnungslos. Der Feind bereitet sich vor, mit Reitermassen die schon halb zertrümmerten Regimenter zu zermalmen. Schon bricht die Kavalee los, Kadmirault schießt seine Kavallerie auf das Plateau links von Mars la Tour. Endlich ist für die preussische Reiterei die Stunde der Abrechnung da, ein Kampf, wie ihn ein Reitermann ersehnt. Gegen feuerpeinende Artillerie und schnellstehende Infanterie vorzugehen und sich mit dem manchmal recht unangenehmen Fußvolk herumzuschlagen, zwingt die Pflicht; den Säbel in der Faust, den Jügel verhängt der gleichen Waffe entgegenzujagen, sich mit dem Feinde Aug' in Aug' zu messen, ist höchste Lust. Endlich war der Wahn des Jümwartens, des Stehens im Granatfeuer gebrochen, und als die Schwadronen links um Mars la Tour anstrengend die französischen Kameraden zu Gesicht bekamen, durchbrauste lauter Jubel die Reihen, die Reute waren kaum zu halten. Die Spitze hatte das 13. Dragonerregiment mit der 4. Schwadron der 2. Gardedragonen, dann kamen die 4. Kürassiere, die 13. Ulanen und die 19. Dragoner; hinter ihnen die 16. Dragoner und die 10. Husaren. Bald wirren sich die Scharen durcheinander. Die Erde bröckelt unter den Hufen von 6000 Rossen; die Säbel schlagen klirrend zusammen, Pistolen und Karabiner trachen; die Lanzen der Ulanen bohren sich in die Leiber der Feinde. Aufwirbelnder Staub umhüllt das wogende Getümmel. Bald genug löst es sich wieder; die fliehenden Franzosen reißen wie ein Sturzbach ihre eigenen nachfolgenden Regimenter mit sich fort, und die Deutschen wenden siegreich wieder in ihre Stellung zurück. Ihre Verluste waren nicht gering, zwei Obersten, Graf Hindenstein und v. Schaaf, blieben. Doch die französische Reiterei wagte sich nicht wieder hervor; von ihren Generalen war Montagu gefangen, Veyrand gefallen. Das war die größte Reiter Schlacht im ganzen Kriege, grandios und sinnbewältigend, ein Ehrentag der preussischen Kavallerie.

Schon war die Sonne untergegangen. Prinz Friedrich Karl leitete seit drei Stunden persönlich bei Bionville den Kampf. In jähem Galopp war er von Pont à Mousson herbeigeritten, jubelnd begrüßt von seinen

Kämpfer, Der Krieg gegen Frankreich.

Brandenburgern, die in ihm das Untertand des Sieges erblickten. Nach 7 Uhr befahl er ein allgemeines Vorgehen, damit der letzte Schlag von deutscher Seite falle. Die Batterien, soweit sie nicht bereits die Befestigung verloren und die Munition verbraucht hatten, rückten vor, obgleich die Pferde sich mühsam fortzuschleppen, ebenso die Reste der verbrauchten Regimenter; viel war nicht mehr zu thun. Auch die Reiter, deren Pferde den ganzen Tag weder Futter noch Wasser erhalten hatten, vermochte in der Finsternis nicht mehr viel zu leisten. Ihre 6. Division verlor noch im letzten Angriff den Brigadier v. Diepenbroick-Grüter. Bis 19 Uhr dauerten Einzelgefechte.

Entsetzlich war das Blutbad in diesen zwölf Stunden gewesen; fast 35,000 an Toten und Verwundeten wurden auf beiden Seiten gezählt. Die größere Hälfte kam auf die Franzosen. Sie hatten trefflich gekämpft, aber ihre zehnfache Übermacht nicht ausgenützt. Den unerschütterlichen Kampf des brandenburgischen Korps hat Nolte eine der glänzendsten Waffenthaten dieses Krieges genannt. Es verlor allein 310 Offiziere, 6700 Mann. Endlich senkte sich die Stille der kühlen Nacht auf die gekämpften Gefilde herab. Die beiden Heere hielten einander dicht gegenüber, das Gewehr im Arm. Die Deutschen lagen um die lobenden Wackfeuer in ernster Stimmung und gedachten ihrer Toten. Erst der Morgen brachte die Gewissheit des Sieges, weil die Franzosen zurückwichen, aber auch die neu hervorbrechender Kämpfe.



Prinz Ludwig von Hessen.

Die Bedeutung dieser Riesenschlacht von Bionville—Mars la Tour lag nicht in ihrem unmittelbaren Erfolge, sondern in den Ergebnissen für den Gesamtplan. Der Abmarsch der Franzosen war um einen ganzen Tag aufgehalten worden, ein Gewinn, den die deutsche Heeresleitung alsbald verwertete, um alle Truppenkörper vorzuschieben, während Bazaine die seinigen bis hinter Gravelotte zurückzog. Am Morgen des 18. Augusti nahm er eine Stellung von 12 Kilometer Länge ein, die, von Natur außerordentlich fest, eine Armee von 131,000 Mann eng aneinandergeschlossen zur Verteidigung hatte. Bazaine hielt sich für unangreifbar. Seine Schlachtreihe stand auf einer freien, glaciartigen Terrasse, welche das westliche kahle Vorgefild, über das die Deutschen herankommen mußten, überragt und vollständig beherrscht. Auf ihr liegen in einer Linie die großen Dörfer Amanvillers, nördlich

davon St. Privat la Montagne und weiterhin Roncourt. Eine Eigentümlichkeit der Gegend sind die zahlreichen, einzeln liegenden Fachwerkhäuser oder Fermen, alle massiv, jeder eine kleine Festung für sich. Schützengraben und Verhaue gingen quer den Abhang entlang, gedeckle Wege verbanden die Dörfer und Fermen.

Im Süden dehnte sich die französische Stellung bei dem Dorfe Roziermes bis nahe an die Mosel. Wie zwei Tage vorher hatte Bazaine diesen seinen linken Flügel am stärksten bedacht; hier bei dem Fort Plappeville stand noch die Kaisergarde in Reserve hinter dem II. Korps. Nördlich folgte das III., bei Amanvillers das IV., und das VI. bei St. Privat und Roncourt. Vor St. Privat waren Truppen vorgeschoben bis in den Ort Ete Marie aux Chènes. Kriegsgeschichtlich merkwürdig war, daß beide Heere ihre Front vollständig umgewendet hatten. Jedes stand so, daß es dem andern den geraden Weg in die Heimat versperrte.

Die deutsche Heeresleitung, in der Erwartung, die Franzosen würden nochmals versuchen, nach dem Westen zu entkommen, beabsichtigte, die Wege dahin möglichst zu verlegen. Die erste Armee sollte der Vorstich halber dicht bei Metz bleiben; Steinmetz hatte den Befehl, sich mit dem 7. Korps, das die äußerste rechte Flanke von Gravelotte südlich bis zur Mosel bildete, auf die Verteidigung zu beschränken, während das 8. in Mexonville weiterse erwarten sollte. Das 3. Korps hielt bei Bionville, während das 12., das Garde- und das 10. Korps nach Nordwesten marschierten. Sie alle mußten in einigen Stunden umkehren. Infolge neuer Meldungen erhielt das



9. Korps, das bei Flavigny stand, die Weisung, nördlich vorrückend die Geschütze bei Vernerville zu besetzen. Dadurch erfolgte gegen 12 Uhr, obgleich ein ernstlicher Kampf an dieser Stelle vermieden werden sollte, der erste Zusammenstoß, der die gewalttätige Schlacht des Krieges eröffnete.

Diese Schlacht von Gravelotte und St. Privat spielte sich in drei großen nebeneinander hergehenden Kämpfen ab. Nördlich von Vernerville bis gegenüber Amanvillers erstreckt sich das Gehölz de la Cusse, das die Franzosen nicht besetzt hielten. Dagegen hielten sie vor Vernerville einen starken Schutz in den in einer Reihe liegenden Felsen Champenois, L'Envie und Chantrenne, hinter denen die Höhe hinauf die Feste La Motte steht. Als General v. Manstein das Lager bei Amanvillers bemerkte, glaubte er den rechten Flügel des Feindes vor sich zu haben und ihn überraschen zu können. Er ließ deshalb seine gesamte Artillerie bei Vernerville aufahren. Doch die Franzosen waren rasch fertig und gaben wohlgedeckt ein furchtbares Feuer, so daß, obgleich die Infanterie der 18. Division (v. Brangles) energisch vorging und die Pachtböfe L'Envie und Chantrenne nahm, die deutsche Artillerie aufs äußerste gefährdet war und sogar einige der Bespannung beraubte Geschütze trotz verzweifelter Gegenwehr verlor. Auch die sie deckende Infanterie hatte einen harten Stand, namentlich im Gehölz de la Cusse. Die 25. Division unter Prinz Ludwig von

Deffen brachte wenig Unterstützung; nach dem sich das Füsilierbataillon 85 aufgeopfert hatte, machte erst die verlustreiche Verstärkung der Feste Champenois durch das 1. Bat. des 2. hessischen Regiments um 4 1/2 Uhr die Lage haltbar, wenn sie auch gegenüber dem furchterlichen und übermächtigen Feuer gefährlich blieb. Die Artillerie hatte die denkbar schwierigste Aufgabe; gleichwohl hielt sie heroisch aus. Um den Pachtbof Chantrenne tobte der für die 9. Jäger, die 36er und 85er überaus verlustreiche Kampf weiter.

In der Mitte der feindlichen Stellung entwickelte sich also zuerst der wütende Streit, doch sollte nicht hier die Entscheidung fallen. An dieser Stelle galt es vorläufig nur festzuhalten, und nachdem die durch das 3. Korps bis auf 106 Geschütze verstärkte Artillerie die französische mundtot gemacht hatte, erfolg gegen 5 Uhr das Gefecht beim 9. Korps und wurde nicht mehr mit vollen Kräften aufgenommen. Der Strauß war furchtbar geworfen; das Korps hatte einen Verlust von über 4000 Mann, von denen das 85. Reg. 800, das 84. und das 36. 600 hergeben mußten. Die Korpsartillerie blühte gegen 200 Mann und über 300 Pferde ein.

Auch der Streit auf dem rechten Flügel, der ebenfalls sehr heiß geworden war, kam schließlich zum Stehen. Die Kampfgeierde wie die Verhältnisse gaben dort dem ersten Regim einen stetig wachsenden Fortgang. Südlich des Dorfes Gravelotte zieht sich von Nord nach Süd die Schlucht des Mancebaches. Auf der Höhe nach Metz zu liegt an der Chauffee die Feste St. Hubert, hinter ihr rechts und links die Höhe Point du Jour und Moscou, so daß diese Paulschneiten, durch gedeckelte Wege miteinander verbunden, eine dreieckige, starkbesetzte Festung darstellten. General v. Götten schickte, um das neben ihm kämpfende 9. Korps zu unterstützen, von Rezonville



Die Artillerie vor dem Gehölz de la Cusse.

auf erst die Artillerie, dann die 16. Division (v. Parnelow, 33., 60., 67., 28. Reg., 8. Jäger) vor. Es gelang, trotz schwerer Verluste von Anfang an, die Artillerie bei Gravelotte aufzustellen, die durch das 7. Korps schließlich bis auf 108 Geschütze vermehrt wurde. So glänzend sie schoß, war sie in schwerster Verdrängnis, und ihre Sicherung gebot, das Manœchal zu befehen. Nur sehr langsam in aufreißendem Feuer gelang es, schrittweise vorzubringen, und die Einnahme von St. Hubert wurde unerläßlich. Die Artillerie arbeitete vor, mit Ungestüm flürmten die Bataillone von allen Seiten gleichzeitig heran, und ohne zu großen Schaden glückte das Wagnis. Jeder Schritt vorwärts erforderte den zweiten, aber der wurde immer schwieriger, und die Unterstützung durch die 31. Brigade (v. Gneisenau, 29., 69. Reg.) half nur den mühsam errungenen Stand behaupten. Als Steinmeyer um 3 Uhr einen allgemeinen Vorstoß anordnete, entfalteten die Franzosen erst recht das Übergewicht ihres Infanteriefeuers und zwangen die vorgeschobenen Batterien bis auf zwei (Wäggre und Hesse) zum Rückzug. Dann drachen sie vor und drückten die preussischen Schützenlinien zurück. Auch hier ließ sich höchstens behaupten, was man hatte; die hinzukommenden 30er vom 7. Korps gaben der erschöpften 29. Brigade eine gute Stütze.



v. Coppe.

Am späten Abend ging hier noch einmal der wilde Tanz los. Das 2. Korps, die Pommern unter General v. Franckey, dem gefürchten Helden von Swipwalde bei Königsgrätz, waren seit 2 Uhr morgens auf dem Marsch, um noch rechtzeitig ihr Wort mitreden zu können. Sofort nach dem Eintreffen rückten die Regimenter begriffen in das Geschick, voran die 3. Division (v. Hartmann). Steinmeyer, der sich im heftigsten Feuer anhielt, hatte bereits die 32. Brigade (72. und 40. Reg.) gegen die Manœschlacht gefendet, und nun befaß König Wilhelm persönlich, die Höhe von Point du Jour anzugreifen. Es war gegen 7 Uhr. In geschlossenen Kolonnen rückten die Regimenter unter lautem Hurra auf der Straße vor, bis sie sich entwickeln konnten. Der Feind lag indessen auf der Hut; unter fürchterlichem Geschützfeuer, das bis zum Standort des Königs trug, setzte er seine Infanterie in Bewegung.

Das Bemühen der Franzosen war vergebens, doch ebenso erfolglos nimmt darauf die 32. Brigade den Point du Jour in Angriff. Schon brach die Dunkelheit herein, als die Pommern gegen die Höhe vorrückten, die 2. Jäger, die Regimenter 54, 14, 2 und 42, unter den Augen von Moltke, Steinmeyer und Franckey, die von der vorliegenden Höhe ihren mächtigen Andrang bewunderten. Bis dicht unter die Mauern kamen sie, dann gebot die dunkle Nacht, die Freund und Feind nicht unterscheiden ließ, Einstellung des Feuers. Das 2. Korps befehlte die ganze Stellung; hinter ihm ordneten sich die zerstreuten Teile des 7. und 8. Korps, denn allem Verminuten nach stand ihnen für den Morgen neue, nicht minder große Anstrengung bevor. Sie blieb ihnen erspart.

Vom linken Flügel her kam der Sieg. Erst später als an den anderen Orten begann hier der Angriff, der zuerst gegen die vorgeschobene Gasse der Franzosen in Ste. Marie gerichtet wurde. Die 47. Brigade des kgl. sächsischen 12. Armeekorps (Oberst v. Leonhardt unter dem Divisionär Reichhoff v. Holtzberg, 104., 105. Reg., 12. Jäger und ein Bataillon 108er), die preussischen Gardefüßler, Gardejäger und das 4. Garderegiment, elf Bataillone in der ersten Reihe, flürmten im Schnelllauf ohne Schutz mit Hurra und Trommelschlag von drei Seiten vorwärts und eroberten das schon stark beschossene und nicht besetzte Dorf nachmittags um 3 1/2 Uhr. Jetzt konnte die Artillerie rechts und links von dem Dorf in langen Reihen aufstehen und schloßerte ihr wohlgezieltes, furchtbar wirkendes Feuer auf den Feind, dessen Geschütze erlösend. Doch ein tapferer Angriff, den die 47. Brigade auf Koncount zu machte, scheiterte als verfrucht.

Kronprinz Albert von Sachsen stellte seinem 12. Korps in klarer Erkenntnis der Sachlage die Aufgabe,

Roncourt auf dem äußersten Flügel zu nehmen. Er legte den Anmarsch vortrefflich und vorsichtig an. Unter seinem Bruder, dem Prinzen Georg, begann die 23. Division, der die 48. Brigade folgte, die Umgehung in einem weiten Bogen über Axboué. Geringe Zeit mußte vergehen, ehe sie ihren Zweck erreichen konnte; bis dahin war für die Garde gerufen, abzuwarten, und so lautete auch die erste Weisung des Prinzen Friedrich Karl.

Der Kommandeur der Garde, Prinz August von Württemberg, erachtete es jedoch für dringend notwendig, das schwerbedrängte 9. Korps zu entlasten, und vermutete auch, die Sachsen würden bald eintreffen. Er beschloß daher den Sturm, obgleich der Kommandeur der 1. Gardebrigade, v. Pape, abriet. Noch war bisher das durch hohe Mauern und massive Säulen sehr starke Dorf St. Privat von den Batterien, die meist nach Roncourt und Amanvillers hin arbeiteten, wenig in Angriff genommen. Der Ort und die Höhen ringsum flarrten von Feinden, starkes Geschütz flankierte die Stellung. Im Vorterrain lagen wohlgeschützt durch Gräben, Feden, Zäune und Mauerwerk die feindlichen Schwärme, und vor dem Feuer aus Tausenden und aber Tausenden weittragender Geschütze, deren Schützen unsichtbar waren, lag ganz offen eine sanft sich senkende Fläche ohne jede Bedung. Vielen Weg des Todes mußten die Garben wehrlos hinan in die sichere Vernichtung. Der gräßlichste Augenblick in all dem unermeßlichen Blutergießen war da.

Die Traben jagten nicht, mit heroischem Mute, mit durch nichts zu erschütternder Festigkeit vollführten sie den Befehl. Wohl hätte dem Heerzulesten das Blut erstarren undgen, die Garben gaben freudig das ihre preis. Zwei Kolonnen wurden gebildet: die eine die 1. Gardebrigade (v. Kessel, 1. und 3. Reg.), hinter ihr die 2. (v. Wiedem, 2. und 4. Reg.). Daneben schritt die zweite Kolonne, die 4. Gardebrigade (v. Berger), die Regimenter Kaiser Franz und Königin und ein Bataillon Kaiser Alexander; sie kamen zuerst ins Feuer. Bald folgte der Tod seiner willkommenen Beute. Zuerst stürzten die Offiziere, die überall voranritten. Gleichwohl rückten die Grenadiere näher, so daß der Feind trotz seiner Stärke neue Scharen vorwarf. Hauptmann v. Wittmoß bringt durch den Bleihagel drei Geschütze herbei, die den Feind zurücktreiben helfen; endlich wird die gefährlichste Stelle, ein von Schützen wohlgehoelter Felsenweg, im Anlauf genommen. An der südwestlichen Ecke vor St. Privat nistet sich der Rest ein; der einzige von der ganzen 4. Brigade übriggebliebene Stabsoffizier, Major v. Zehr, übernimmt das Kommando an Stelle des Obersten Graf Waldersee, der, obgleich verwundet, sein Regiment Königin noch auf die Höhe hinaufgeführt hatte.

Die erste Brigade schmilzt noch mehr in dem Feuerstrom zusammen; in die klaffenden Lücken des 1. und 3. Garderegiments tritt das 2. ein, um den gleichen Verlust wie sie zu erleiden. Auch hier gelingt es, dem Feinde nahe zu kommen, doch es bleibt nichts übrig, als am Boden liegend den Ausgetreten zu ertragen. Dennoch wird ein Weiterangriff mit Schnellfeuer abgewiesen. Auch die letzte Reserve, das 4. Regiment, muß darangesetzt werden; im größten Bogen sprungweise herannahend, schiebt es sich in die vorderste Reihe ein. Nun erst wendet sich die Artillerie mit verstärkter Kraft gegen St. Privat und senket ihre Granaten über die Grenadiere hinweg. Gegen eine Stunde liegen sie dort, wenige hundert Schritte vor den Mauern, eisenfest, keinen Zoll wachend, aber unermüdet, vorzubringen. Doch glücklich, wer so weit war; hinter ihm bedekten Laufende von Kameraden mit ihren zuckenden Leibern das blutüberströmte Schlachtfeld, und auch von den bisher Verschonten verfiel so mancher dem unaufhörlich herankommenden Feinde. Major v. Linfingen, bereits am Bein verwundet, feuerte hinter einem Steinhaufen liegend, bis er zum zweiten Male getroffen wurde. General v. Pape reitet die Front seiner Division entlang, die Leute ermuntern; zwei Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen.



Prinz August von Württemberg.

Auch die 3. Gardebrigade (Oberst Knappe v. Knappshädt) erlitt ein gleich hartes Schicksal. Die Regimenter Kaiser Alexander und Königin Elisabeth und die Gardeschützen waren dem General v. Manstein zur Verfügung



Der verwundete Major v. Einfingen vor St. Privat.

gestellt; zwischen ihnen und ihrem Korps standen das 1. und 2. hessische Regiment und die hessischen Jäger. Um den Sturm auf St. Privat heftlich zu unterstützen,

rückten sie auf dem ungedeckten Felde gegen Amanvillers und Schloß Montigny vor. Die Gardeschützen verloren sämtliche Offiziere, so daß ein Fähnrich den Rest führte; nicht besser

ging es ihren Kameraden. Nur glänzender Ruhm war zu erstreiten.

Schon war 7 Uhr vorbei. Nachdem die Sachsen ihren Umgehungsmanöver vollendet hatten, nahmen sie das durch Geschützfeuer stark erschütterte Konkours ohne erheblichen Widerstand mit Sturm, und nun konnten auch sie auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, gegen St. Privat, losgehen. Die Regimenter 107, 101 und das Leibregiment steigen vom Norden her den sanften Abhang hinauf, vor dem im Westen und Süden die Garderegimenter auf sie warten. Auch hier mäht die Todesseife, die Offiziere treiben die einen Augenblick Wankenden vorwärts, eine Gartenmauer nach der andern wird erreicht. Endlich sind die Sachsen dicht vor St. Privat, das 174 Geschütze in Brand geschossen haben. Die noch zurückstehenden Regimenter 102, 103, 108 eilen im Laufschritt heran. Von allen Seiten stürzen, von gleicher Wut getrieben, Sachsen und Preußen im Sturmmanöver mit wehenden Fahnen gegen die Häuler. Den furchtbaren Schluß der Nothschlacht machen Bajer und Kolben, und die starken Arme der Deutschen zeigen jetzt ihre Übergewalt; vor den riesigen und rasenden Grenadiere strecken die verzweifelte Franzosen die Waffen. Ihrer 2000 werden unterwunden gefangen. Die Sieger selbst entziehen die verwundeten Besiegten den drohenden Flammen und verrichten mit blutigen, pulvergeschwärtzten Händen ein Werk menschlicher Barmherzigkeit. Noch müssen der Kirchhof, die angrenzenden Gehölze und der Waldsaum genommen werden; dabei helfen die 17er, die Braunschweiger 92er und die 10. Jäger, die Vortruppen des eben von Westen her herbeistühenden 10. Korps. Selbst jetzt verläßt der Feind, unterstützt von seiner endlich angekommenen Garde, das Schicksal zu wenden, und die heißen Röhre der Geschütze können noch nicht abbläsen; noch einmal müssen sie ihre verderbten Schwangere Ladungen entleeren. Am Wald und namentlich an den Steinbrüchen gab es noch manchen Kampf.



König Wilhelm verfolgt von den vorliegenden Höhen aus den Gang der Schlacht bei dem 8. und 9. Armeekorps, mehrmals in größter Lebensgefahr; bei ihm waren Bismarck und Roon. Um 8½ Uhr konnte Rottke



König Wilhelm am Abend der Schlacht  
von Gravelotte.

die peinliche Ungewißheit lösen. Der König wartete auf Botenschaft hinter Gravelotte an einer Gartenmauer; aus der Leiter eines Bauernwagens, die auf einen toten Grauhimmel und eine Brückenwage gelegt war, hatte man ihm einen Sitz bereitet. Da trat Molke, von den Pommeren zurückkehrend, mit den Worten heran: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück.“ Der dreiundsiebzigjährige Kriegsfürst wollte das Schlachtfeld nicht verlassen, in einer Bauernhütte in Rezonville, angekleidet, mit dem Mantel gedeckt, nahm er sein Nachtquartier. Nach Berlin an die Königin ging um 9 Uhr die erste, von Bismarck in das Taschenbuch eines Hauptmanns mit Bleistift niedergeschriebene und vom Könige unterzeichnete Meldung: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgedrängt.“

Noch wußte der König, als er zur spärlichen Ruhe ging, nicht, daß St. Privat erstürmt und erst dadurch der volle Sieg erzwungen war. Ränger noch dauerte es, ehe die Verluste festgestellt waren, und die Rechnung wuchs stetig schauerlicher an: auf 899 Offiziere, 19,231 Mann. Diese traurige Summe verteilte sich wesentlich auf vier Korps: Garde, 8., 9. und 12. Das 7., das ganz im Süden auch gefochten hatte, büßte 900 Mann ein, das 3., das in anbetacht seiner Heldenthaten von Bionville in der Meferve blieb, stellte nur keine Artillerie, das 10. kam erst zum letzten Schluß. Jene vier Korps waren ungleich an den Verlusten beteiligt. Am meisten brachte die Garde dem Altar des Vaterlandes dar: 307 Offiziere, 7923 Mann, fast den dritten Teil ihrer Gesamtzahl. Das 12. Korps verlor 106 Offiziere, 2113 Mann, das 2. 54 Offiziere, 1193 Mann. Alle drei waren zum ersten Male im Feuer, das 8. und 9. zum dritten Male. Auch sie ließen wiederum überaus viele Leute auf dem Platz, das 8.: 178 Offiziere, 3085 Mann, das 9.: 199 Offiziere, 3888 Mann. Dennoch betrug bei keinem von ihnen die bisherige Gesamtverluste (4600 und 5400) so viel, wie die der Garde in dieser einzigen Schlacht.

Die Franzosen gaben ihre Verluste auf nicht ganz 12,000 Mann an, wußt richtig, da sie meist gute Zedung besaßen. Jedenfalls hatten auch sie sich mit heroischer Hingebung geschlagen. Zwar ließen sie in den erstürmten Erischaften 2500 Gefangene, doch weder Fahnen noch Geschütze zur Beute. Pazine war abends der frohen Überzeugung, gestigt zu haben; da belehrten ihn die Unglücksbotschaften vom rechten Flügel eines andern. Unzweifelhaft hatte er für diesen nicht genügend gesorgt, indem er denselben Fehler wie bei Bionville machte. Nur zögernd beorderte er seine Garben nach St. Privat, so daß dorthin nur ein Teil und auch der nicht früh genug kam. Jedenfalls hatte er sich als Feldherr den Deutschen nicht ebenbürtig gezeigt. Schrieben die Franzosen ihre bisherigen Niederlagen der Übermacht der Feinde zu, bei Metz buxten sie es nicht. Die Gesamtzahl der deutschen Arme betrug 299,000 Mann, von der jedoch das 10. Korps mit 20,000 fast ganz abzurechnen ist, ebenso das 3. mit 17,000. Die Franzosen hatten über 180,000 Streiter zur Verfügung, und wenn sie nicht alle verwerteten, so war das ihre Schuld; außerdem hatten sie die mächtige Position für sich.

Sehr groß war auf deutscher Seite die Zahl der gefallenen Offiziere. Während nach der Normalziffer immer

auf 40 Mann ein Offizier vorhanden war, kam bei den Verlusten einer auf je 23 Mann. Sie schritten stets voran, und wenn sich etwas an den Deutschen auszuheben ließ, so war es der allzu kühne Wagemut des ungestümen Angriffs, welcher bei Befehlshabern und Mannschaften gleich stark nicht selten den Truppenteilen aufreibende Zersplitterung eintrug. Doch wer rechnete ängstlich mit dem Leben, das er freudig an das höchste Ziel legte! Bei Bionville fielen 2 Generale, 10 Obersten und 16 Majore; verwundet wurden General v. Rauch, 5 Obersten und 19 Majore. Am 18. August starben den Heldentod der sächsische General v. Grauschaar, 5 Obersten und 23 Majore (2 und 10 von der Garde); verletzt wurden 2 Generale, v. Nebem und v. Plumenthal, 12 Obersten und 37 Majore (5 und 10 von der Garde).

Einen bedeutenden Anteil an dem ruhmreichen Erfolge durfte sich die Artillerie zuschreiben. Nicht allein, daß sie in ganz freiem Felde, wo der harte Boden das Aufwerfen von Prästungen unmöglich machte, mit einem geschützten und höher stehenden Gegner zu thun hatte, fast noch mehr wurde sie von dem Geschwärm mitgenommen. Die deutschen Batterien rückten furchtlos in die erste Linie und suchten jeden Vorstoß sofort zu begleiten; ein großer Teil blieb viele Stunden in Thätigkeit. Daher auch die ungeheuren Verluste an Mannschaften und Pferden. Viele Geschütze mußten nach der Schlacht von Menschenhänden zurückgezogen werden, da keine Reparatur mehr vorhanden war. Mindestens ebenso bewundernswürdig wie die Tapferkeit war die Ausdauer der Truppen, die wesentlich zum glücklichen Gelingen beitrug.

Tage vergingen, ehe die Masse von Verwundeten einigermaßen versorgt werden konnte. An Nahrungsmitteln war harter Mangel, weil die Einwohner, meist aus den Dörfern nach der Stadt fliehend, ihr Weniges mitgenommen hatten. Am jämmerlichsten quälte die armen Verwundeten der Durst auf dieser wasserarmen Fläche, die Brunnen erschöpften sich schon an den Schlachtagen, die wenigen fließenden Wasser wurden von Blut und aufgewühltem Schlamm verunreinigt.

Wie bei Wörth die Bayern und Württemberger, so gingen bei St. Privat die Sachsen und Hessen gemeinsam mit ihren früheren Gegnern in den Tod. Die neue Freundschaft erhielt die festeste und unverbrüchlichste Weihe der Blutbrüderschaft. Noch heute sind die Massengräber die stummen und doch so redenden Zeugen dieser schrecklichen Tage. Nur einige liegen jenseits der Grenze, die meisten auf deutschem Boden, den die in ihnen ruhenden Helden mit ihrem Blute dem Vaterlande wiedergewonnen haben.



## Achter Abschnitt.

### Braumont und Sedan.



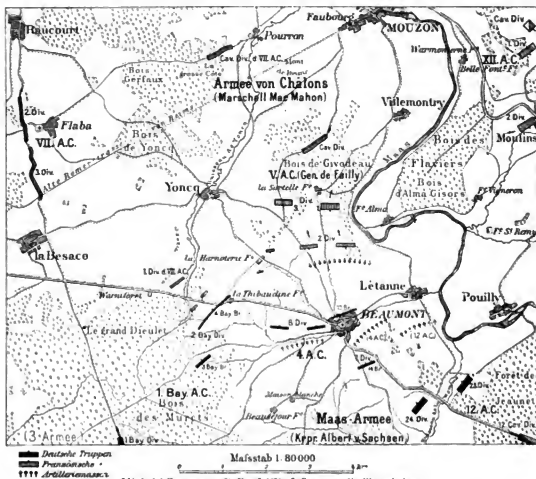
Schon am folgenden Tage, am 19. August, als sich herausstellte, daß der Feind die ganze Höhe von Amanvillers bis Royericaulles geräumt hatte, entwarf Moltke den neuen Plan. Sieben Armeekorps blieben unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Meß, um ein Entkommen des eingeschlossenen Feindes zu verhindern. Die anderen: die Garde, das 4. und 12. Korps, wurden nebst der 5. und 6. Kavalleriedivision dem Kronprinzen von Sachsen untergeben; diese Maas-Armer, wie sie hieß, sollte im Verein mit der dritten Mac Mahon verfolgen. Die Fühlung mit ihm war verloren, doch vermutete man ihn auf dem Marsche nach Paris.

Der Marschall gab sich im Lager von Châlons alle Mühe, die Armee neu zu formiren und auszurüsten. Am meisten that ein klarer Entschluß not, was man vornehmen sollte. Auch jetzt ging kostbare Zeit verloren, ehe ein bestimmter Plan gefaßt wurde, und hierer entsprang mehr politischen als militärischen Erwägungen.

Die kalten Sturzbäder der Schredensnachrichten hatten die erhigten Köpfe der Pariser nicht abgekühlt, sondern ihre fieberhafte Erregung nur nach einer andern Seite hin gewendet. Noch am Tage nach dem Gesichte von Weissenburg verlegte eine läugerische Siegesedreche, von einigen Vortruppensulanten erfunden, die Stadt in einen tollen Freudentaumel. Als die Kieberlagen von Spicheern und Wörth, obgleich in starker Ab schwächung, bekannt wurden, drauste die See auf und verlangte ihr Opfer. Wie konnte diese glorreiche Armee je besiegt werden? Nur Verrat oder wenigstens vollständige Unfähigkeit der Anführer mußte sie ins Verderben gestürzt haben. Der Glaube an Verrat — diese die eigene Verantwortlichkeit himmeltäuschende Selbstvorpiegelung — lag von Anfang an den von Eitelkeit verblendeten Franzosen nahe; hatten doch gleich nach der Wörther Schlacht selbst Offiziere gegen den unantastbaren Mac Mahon diesen schändlichen Vorwurf erhoben. In Paris war man noch nicht so weit; hier machte man doreist das Ministerium und den Kaiser zu Sündenböcken.

Napoleon hatte bei der Abreise zum Herre seine Gemahlin zur Regentin ernannt, und die thatkräftige Eugenie wußte wenigstens, was sie wollte: die Erhaltung der Dynastie um jeden Preis. Um den Sturm vom Kaiserthum abzulenkten, brädte sie den unentschlossenen Gatten vollständig in den Hintergrund. Ohne ihn zu fragen, verhängte sie über Paris und Umgebung den Belagerungsstilland und berief sofort die Kammer. Gleich die erste Sitzung am 9. August schwemmte Ollivier und seine Genossen hinweg; die Kaiserin ernannte zum Ministerpräsidenten ihren ergebenen Freund, den General Montauban Grafen von Palisao; die Kammer bewilligte unterdessen reichliche Mittel und faßte weiterreichende Beschlüsse zur Ergänzung und Stärkung der Wehrekraft. Auch für eine etwaige Vertheidigung von Paris wurden Vorbereitungen getroffen und Lebensmittel herangezogen. Zum Gouverneur der Stadt bestimmte der Kaiser in Châlons den General Trochu. Um die aufgeregten Seelen zu betriedigen, vertrieb die Regierung in schonungsloser Weise den größten Teil der Deutschen aus Frankreich; schon hatten sie, die alle Spione sein sollten, Mißhandlungen und Beschimpfungen erdulden müssen. Allmählich beruhigte sich die Stimmung in Paris, man schöpfte wieder Hoffnung, und Palisao näherte sie mit hohen Worten und falschen Nachrichten.

Vom Kaiser, der glücklich den preussischen Vortruppen entgangen sich nach Châlons begeben hatte, sprach niemand mehr. Napoleon war so gut wie abgelegt und fast willenlos. Die Kaiserin wollte auf keinen Fall seine Rückkehr nach Paris, und leidenschaftlich erhoben sie und Palisao Widerpruch gegen die Absicht, die Armee von Châlons nach der Hauptstadt zu führen. Mac Mahon legte weder Festigkeit noch sicheres Urteil an den Tag; teils jene Einflüsse, teils unklare Nachrichten aus Metz bewogen ihn endlich, den schon bestimmten Marsch nach Paris aufzugeben und wirklich die Vereinigung mit Bazaine zu erstreben. Seine Armee betrug 120,000 Mann,



und damit ließ sich schon etwas unternehmen. Allerdings war die Beschaffenheit nicht die beste. Das I. Korps, das jetzt Ducrot führte, und das VII. (Félix Douay) sowie das V. (Faidy) hatten die Wirkungen der Niederlagen und des fluchtartigen Rückzuges nicht überwunden und kamen nicht mehr in rechte Fucht; das aus frischen Regimentern und einer Division Marine-Infanterie gebildete XII. Korps befehligte Lebrun. (Die nur gezählten Korps VIII bis XI haben nie bestanden.) Außerdem waren zwei Kavallerie-Divisionen vorhanden. Langsam unter allerlei Hindernissen marchierte dieses Heer von Reims aus nach der Maas in der Richtung auf Stenay zu, um bei Montmédy Bazaine die Hand zu reichen.

Ta die deutsche Heeresleitung der Meinung war, Mac Mahon habe sich nach Paris gewendet, zog sie die dritte Armee näher heran. Kronprinz Friedrich Wilhelm verweilte während der Meyer Tage in Rancu, der alten Hauptstadt Lothringens; von dort wurde noch immer in breiter Front der Marsch mehr nach Nordwesten gelenkt, über St. Thier und Bar le Duc. Die vorantretende 4. Kavalleriedivision fand das Lager von Châlons gänzlich verlassen;



doch verriet keine Spur, welche Richtung der abziehende Feind eingeschlagen hatte. Jedenfalls war die Räumung von Châlons auffällig, und bald kamen Nachrichten, daß Mac Mahon zu Bazaine hinstrebe: ein aufgefangener Brief, eine Zeitungsmittelteilung, ein über London zugehendes Pariser Telegramm. Noch war die Sache ungewiß, doch der Chef des Generalstabes, der stets alle möglichen Fälle erwog, entwarf schon am 25. August die Pläne, um die bisherige Marschrichtung zu verändern. Bereits der folgende Tag brachte durch zweideutige Anordnungen des kaiserlichen Kronprinzen Gewißheit und Fühlung mit dem französischen Heere. Sofort wurde der Nachschubmarsch beider Armeen angeordnet, um den Feind womöglich noch auf dem linken Maasufer zu erreichen; die dritte ritte beschleunigten Schrittes über St. Rémy-aux-Bois. Es waren für Wolfe Tage höchster Spannung und kein schneller Entschluß der folgenreichsten im ganzen Kriege; mit dieser plötzlichen Umlenkung von 200,000 Mann ohne eine einzige Kreuzung der Kolonnen vollbrachte er ein unübertreffliches Meisterstück.

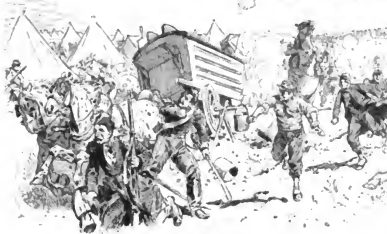
Als Mac Mahon Gewißheit erhielt, daß die andere Armee noch in Metz eingeschlossen lag, wollte er nach Paris zurück; doch neue Erklärungen der Regierung: ein Aufgeben Bazaines bedeute die Revolution in Paris, verführten ihn zu seinem Unheil nochmals, den verflängigen Gedanken aufzugeben. Schlechtes Wetter und zweifelhafte Kreuzmärsche entmutigten seine Soldaten und hielten sie auf, während die deutschen Schlachtkolonnen mit gewohnter Schnelligkeit herannahen. Der Gilmarsch durch das wilde Waldgebirge der Argonnen inmitten einer feindlichen Bevölkerung auf elenden Wegen in stürmendem Regen bei sehr mangelhafter Verpflegung mütete fast übermäßige Anstrengung zu, aber sie spornte nur den Eifer, endlich nach dieser wilden Jagd an den Feind zu kommen. Auch die Kavallerie hat in diesen verhängnisvollen Tagen Glanzes in rascher und geschickter Auffklärung geleistet. Schon am 28. und 29. August trafen die beiderseitigen Truppen bei Wancy und Nouart aufeinander, doch erst als die Spitzen der dritten Armee gegenwärtig waren, gestaltete die deutsche Heeresleitung energischen Angriff. Er erfolgte am 30. August.

In der Nacht eingetroffene Nachrichten ließen vermuten, daß der Gegner bei Beaumont standhalten werde, um seinen Übergang über die Maas zu decken. Dorthin führten fünf Wege, von denen der westlichste von Semanthe her von dem zuerst herangekommenen rechten Flügel der 3. Armee, dem 1. bayerischen Korps, die anderen von den Divisionen des 4. und des 12. Korps eingeschlagen wurden, so daß das 4. die Mitte zwischen den Bayern und den Sachsen hielt. Bei Beaumont lagerte das V. Korps, das bei der drei Stunden weit nördlich entfernten Stadt Mouzon die Maas überkreuzen sollte. Die Truppen waren erst um 4 Uhr morgens angelangt, todmatt, so daß ihnen freilich einige Ruhe gönnen mußte. Sorglos, ohne Vorposten aufzustellen, beschäftigten sich die Franzosen mit Kochen und anderen Dingen, als ob sie friedlich zu Hause säßen. Mählich erschienen um Mittag die Vortruppen des 4. Korps unter Gusslav v. Alvensleben, das, nachdem es so lange thatenlos in Frankreich umhermarschiert war, auf den Kampf brannte. Um die günstige Gelegenheit zu benutzen, ließ General v. Schöler sofort von der 8. Division (31., 71., 86., 96. Reg. und 4. Jäger) das Feuer eröffnen. Doch die Franzosen griffen rasch zu den Waffen, ihre Batterien fuhren nördlich von Beaumont auf, während das Fußvolk dem Feinde entkloffen entgegenging. Ein sehr hartnäckiger, verlustreicher Kampf, in dem es mehrmals bis zum Bajonett kam, entspann sich. Auch die 7. Division (Groß v. Schwarzhoff, 26., 66., 27., 93. Reg.) trat in das Gefecht ein. Endlich wurden die zwei Lagerplätze, dann die Stadt und von den vorausrückenden Ökern ein drittes nördlich von ihr befindliches Lager genommen.

Beaumont liegt frei in einem Thallese, umgeben von steilen, meist stark bewaldeten Höhen, durch deren dichtes Unterholz nur schmale, vom Regen fast unbrauchbar gewordene Wege führten. Auf den Klüften stehen Gehölze. Etwas fließt die Maas durch eine schmale Niederung, deren jenfeitige Höhen die Franzosen besetzt hielten und ein Vorgehen den Fluß entlang unmöglich machten. Da deshalb die Verfolgung des Feindes nur über den Höhenzug geschehen konnte, mußten die sperrenden Fernen genommen werden: links von der Straße nach Mouzon La Thibaudine und La Farnoterie, rechts etwas nördlicher La Sartelle. Der deutsche Anmarsch war trefflich geordnet; bald trafen links die Spitzen des 1. bayerischen Korps ein. Als seine 2. Division auf La Thibaudine vorging, erhielt sie unerwartet Feuer in die linke Flanke, da eine Division des VII. Korps (Tumebul) herankam. Die

Bayern wandten sich siegreich gegen beide Eriten und warfen den neu erschienenen Gegner über den Haufen, die Jäger eroberten das Geschütz. Die Jüßlierte des 86. Regiments nahmen darauf im Sturmangriff das brennende Geschütz La Farnotterie, die 1. bayerische Division trieb links den Feind vor sich her bis Raucourt.

Inzwischen hatte sich auf dem rechten Flügel die 7. Division, an ihrer Spitze die 66er, mit vielen Opfern der Herme La Sartelle bemächtigt, vermochte aber bei dem schweren Feuer der Feinde, die neu Ins gefaßt hatten, nicht, den Wald zu überschreiten. Auch als rechts die Spitze des 12. Korps unter Prinz Georg eingriffen, blieb hier das Geschütz stehen, weil der enge Raum die Entwicklung verhinderte. Der Oberbefehlshaber Kronprinz Albert von Sachsen erschien um 4 Uhr auf dem Schlachtfeld und übernahm das Kommando. Weil an der Maas ein Vornwärtskommen unmöglich war, blieb nichts übrig, als auf der Straße nach Mouzon vorzurücken. Die 14. Brigade nahm den Vortritt, die 93er führten in raschem Anlauf unter der persönlichen Führung des Obersten v. Krosigk die steile Höhe, auf der die Batterien standen, und eroberten 8 Geschütze und 4 Mitrailleusen. Da baute sich quer ein neues Hindernis auf, der einzeln dastehende und nach allen Seiten steil abfallende Mont de Bruue. Die 27er und 93er, ihren Brigadier v. Zychlinski in der vordersten Reihe, eilen hinauf und nehmen 6 Geschütze im Feuer. Nun lag Mouzon offen vor. Nochmals griffen die



Überfall des Kaders bei Beaumont.

Franzosen an. Ein Kavallerie-Regiment machte eine mutige Attacke, doch nur, um an der ruhig dastehenden, erst auf das Kommando ihres Hauptmanns Helmut feuernden Infanterie der 10. Kompanie der 27er zu zerfallen; die übrigen blieben weiter suchten schwimmend das andere Ufer der Maas zu erreichen, denn Brücken und Furtten waren bereits durch das Gedränge der Flüchtlinge unbenutzbar geworden. Nachdem die Artillerie die Vorstadt von Mou-

zon beschossen hatte, wurde auch diese nebst den benachbarten Dörfern genommen, und viele Franzosen fanden in der Maas den Tod.

Die Deutschen hatten starke Verluste: 145 Offiziere, 3384 Mann. Der weitaus größte Teil fiel auf das 4. Korps, das rühmlichst die Hauptlast des langen Kampfes getragen hatte: 126 Offiziere, 2878 Mann; die Regimenter 66, 31 und 86 hatten am meisten gelitten. Oberst Graf v. Hindenburg (66), der bereits verwundet im Gefecht ausfiel, und Oberleutnant Haste (86) waren gefallen, die Brigadiere v. Porries und v. Scheffer und Oberst v. Horn (86) verwundet. Dafür gab der Sieg reichen Ersatz. Nicht allein 42 Geschütze, über 2000 unterwundene Gefangene und andere Beute wurden gewonnen, dem Feinde war ein Riegel vor Weg gehoben. So tapfer die etwas schwächeren Franzosen (67,000 gegen 75,000) Standgehalten hatten, die neue Niederlage erschütterte sie vollständig. Auch das VII. Korps, das in der Nacht über die Mosel ging, langte völlig erschöpft und zerrüttet am andern Ufer an; die Soldaten brachen buchstäblich zusammen, vom Schlaf übermannt.

Mit Entsetzen sah General v. Bismarck diese zucht- und haltlosen Scharen. Aus einem alten deutschen Geschlechte stammend, dessen einer Zweig französische Dienste nahm, hatte er sich in allen Feldzügen hervorgethan; beim Ausbruch des Krieges war er Kommandeur der algerischen Provinz Oran. Sehnsüchtig hoffte er, nach Frankreich berufen und mit einem höheren Befehl betraut zu werden, doch Mac Mahon hielt es für besser, ihn in Afrika zu lassen. Nach den ersten Niederlagen bat Bismarck nochmals dringend um Verwendung vor dem

Freude, diesmal mit Glück, denn Palisao berief ihn nach Paris und erteilte ihm den Auftrag, das V. Korps an Stelle des mißliebig gewordenen Faillly zu führen, und zugleich die Vollmacht, den Oberbefehl zu übernehmen, falls Mac Mahon ein Unfall zustößen sollte. Wimpffen eilte sofort zur Armee und traf unmittelbar nach der Schlacht von Beaumont ein. Er traute sich Großes zu und hielt kühnste Tapferkeit für ausreichend, um im Kriege durchschlagende Erfolge zu erzielen.

Mac Mahon hätte nach dieser Schlacht entweder gleich bei Rouyon kämpfen und im Falle einer Niederlage nach Belgien entweichen oder sofort nach Westen heftig machen können. Der Weg zu Vojaine über Montmédy war bereits verlegt, der über Carignan für eine Armee nicht viel mehr als ein Schleichweg der belgischen Grenze entlang. In der falschen Zuversicht, der Feind sei gar nicht so stark, bestimmte der Marschall vorläufig die nahe Festung Sedan zum Sammelpunkte, um seine abgekehrten Leute mit Nahrung und Munition zu versehen. Der Kaiser, der sich bei dem bereits jenseits der Maas stehenden I. Korps befand, ging ebenfalls nach Sedan; seinen Sohn hatte er vor einigen Tagen nach Schwerm Abschiede fortgeschickt. Alles brach zusammen um den kranken, hilflosen Mann, der sich vergeblich über den vollen Ernst seines selbstverschuldeten Geschicks zu täuschen suchte. Noch in diesem letzten Augenblicke sich nach Paris zu retten, wie er gekonnt hätte, lehnte er ab: er wolle das Schicksal der Armee teilen.

Ein eiserner Ring lag bereits um Meh, ein zweiter sollte nun um Sedan geschmiedet werden. Wollte hatte den Feind wirklich, wie er vor einer Woche versieg, in eine Mausefalle getrieben. Da die belgische Grenze ganz nahe war, beauftragte Bismarck am Schlachttage von Beaumont den norddeutschen Gesandten in Brüssel, die belgische Regierung auf die Möglichkeit einer Überschreitung der Grenze durch französische Truppen hinzuweisen; für diesen Fall werde von ihr die sofortige Entwaffnung der Übergetretenen erwartet.

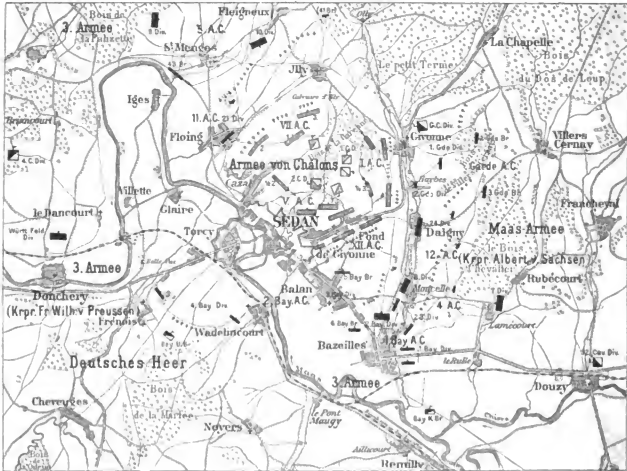
Der 31. August verging mit wohlberechneten Truppenbewegungen, die einige kleine Zusammenstöße veranlaßten. Eben wollten die Franzosen die wichtige Eisenbahnbrücke unterhalb Remilly sprengen, als Hauptmann Stevogt mit der 3. Kompanie der 4. bayerischen Jäger hinzukam, sofort im heftigen Feuer über die Brücke stürmte und die Pulvertäfer ins Wasser entleeren ließ. Das übrige Bataillon folgte und setzte sich in dem Dorfe Bazilles fest, mußte aber vor der beträchtlichen Übermacht wieder an das andere Ufer zurückweichen, weil General v. d. Tann ein größeres Gefecht rechts der Maas vermeiden wollte und seine Unterstützung hinüberließ. Die Brücke aber war erhalten.

Am Abend des 31. August stand das deutsche Heer in breiter Front vor dem zusammengereichten Feinde. Im Osten rechts vom Elbers, der sich oberhalb von Sedan in die Maas ergießt, und an deren rechtem Ufer hatten das Gardekorps und das 12. Inf. Bat. Bei Remilly gegenüber Bazilles stand das 1. bayerische Korps, hinter ihm das 4. Korps und das 2. bayerische Korps. Stromabwärts hielt die Avantgarde des 11. Korps Donckers Befehl, hinter diesem lagerten das 5. Korps und links von ihm die württembergische Division, auf dem äußersten linken Flügel die 5. und 6. Kavalleriedivision. Ziemlich weit zurück verlegte das im Anmarsch begriffene 6. Korps die Straße nach Reims und Paris. König Wilhelm übernachtete mit seinem Gefolge in Vendresse; das Thor des Hauses, in dem Bismarck abstieg, trug die mit Kreide aufgemalte lakonische Inschrift „1 Bundeskanzler, 8 Pferde“.



Alle deutschen Truppen hatten zwar seit geraumer Zeit unenbliche Anstrengungen durchgemacht; aber wer hätte gewußt, daß sie zu weiteren gern und frubig bereit waren. Daher wurden die rüdligenden Korps bald nach Mitternacht alarmiert, um den Franzosen jeden Ausweg abzuschneiden. Sieben und ein halbes Armeekorps waren zu dem großen Kesseltreiben abguboten, eine gewaltige Uibermacht, wenn wirklich alle in Thätigkeit kamen.

Am Morgen des 1. September stand den Franzosen nur noch der Marfch westwärts nach Reims offen. Dorthin lodte auch die Möglichkeit einer Verhärkung, weil General Vinoy hier ein neues Armeekorps gebildet



Maßstab 1:80000  
Schlacht bei Sedan am 1. September 1870, Stellungen um 12½ Uhr nachmittags.

hatte. Doch war dieser Weg der nahen Grenze wegen sehr schmal und stark bedroht, auch die Eisenbahn dorthin bei Donchery schon unterbrochen.

Sedan, in dem gegnigten und anmutigen Maasthale, ist eine kleine Festung mit 16,000 Einwohnern, von denen ein Drittel Tuchweberei treibt. Die Strassen sind eng, aber sauber, auf einem Platze steht die eiserne Bildsäule des berühmten Marschall Luxemburg, der hier 1611 geboren wurde. Die militärische Bedeutung des Ortes war gering, weil die umliegenden Höhen die veralteten Werke beherrschten. Unmittelbar östlich der Stadt steigen sie zu einer Hochfläche auf. Die Flußniederung ist die eine Seite eines Trieds, dessen andere bei Jüly zusammenstreffen. Die Seiten werden gebildet durch zwei Bäche: im Westen das Floing-Bächlein, an dem Floing und Jüly liegen, im Osten der Givonne-Bach, an dessen Mündung in die Maas das stattliche, etwa 2000 Einwohner

jählende Dorf Bazailles bereits in der Flußebene liegt. Das tief eingeschnittene, enge Bidounnethal ist dicht bewohnt. In diesem Thier, dessen längste Seite Illg-Bazailles noch keine deutsche Meile, dessen kürzeste Illg-Hoing kaum halb so lang ist, stand am Morgen des 1. September die französische Armee eingeschachtelt: hinter Hoing das VII. Korps Félix Douay, am oberen Bidounne-Bach zwischen den Dörfern Bidounne und Taizny das I. Korps Ducrot, weiter abwärts bis Bazailles das XII. Korps Lebou, das noch kein größeres Gelechi mitgemacht hatte, in der Mitte das bei Beaumont gerrüttelte V. Korps unter Wimpffen. Wie immer, waren überall fleißig Selbstbesichtigungen angelegt.

Die gegenüberlagernde deutsche Armee besaß an zwei Stellen Flußübergänge, oberhalb der Festung in der Nähe von Bazailles die am vorigen Tage vor der Zerstörung bewahrte Eisenbahnbrücke und weiter aufwärts zwei von den Bayern errichtete Pontonbrücken, unterhalb von Sedan die feste Brücke von Donchery und etwas abwärts eine vom I. Korps geschlagene Pontbrücke. Zwischen Donchery und Sedan macht die Maas eine enge Schleife nach Norden, die zu einem großen Umwege über St. Menges und Fleigneux nötigte.

Die Schlacht von Sedan bestand anfänglich aus zwei voneinander getrennten Handlungen, dem Angriff an der Bidounne und dem gewaltsamen Vorbringen von Donchery her; das Zusammentreffen beider Heere ergab nachher den Sieg. Der Oberbefehl führte im Osten der Kronprinz Albert von Sachsen, im Westen der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der den General v. d. Tann anwies, sein Korps mit der Maas-armee zusammenwirken zu lassen. Kronprinz Albert bezweckte die Franzosen festzuhalten und



Prinz Georg von Sachsen.

zugleich durch rechtzeitige Umflügelung, die er dem Gardekorps befohl, ihren Übertritt nach Belgien zu verhindern.

Über der Gegend lag düster Nebel, der zuerst die Artillerie am Zielen hinderte; später leuchtete strahlender Sonnenschein über die vom Kampfe durchrauten Fluten. Noch im Dunkeln, um 4 Uhr morgens, traten die Bayern still an, überschritten den Fluß und drangen in Bazailles ein. Doch sie begegneten heroischem Widerstand, so daß allmählich das ganze I. Korps in Anspruch genommen wurde.

Die Franzosen verteidigten hartnäckig das Dorf, das aus festen Häusern bestand und von Villen mit ummauerten Parkanlagen umgeben war. Die Bayern erlitten gleich anfangs überaus starke Verluste, und da sich auch die Einwohner, Männer und Frauen, am Kampfe beteiligten und sogar gegen Verwundete grausame Gräueltaten verübten, nahm hier der blutige Wettstreit um die Häuser einen schauerlich wilden Charakter an.

Rechts von den Bayern schickte Prinz Georg die Avantgarde des 12. Korps gegen das Dorf La Moncelle, das von dem 107. Regiment erobert wurde; 2 Kompanien bemächtigten sich einiger Häuser gegenüber der Bidounne-Schlucht und behaupteten sie tapfer hundenlang unter allen Schwankungen des Geschicks. Denn nach den ersten Erfolgen, während sich die bayerisch-sächsische Angriffslinie auf Taizny zu ausdehnte, brachen die Franzosen gewaltig hervor.

Der Marschall Mac Mahon war nämlich, ehe er noch einen bestimmten Plan gefaßt hatte, gegen 6 Uhr in der Nähe von Bazailles durch einen Granatsplitter verwundet worden und übergab das Kommando Ducrot, dem britältesten General, weil er ihn für den tüchtigsten hielt. Als dieser den Marsch nach Metziers einleitete, machte jedoch Wimpffen seine Vollmacht geltend, der sich Ducrot trotz, einer überschweren Verantwortung entleibt zu sein, bereitwillig fügte. Der neue Oberfeldherr legte nunmehr, in dem Bewußtsein, wie sehr die Pariser die Vereingung mit Bazaine über jede andere Rückficht stellten, alles Gewicht auf ein Vorbringen nach Osten, in der eiteln Hoffnung, sich mit Gewalt den Weg nach Metz bahnen zu können.





Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

General Reille überbringt an König Wilhelm Napoleons Brief, nach A. v. Werner.

Bayern und Sachsen empfanden bald mit schwerem Schaden die Wucht neuer, mächtiger Angriffe, vor denen sie teilweise zurückweichen mußten. Die Franzosen besetzten über Taigny ausfallend das in der Planke gelegene Gehölz Chevalier. Erst als das gesamte 12. Korps eingriff, wurde der Feind nach heftigem Kampfe, in dem ein tapferes Bataillon Turcos fast ganz unterging und seine Fahne verlor, wiederum zurückgeworfen. Gegen 10 Uhr war das östliche Givonne-Müer im Besitz der Sachsen. Erst später fand das siebenstündige Muttergefecht um Bazailles sein Ende. Von jenen Häusern aus, welche die zwei Kompanien 107er trotz zeitweiliger Umzingelung mannhaft verteidigt hatten, wandten sich Bayern und Sachsen, unterstützt durch das herangezogene 2. Bataillon des 71. Regiments vom 4. Korps, gegen die Abhänge und bemächtigten sich ihrer bis auf Balan, dem zwischen Bazailles und der Festung liegenden Dorfe. Nun gelang es auch den durch die Felsen vordringenden Bayern, die flache, die Hauptstraße beherrschende Billa Brummann, die hauptsächlich die Eroberung von Bazailles hinderte, einzunehmen, und



Das Blutbad in Bazailles.

das Dorf war nunmehr ihr eigen. Völlig zerstört ging es in Flammen auf; die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Einwohner verfielen nach Standbrech dem Tode, wie sie es verdienten. Nachdem um Mittag dieses Hindernis im Rücken beseitigt war, konnten sich die Deutschen, zu denen noch die 3. bayerische Division gestoßen war, allmählich über Balan bis dicht an die Festungswälle heranarbeiten, vor denen sie mit den Verteidigern Schüsse wechselten. Die bayerischen Batterien, unter ihnen besonders die von dem Prinzen Leopold persönlich befehligte, hatten zu dem glücklichen Erfolge wesentlich beigetragen.

Während die Sachsen bei Taigny das Feuergefecht hinablassend fortführten, machte weiter nach Norden das Gardebataillon erhebliche Fortschritte. Es griff neben den Sachsen ein, indem die 2. Division auf Taigny und das danebenliegende Haybes, die 1. auf das Dorf Givonne vorgingen. Unterstützt von gewaltiger Artilleriefire gelang es ihnen allmählich, die Übergänge über die Givonneflucht zu besetzen. Als auch hier die Franzosen vorbeiziehen wollten, warf sich Hauptmann v. Wilsleben mit der 5. Komp. der Gardefüßler verzweigen entgegen und nahm in der Dorfstraße 10 beladene Geschütze nebst ihrer gesamten Bedeckung gefangen.

Im Osten fand es also um Mittag trotz schwerer Verluste gnt. König Wilhelm hielt seit 7 Uhr morgens mit seinem Stabe am linken Maasufer auf der Höhe südlich von Fresnois, von wo er das gesamte Schlachtfeld übersehen konnte. Da auf dieser Seite ein Durchbruch der Franzosen leicht zu verhindern war, genügte zum Schutz die 4. bayerische Division nebst einigen Batterien. Der Kronprinz von Preußen nahm auf einer Höhe südlich





Die Besetzung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

General Reille überbringt an König Wilhelm Napoleons Brief, nach A. v. Werner.



von Donchery seinen Platz, zur Seite den trefflichen Generalstabschef v. Klumenthal. Als er erkannte, daß der Feind nicht auf Mézières abzog, befahl er dem 5. und 11. Korps, ihn im Rücken zu fassen. Das 11. Korps, befehligt von dem General v. Gerodorf an Stelle des bei Wörth verwundeten Pöse, stieß vor Floing auf den ersten festen Widerstand. Das 87. Regiment, von dem sich einige Kompanien in Geschüften festlegten, die sie zwei Stunden lang allein verteidigten, eröffnete den Kampf; ihm folgten die Regimenter 83, 88 und 82. Um die auffahrenden Geschütze zu nehmen, führte der junge feurige General Galliffet seine Kavallerie heran, drei Regimenter Chasseurs d'Afrique. Die 9. und 12. Kompanie der 87er, die vorangeführt sind, empfingen das erste Treffen auf 60 Schritt mit Schnellfeuer, so daß es auseinanderwehnt; die beiden folgenden erlitten dem gleichen Schicksal, der Rest flüchtete. Die nachrückende Masse französischer Infanterie erzwingt zwar einen teilweisen Rückgang, doch, nachdem das 80. Regiment und die 11. Jäger erschienen waren, hatten in einzelnen glänzenden Angriffen auf den nach Norden entweichenden Feind Wagenkolonnen, Geschütze, von ihren Reitern verlassene Pferde und Gefangene den Deutschen zur Beute. Trotz dieser Anzeichen beginnender Auflösung macht der Feind auf Floing einen mächtigen Angriff, den die Vortruppen des 5. Korps, 46er und 5. Jäger, glücklich abwehren helfen.



Prinz Leopold von Baden.

Sald darauf wurde General v. Gerodorf tödlich verwundet.

Um Mittag war bei Floing kräftig eingegriffen, doch kein durchschlagender Erfolg errungen worden. Während die gesamte Artillerie der beiden Korps fortfuhr, ihre Granaten mit voller Wirkung zu entsenden, rückten



v. Klumenthal.

vom 11. Korps die noch zurückgebliebenen Regimenter 32, 94, 95 und die beiden Divisionen des 5. Korps hinter der Kampflinie an. Trotz seiner steigenden Bedrängnis mußte General Douay auf Befehl Wimpffens einen Teil seines Korps nach der Gironde vordringen und sollte dennoch den Salvairenberg bei Illz um jeden Preis halten. Das vermochte er nicht gegenüber dem wütenden Artilleriefeuer, und vergebens suchte Ducrot, der die entscheidende Wichtigkeit dieses Punktes würdigte, ihn mit zusammengerafften Mannschaften wiederzugewinnen. Obgleich schon viele Truppenteile an weiterem Widerstand verzweifelten, hielt die Division Viébert, nur um die Ehre zu retten, bei Floing und dem dahinter gelegenen Gajal standhaft aus und brachte den Deutschen noch herbe Verluste bei. Wiederrum übernahm es die französische Kavallerie unter Führung Galliffets, da General Margueritte sofort tödlich verwundet fiel, die Infanterie herauszunehmen. Fünf leichte Regimenter Chasseurs aus Afrika, berittene Jäger und Husaren, eine Lanciersbrigade und mehrere Schwadronen der bei Wörth gelichteten Kürassiere Pommerns brachten sich zum Opfer, obgleich der ungünstige Boden keinen geschlossenen Ansturm gestattete. Eine halbe Stunde lang wogten wirre Kampfgruppen hin und her, einzelne deutsche Schützentruppen wurden durchbrochen, die Mannschaften einiger Geschütze mußten sich mit Wischer und Seitengewehr verteidigen. Immer wieder setzten die Praven, deren Hingebung auch König Wilhelm bewunderte, zu Angriffen an, bis allmählich die wider den Deutschen



Auf der Höhe von Sionz.

Kugeln und die Granaten unter ihnen aufräumten. Viele Flüchtende zerstreuten, als sie in der Haft in die Steinbrüche stürzten; drei französische Generale fielen. Diese heldenhafte Attacke der französischen Kavallerie war das Glanzstück der Sedaner Schlacht und ihre letzte große Leistung in dem Kriege.

Die frischen Regimenter 82 und 95, denen sich die bereits kämpfenden angeschlossen, nahmen das Dorf Gogal zum Ziel. Heiß war das Ringen um die Häuser und den Kirchhof, das mehrere höhere Offiziere hinwegtrassete und namentlich dem noch hinzugelommenen 6. Regiment vom 5. Korps sehr viele Leute kostete, doch endlich drangen die Deutschen auch hier bis an die Festungswälle heran.

Inzwischen hatte Prinz Georg seinen Sächsen befohlen, von Tainy aus vorzustoßen. Der feindliche Widerstand führte zu neuen heftigen Gefechten in der Umgegend von Fond de Sidonne, bei denen die über die Sidonneschlucht vorgedrängte Artillerie gewaltig mitbrach. Die preussischen Garden schlugen rechts davon die Richtung auf das Gehölz von La Garanne ein. Der kleine, von Franzosen aller Waffengattungen, von Kampfunfähigen und Versprengten vollgestopfte Wald war ein Ort des Grauens, wie vom Donner des Jüngsten Gerichts umhüllt. Von Ost und West nahmen ihn die deutschen

Batterien in ein entsetzliches Kreuzfeuer; kein Schuß ging fehl. Die Granaten zerplitterten die Bäume, deren Wipfel und Äste herabstürzten; der Erdboden wurde bis in seine Tiefen aufgerissen, eine im Gehölz liegende Feme loberte in Flammen auf. Zwischen gräßlich



Die preussischen Garden auf der Höhe von Sidonne.

verhüllten Reichen, jammernden Verwundeten, wild herumtaufenden Herden versuchten einige Dausen noch immer Widerstand, während die Masse, halb bewußtlos vor Angst, rasend von Schreck, erschöpft bis aufs Mark, verhungert und verschmachtet, nur ein Ende der namenlosen Pein herbeisehnte. So teilte sich das Geschick der Garden in den Kampf und in das Einsammeln der sich wehrlos hingebenden Gefangenen, manchmal Scharen von Tausenden. Sergeant Goldader von den Gardesülzieren holte mitten aus den Reichen, die ihn noch tapfer verteidigten, den Adler des 17. Linienregiments. Es kam vor, daß bereits Gefangene, wenn sich mutigere Kameraden

zur Wehr setzten, nochmals die Waffen ergriffen. Am Rande des Waldes trafen die Gardes mit Abteilungen des 11. Korps zusammen. Von allen Seiten stürzten die Franzosen in wüstem Gewimmel hinein in die Thore der Festung, die sie als vermeintlicher letzter Rettungsanker anzog. Zwischen die sich Drängenden und Niederstößenden rasten bespannte Geschütze und reiterlose Pferde, schlugen die preussischen Granaten ein. Giftiges Entsetzen schüttelte die jammervollen Flüchtlinge.

Der letzte Schluß fiel denselben Truppen zu, welche die Schlacht begonnen hatten. Wimpffen, der hartnäckig der Überzeugung blieb, ein Durchbruch nach Montmédy zu müsse möglich sein, prahlte noch immer, er wolle die Bayern in die Maas werfen. Deshalb forderte er nach Mittag Napoleon brieflich auf, sich persönlich an die Spitze der Truppen zu stellen, die es sich zur Ehre rechnen würden, ihren Kaiser durch die Feinde zu schlagen. Eine Antwort blieb aus, und die Befehle Wimpffens an alle Generale, ihn beim Durchbruch zu unterstützen, kamen viel zu spät an oder hatten nur, wie bei Fioing, ungünstige Folgen. Immerhin konnte er, nachdem er alle, die noch hinaus mochten, in der Festung ge-



französische Kavallerie.

sammelt hatte, gegen Palan überlegene Scharen führen, von denen schließlich die Bayern zum Rückzuge gezwungen wurden. Auch das plötzlich aufgeauchte Geräusch, Vajaine sei da und den Preußen im Rücken, ließ Wimpffen zu statten. Schon glaubte er den Sieg sicher zu haben; die ihm um 4 Uhr zugehende Weisung Napoleons, mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten, wies er darum scharf zurück. Die hart bedrängten Bayern bedurften der Verstärkung vom 4. Korps, 71er und 4. Jäger, doch die Geschütze wütheten unter den Franzosen so furchtbar, daß Wimpffen keine Leute mehr fand, die ihm folgen wollten, und ungeachtet eines neuen kaiserlichen Befehls den Rückzug anordnete. Die Bayern folgten nach und nahmen die früheren Stellungen wieder ein.

Es war für die Franzosen die höchste Zeit, ihr eigenes Blut zu schmecken. Was von ihnen nicht tot, verwundet oder gefangen war, steckte zusammengedrängt in dem engen Raum einer Festung, die sich weder verteidigen noch irgendwelche Vorräte enthielt. Ringsum zog sich der Flammengürtel der deutschen Geschütze ganz nahe heran. Schon erschallten auch die Batterien vom linken Maasufer ihr Feuer, das in Sedan an mehreren Stellen zündete. Nur noch kurze Zeit, und 700 Geschütze verwandelten Sedan in ein Riesengrab, das in Trümmern und Blut hunderttausend Menschen verschlang.

Dieses Gräßlichste, sinn- und nutzlos, mußte erpakt bleiben, und von beiden Seiten her kam gleichzeitig das glückseligste Wort, das den geängstigten Seelen Trost gab.

Napoleon war am frühen Morgen hinausgeritten. Ein heftiger Anfall seiner Krankheit peinigte ihn so furchtbar,

daß er sich kaum auf dem Pferde zu halten vermochte. Er begegnete dem verwundeten Mac Mahon und wechselte mit ihm ein kurzes Wort; lange verharrete er im Granatfeuer, den Tod erwartend, der ihn nicht treffen wollte. Mit dem stumpfen Gleichmut, der ihm seit seiner Erkrankung eigen war, kehrte er nach Sedan zurück, ohne sich in die Schlachtleitung einzumengen, obgleich er sie nicht billigte. Früher als seinen Generalen stieg ihm die Überzeugung auf, daß alles verloren war; er wünschte nur noch dem Blutvergießen ein schnelliges Ende zu machen. Daher folgte er Wimpffens Aufforderung nicht und ließ um 2 1/2 Uhr weiße Fahnen aufziehen; Offiziere rissen sie herunter. Da ihm Lebrun sagte, um Waffenruhe zu erlangen, müsse ein Parlamentär mit einem Schreiben hinausgeschickt werden, sandte Napoleon deshalb einen Brief an Wimpffen, der ihn verächtlich beiseite stellte. Als jedoch dessen letzter Versuch mißglückt war, wehrten die Franzosen mit Tüchern von den Wällen. Bald darauf stieg auch über der Festung die weiße Fahne auf, und das Feuer schwieg. Als bald erlangt bei den Siegern „Die Nacht am Rhein“.

Mitterweile hatte König Wilhelm den Oberleutnant v. Bronkhorst und den Hauptmann v. Winterfeld nach



Kampf bei Sedan.

Sedan gesandt, um zur Übergabe aufzufordern. Zu ihrem Erschauen wurden sie zum Kaiser geführt, denn deutschereits wußte man nichts von dessen Anwesenheit; eben erst hatte König Wilhelm ungläubig diese Nachricht durch Graf Pothmer, der sie von Soldaten hörte, erfahren. Napoleon war gerade beschäftigt, einen Brief an den preussischen Herrscher zu schreiben:

„Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Regen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen“.

Gegen 7 Uhr, bereits in der Dämmerung, ritt der kaiserliche Generaladjutant Graf Reille ohne Regen, ein Stöckchen in der Hand, begleitet von einem Offizier und einem Trompeter mit weißer Fahne, aus dem Thore langsam die Höhe von Trénois hinauf. Entblößtes Hauptes trat er an den König heran und überreichte das rotseigelte Schreiben. König Wilhelm empfing es stehend, im Waffentod, den Helm auf dem Haupte, ihm zur Seite auf seinen Pallast geführt der Kronprinz, etwas zurück Bismarck, Moltke, Plumenthal, Koon und die anwesenden Fürstlichkeiten; im Hintergrunde hielt die Stabswache. Ehe der König den Brief öffnete, sagte er: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armer die Waffen niederlege“.

Nach kurzer Beratung schrieb der König eigenhändig die Antwort, sitzend auf einem Strohstapel und als Tisch einen zweiten benutzend, den Major v. Alten niederkniend emporhielt; eine Fußantelische diente als Platte. Den Briefbogen gab der Kronprinz aus seiner Sattelschale, Tinte und Feder hatte der Großherzog von Weimar bei sich, ein Soldat konnte ein Stüchden Siegelclack liefern.

„Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Regen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armer zu



Die Unterzeichnung der Kriegserklärung in Sedan.

Kapitulations-Verhandlungen von Sedan, nach R. v. Werner.

verhandeln, welche sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke hierzu bestimmt“.

Als Graf Reille verabschiedet war, umarmten sich König und Kronprinz, und alsbald stattete der Siegesfürst allen, die mitgewirkt hatten, mit herrlichen Worten seinen Dank ab. Draußen ertöschte von den in der Nähe stehenden Truppen; drüben in den Wäldern beschloß die Musik mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott“ den weltgeschichtlichen Tag. König Wilhelm schritt nach Vendresse zurück unter den Freundesgefangenen der die Straße füllenden Kolonnen; in den Dörfern hatten die Soldaten schnell die Fenster erleuchtet und bildeten Reize mit Lichtern in der Hand.

Als bald verbot ein Armeebefehl Angriffsbewegungen während der Nacht, doch jeder Versuch, durchzubrechen, sei mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Noch war das Endergebnis ungewiß, denn der Kaiser hatte sich nur als Person ergeben, für die Armee mußte der Befehlshaber verhandeln. In Sedan gab es häßliche Szenen. Wimpffen schrieb Napoleon, er lege den Oberbefehl nieder, die Generale erklärten ihm, er möchte nur sein am Morgen beanspruchtes Kommando behalten. Die Beschuldigungen, mit denen er die Korpsführer überschüttete, wurden ihm reichlich wiedergegeben. Erst spät am Abend ging Wimpffen nach Tondersch. In einem niedrigen Erdgeschloßzimmer saßen an einem rotgebeizten Tisch Moltke zwischen Bismarck und Klimenthal, ihnen gegenüber Wimpffen allein, hinter ihm im Schatten andere französische Offiziere; auf den Kamin Sims gestützt skizzierte der Wittmeister Graf Rostitz die Reden. Deutscherseits war man entschlossen, die Kriegsgefangenschaft der französischen Armee zu fordern. Noch jezt sehte sich Wimpffen auf hohe Ferk und verlangte die Entlassung der französischen Armee in die Heimat oder nach Algier gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Moltke und Bismarck, die wohl wußten, dem Tünel der Franzosen gegenüber sei jede Großmut eine Thorheit, hielten dem geschlagenen Oberfeldherrn keine und seiner Armee Lage deutlich vor Augen und erklärten offen, bei der Ungewißheit, ob die gegenwärtige Regierung noch lange bestehen werde, bedürften sie besserer Bürgschaften für Deutschlands Frieden. Als Wimpffen bei seiner Weigerung beharrte, erwiderte ihm Moltke kurz und bestimmt, um 4 Uhr werde das Bombardement der Stadt beginnen; erst auf Bismarcks Zureden gab er bis 9 Uhr Trüß.

Napoleon hoffte durch persönliche Zwischkunft von König Wilhelm die Milderung zu erbitten, daß der geschlagenen Armee der Übertritt nach Belgien gestattet würde, wo sie entwaffnet und interniert werden sollte; er wollte wohl auch baldmöglichst dem für ihn so peinlichen und selbst gefährlichen Aufenthalt in Sedan entgegen. Schon um 5 Uhr früh fuhr er in Begleitung von sechs Offizieren nach Tondersch hinaus. Bismarck, zu dem Graf Reille vorausgeritt war, sprang rasch vom Lager und ritt in Felduniform nad Nähe eilig entgegen. Der Kaiser, im grauen Paletot mit roten Aufschlägen, ließ gleich halten. Bismarck stieg ab und trat mit militärischem Gruß heran, doch als Napoleon sein goldgesticktes Kräppi abnahm, entblößte auch er ehrerbietig das Haupt. Napoleon beehrte



Schlacht der Franzosen über die Festungsbrücke.



den König zu sprechen; da dieser drei Meilen weit entfernt war, nahm der Kaiser einstweilen in einem kleinen, einzeln am Wege stehenden Häuschen armer Weber Aufenthalt und führte dort in dämpfender Stube, die gerade einen Tisch und zwei Stühle hatte, mit dem Bundeskanzler eine längere Unterredung. Dieser legte ab, über die Kapitulation zu sprechen, da sie eine rein militärische Angelegenheit sei, der Kaiser ebenso, als Gefangener, sich über einen Friedensschluß zu äußern, weil dafür allein die Kaiserin und die Regierung in Paris zuständig seien. Inzwischen erschien Moltke, doch machte er dem Kaiser keine Hoffnungen und eilte bald fort, seinem Könige Meldung zu erstatten; vor der Hausthür stehend, führten Napoleon und Bismarck die peinliche Unterhaltung weiter. Eine Ehrenstreife begleitete dann den Kaiser in das benachbarte Schloßchen Bellevue, wo auch sein prunkvolles Gefolge mit Wagen und Gerät eintraf.

Moltke beglückte den König und erhielt von ihm die Genehmigung für die festgestellten Kapitulationsbedingungen, bei denen natürlich Napoleons Wünsche nicht berücksichtigt werden konnten. Da der König den Kaiser vor deren Annahme nicht sprechen wollte, wartete er die Zwischenzeit auf der Höhe bei Trénois.



Kaiser Vorstoß der Franzosen gegen Balon.

Obgleich der Kriegsrat der französischen Generale in Sedan den unausweichlichen Zwang nicht verkannte, kam keine Botschaft aus der Festung, weil Wimpffen auf Nachricht von Napoleon harpte. Die deutsche Artillerie stand schußbereit; als 9 Uhr vorbei war, sandte Moltke einen Hauptmann in Begleitung des Grafen Kellie hinein mit der Aufforderung, um 10 Uhr würde das Feuer beginnen, falls nicht bis dahin die Übergabe sicher wäre. Jetzt kam Wimpffen, der unterwegs von dem Kaiser das Scheitern seiner letzten Hoffnung erfuhr, nach Bellevue und unterzeichnete dort die Bedingungen. König Wilhelm dankte, nachdem er die Urkunde empfangen hatte, nochmals den um ihn versammelten deutschen Fürsten; den Prinzen Knipfod von Bayern, Wilhelm und Eugen von Württemberg reichte er als den Vertretern Süddeutschlands die Hand. Er hoffe, diese großen Erfolge

würden alle noch enger zu einer glücklichen Zukunft vereinigen. Noch müsse man schlagfertig bleiben, da ungewiß sei, wie das übrige Frankreich den Gang der Dinge aufnehmen werde. Um 1 Uhr fuhr der siegreiche Herrscher nach Bellevue, begrüßt von dem flüchtigen Zuruf seiner Truppen. Der Kaiser kam ihm die Treppe herab entgegen.

So standen die Beiden einander gegenüber. Welcher Unterschied zwischen ihnen! Der hohe, hehre König überragte weit den unterstehenden Franzosen. Napoleon, eine schwerfällige, kurzbeinige Figur mit schwammigem Oberkörper, hatte nichts Militärisches an sich; sein Gesicht, matt und fahl, der lange gekrümmte Schnurbart und das sorgfältig geglättete ergraute Haar, die schwere Nase unter einer ausdrucklosen Stirn machten mehr den Eindruck eines alternden Lebemanns. Eigentümlich waren seine kleinen hellgrauen, langgeschmittenen Augen; unter schweren Lidern blickten sie trübschimmernd, trübe und unbestimmt, die Gedanken mehr verschleiernd als offenbarend.

Die beiden Herren traten allein in ein Zimmer; der Kronprinz schloß hinter ihnen die Thür. Da Napoleon seine Zukunft dem Willen seines Befehrs anheimstellte, richtete König Wilhelm den Gedenkmütigen mit freundlichen Worten auf; er wisse, der Kaiser habe sich nur schwer zum Kriege entschlossen. Napoleon, der sich mit dem Bruch der öffentlichen Meinung entschuldigte, mußte die Antwort hinnehmen, die kaiserlichen Ratgeber hätten zur Aufregung beigetragen. Friedensunterhandlungen legte Napoleon mit dem Hinweis auf seine Gefangenschaft ab. Wie der Kronprinz vorgeschlagen hatte, bot der König das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt an,

was Napoleon dankbar annahm, betrieß auch darüber, daß er zu seiner Sicherheit eine Ehrenwache über die Grenze erhalten sollte. Mit schmerzlichem Erkaunen erfuhr er dann, daß er nicht die gesamte deutsche Armee vor sich gehabt hatte, sondern sieben Korps unter Prinz Friedrich Karl vor Weß lagen. Gütig schied der König nach einer Viertelstunde, und auch der Kronprinz widmete dem einst Gewaltigen, der schwere Thränen in den Augen hatte, freundliche Worte.

Schon am 3. September fuhr Napoleon mit seinem Gefolge, von schwarzen Husaren begleitet, unter heftigem Regen mit Vermeidung Sedans nach der belgischen Grenze; dort geleiteten ihn berittene belgische Jäger nach der nächsten Eisenbahnstation. In Verviers erfuhr er mit Schrecken den Ausbruch der Revolution in Paris. Während die gestürzte Kaiserin nach England floh, wanderte ihr gefangener Gatte nach Deutschland. Am 6. September abends wurde Napoleon in Kassel von den Behörden mit allen Ehren empfangen und blieb dort, jede Bequemlichkeit und freie Bewegung genießend, bis zum 19. März 1871 in dem Schlosse, das einst die Stätte gewesen war einer andern kurzlebigen französischen Herrlichkeit, die Residenz des lustigen Königs von Westfalen, Jérôme Napoleon, seines Oheims.

Schon am Nachmittag des 1. September hatte der König eine Depesche nach Berlin gesandt, die Schlacht schreite fiegisch fort, der Feind sei fast ganz in die Stadt zurückgeworfen; jetzt meldete er seiner Gemahlin den wunderbaren Ausweg. „Welch eine Wendung durch Gottes Hülfe!“ fügte er demutsvoll hinzu.

Bald darauf flog der König zu Pferde, um das Schlachtfeld zu umreiten; der herabrieselnde Regen hielt ihn nicht ab. Die Truppen lagen in den Wäldern, ruhend und beschäftigt, Uniform und Waffen zu reinigen, da ertönte der Ruf: „Der König kommt!“ Alles stürzte herbei und vernahm die ersten Worte: „Kinder, ich spreche euch meine Anerkennung aus für die Bravour, mit der ihr euch geschlagen habt; ihr habt gut gearbeitet, aber freilich! — hier stockt, zu Thränen gerührt, der sieggetrübte Heldherr — „es hat auch viele Verluste gekostet. Denkt nicht, der Krieg sei aus; ich führe euch noch nach Paris!“ Endloser Jubel folgte und setzte sich fort von Lager zu Lager. Erst spät am Abend bestieg der König den Wagen und kehrte dann durch die wiederum erschnittenen Dörfer nach Weidensee zurück. Dort brachte er bei der Abendtafel einen Trinkspruch aus auf den Kriegeminister Roon, der das Schwert geschärft, auf Moltke, der es geleitet, und auf Bismarck, der seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht habe.

Am folgenden Tage schrieb er der Königin ausführlich: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen. Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erlebt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Vorr und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen“. Und zum Schluß: „Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. — Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des deymierten Gardeforps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung. Nun lebe wohl, — mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Tages. — Wilhelm“.

Die Verluste der Deutschen in diesem „großen Kaisermandat“, wie die Truppen gleich die Schlacht nannten, waren bei weitem nicht so schwer wie in den vorherigen Tagen, doch nicht unbedeutend, um so mehr, da sie sich sehr verschieden verteilten: im ganzen 465 Offiziere, 8459 Mann. Davon entfiel die kleinere Hälfte, 213 Offiziere, 3816 Mann, auf die Bayern allein, und von diesen hatte die 3. Division fast ebensoviel verloren wie die beiden ersten zusammen. Nach ihnen kamen das 11. und 12. Korps, beide über 1400 — 1500 Mann, dann das 5. Korps, die Garde und das 4. Korps. Doch traf der Verlust des 5. Korps (47 Offiziere, 973 Mann) fast ausschließlich das 46. und das 6. Regiment und die 5. Jäger; diese beiden Truppenteile hatten überhaupt von allen am meisten gebüht. Vom 4. Korps nahm das 71. Regiment allein so recht am Kampfe teil und gab über 300



Mann daran. Die württembergische Division hatte ein nicht sehr verlustreiches Geschick in der Richtung nach Mézières zu geführt. Die Franzosen ließen über 17,000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld.

Der Erfolg war ein in der Kriegsgeschichte beispielloser. Neben der Infanterie hatte die Artillerie geradezu Großartiges geleistet. Sie fand überall günstige Gelegenheiten und treffliche Stellungen und nützte sie auch meisterhaft aus, dem Fußvolk den Weg zu bahnen. Die französische Artillerie war der deutschen vollständig unterlegen. Ihre Batterien wurden häufig schon beim ersten Auffahren in Städte zertrümmert, „pulverisiert“, wie die Franzosen sagten. Mit schrecklicher Sicherheit trafen die deutschen Granaten Mannschaften, Verpannung und Geschütz; beim Corps Ducrot allein flogen 40 Munitionswagen in die Luft.

Ein Glück, daß Sedan selbst vor dem Untergang verschont blieb. Toll genug sah es in der Stadt aus. Das kleine Nest wimmelte von Soldaten, bei denen jede Ordnung aufgehört hatte. Fluchend und tobend über ihre Führer, angeblichen Verrat verurteilend, versagten sie den Offizieren Gehorsam; jeder that, was er wollte, stieß die anderen beiseite und suchte vor allem irgend Nahrung zu erhalten. Die Straßen waren fast ungangbar; Wagen, Geschütze, Pferde, tote und lebendige, sperrten sie, überall lagen, den rohen Tritten des Gewühls preisgegeben, Leichen und Verwundete, weggeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke; unglücklicher Mord türnte sich auf. Dem Sieger blieb es überlassen, das Chaos zu teilen und zu lichten.

Die Kapitulation machte die ganze Armee kriegsgefangen, mit Ausnahme derjenigen Offiziere, welche sich schriftlich mit ihrem Ehrenworte verpflichteten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland die Waffen zu führen. Über 500 Offiziere machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. Ducrot, der die Gefangenschaft wählte und gelobte, sich in Pont à Mousson zu stellen, meldete sich dort, aber das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchend, entwich er alsbald nach Paris, wo ihn Trochu mit einem Kommando betraute. Auch andere Offiziere benahmen sich ähnlich; der wütende Haß verblendete sie gegen das Gebot der Ehre.

Alle Waffen und Kriegsgegenstände sollten ausgeliefert werden, doch viele Offiziere zerbrachen ihre Regen, Soldaten zer schlagen ihre Gewehre oder warfen sie in die Maas; auch sämtliche Adler und Fahnen wurden verbrannt oder verheimlicht. Die Kriegslasche war absichtlich verschleudert worden. Da die Unzahl nicht so schnell nach Deutschland geschafft werden konnte, mußten die Gefangenen innerhalb der großen Maasflutimmung auf der Halbinsel von Jüres warten, bis die Zeit an sie kam. Sie hatten auf dieser „Insel des Elends“, umschützt vor dem fortwährenden Regen, in Schmutz und Schlamm viel zu leiden. Die knappen Vorräte reichten anfangs auch für das siegreiche Heer nicht aus, und das Wasser war durch Leichen vergiftet. Doch deutsche Truppen haben in diesem Kriege Tage genug durchlebt, in denen ihnen ein ähnliches Los beschieden war, und verloren dennoch nicht Muth und Selbstgefühl. Auch von ihnen trugen viele den Typhuskeim von Sedan her in sich.

Am traurigsten ging es den 6000 herrenlosen Pferden, von denen ganze Rudel auf dem Schlachtfelde herumstrichen. Auf die Maaswiesen zusammengebracht, fraßen sie bald das zerstampfte Gras ab und benagten im wüthenden Hunger sich gegenseitig Mahnen und Schwänze.

In Trupps von 2000 Mann wurden die Gefangenen nach Pont à Mousson geführt, von wo sie die Mehrzahl Einschießungsarmee weiter nach Deutschland brachte. Während der Schlacht waren schon 21,000 gefangen worden, in Sedan fielen 83,000 die Waffen; 3000 waren über die belgische Grenze entwichen. 419 Feldgeschütze, 139 Festungsganonen, 66,000 Gewehre nebst anderem Kriegsmaterial bildeten außerdem die beträchtliche Beute.

## Neunter Abschnitt.

### Die Republik und Paris.



der Sieg begeisterte das Volk, dessen Herr ihn ertugten hat, während das andere die Niederlage beklagt. Eine Schlacht, wie die von Sedan, mußte in den beiden kriegsführenden Nationen tiefe entgegengesetzten Empfindungen mit vielfacher Stärke hervorrufen. Alldeutschland vernahm die schier unglaubliche Kunde mit himmelhochjauchendem Heryen. Die Tepelche des Königs vom 1. September hatte bereits glückverheißend vorbereitet, doch niemand konnte ahnen, welche Ernte der vollendete Sieg bringen würde. Am Vormittage des 3. September flog die zweite, inhaltsschwere Postkassett durch alle deutschen Städte. Die Geschosse ließen ihren Jubeltonner erdröhnen, die Glocken läuteten Freudensturm, von Trompeten und Posaunen erklangen die Nieder zum Danke an Gott, den Kenner der Schlachten, zum Preise von König und Vaterland. Gleichviel, ob sie sich kannten, drückte auf der Straße der eine dem andern herzlich die Hand, jeder suchte als erster das kaum Vernommene weiter zu verkündigen. Da es unmöglich war, Unterricht zu erteilen, wo Lehrer und Schüler gleich frohlockten, wurden die Schulen sofort geschlossen. Die stürmisch herausquellenden Kinderchören begegneten sich mit den aus Fabriken und Werkstätten strömenden Arbeitern; auch sie legten Werk und Werkzeug beiseite, denn der Wochentag war plötzlich zum frohen Festtag geworden. Die Kandleute eilten in die Stadt, um sich von der Wundermär zu überzeugen. Durch die mit wallenden Fahnen geschmückten Straßen wogte eine jauchende Menschenmenge; hatten am 1. und 2. September die Truppen im Felde den Weg König Wilhelms mit beschwerden Viechern erleuchtet, so strahlten am 3. daheim die Städte im bunten Glanzmeer.

Nicht allein den nun der Geschichte angehörenden Großthaten, auch der Zukunft gatt die deutsche Freude. Unzählige Stimmen, in Versammlungen, in Zeitungen, in Flugschriften, in guten und gutgemeinten Gedichten sprachen es aus: die Einheit Deutschlands ist geschaffen, eine unauflöbliche, unzerstörbare. Diese Einheit bedarf eines vollkräftigen Ausdrucks, eines sichtbaren Vertreters, und das kann nur ein Kaiser sein. Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser wurde wieder lebendig; König Wilhelm hatte die Raben versprochen, deren Flucht die Knechtung des Deutschen Reiches verkünden sollte. Kein anderer als er durfte die Deutschen zu einem Reiche vereinen. Die große Frage schien bereits gelöst, und wo man noch republikanischen Träumen nachgegangen hatte, wurden sie abgeschüttelt. Selbst die alten Hülftlinge von 1848, denen durch den königlichen Erlaß vom 31. Juli die Rückkehr in die Heimat offen stand, begrüßten beglückt die Erfüllung ihrer Hoffnungen in dieser großartigen Wendung.

*Kindner, Der Krieg gegen Frankreich.*

Deutschland wandte sich hoffnungsvoll dem Kaiserthum zu, Frankreich verließ es in demselben Augenblicke und warf sich der Republik in die Arme. Dort innige Verehrung für den früher verkannten Kaiser, hier wilder Haß und tobendes Verfluchen des einst vergötterten Imperators. Gewiß war neben der Gileitheit, die den Verlust gewohnten Ruhmes nie verzeihen konnte, verzweifelte Vaterlandsliebe im Spiel, doch auch die entsefelte Parteilichkeit erhob sich, um aus den Trümmern der zerbrochenen Staatsform ihre Tempel zu bauen.

Napoleon hatte anfangs verstanden, die republikanische Partei völlig niederzubrechen; in dem Gesetzgebenden Körper zählte sie 1860 nur fünf Vertreter, unter ihnen den lebhaften Advokaten Jules Faure. Schon 1863 vermehrte sich die regierungseindliche Gruppe durch Männer der alten liberalen Parteien; ihr hervorragender Kopf war Louis Adolphe Thiers. Durch ein großes Werk über die französische Revolution berühmt geworden, dann geistvoller Verfechter eines rein konstitutionellen Systems, wurde der bisherige Leiter einer einflussreichen Zeitung nach der Insurrektion von 1830, an der er wesentlichen Antheil hatte, Staatsrath und darauf Ministerpräsident, bis er 1840 sein Amt niederlegte. Weber mit der Republik von 1848, noch mit Napoleon einverstanden, blieb Thiers seinen politischen Überzeugungen getreu. Ein kleiner, beweglicher, glänzend besetzter Mann, war er Franzose mit Leib und Seele; allezeit jagte er den nationalen Stolz an und erklärte, der Rhein müsse die Grenze Frankreichs werden. Die Einigung Italiens und die preussischen Siege von 1866 als schwere Schädigung des französischen Übergewichts beklagend, trug er viel dazu bei, daß die „Revanche für Sadowa“ zum Stichwort französischer Gileitheit wurde. Doch widersprach er als unschlüssiger Politiker im Juli 1870 dem Kriege gegen Preußen, weil ihm die Gelegenheit schlecht gewählt schien.

Als 1869 die gegenwärtige Gesetzgebende Körperschaft, welche die Kriegserklärung genehmigt und nun deren Folgen gut zu machen hatte, gewählt wurde, behielt die Regierung zwar eine starke Mehrheit, doch die Linke vergrößerte sich auf 93 Mitglieder. In ihr waren scharfe Gegensätze vorhanden, die lediglich der gemeinsame Widerspruch gegen die kaiserliche Regierung verband. Außer den Freunden von Thiers, die nur eine liberale Verfassung forderten, und den gemäßigten Republikanern umfaßte sie die „Unversöhnlichen“, wie sie sich selbst nannten. Das waren theils alte verblüffte Revolutionäre, theils junge überschäumende Leute, die einen kaum klar über ihre Ziele, nur entschlossen, der kaiserlichen Regierung in allen Fällen entgegenzutreten, die anderen gewillt, an Stelle eines festen Regiments die ungezügeltere Volksherrschaft zu setzen. Zu ihrem geistreichsten Helden gehörte Henri Rochefort, der in seiner Zeitung „Die Vaterne“ bißart und frech die kaiserliche Familie, ihre Beamten und Anhänger lächerlich machte und in den Schmutz zog; seit dem Januar 1870 saß er im Gefängnis. Ihn übertrugte weit Léon Gambetta, ein junger Advokat, der sich in politischen Prozeßten einen großen Namen gemacht hatte, ein Redner von ungewöhnlicher Begabung, dessen glühende, prachtvolle Sprache die Hörer mit sich riß. Obgleich entschiedener Republikaner mit weitgehenden demokratischen Grundbügen war er doch nicht gelonnen, die gesellschastliche Ordnung auflösen zu lassen. Wohl aber hegten solche Absichten die Demagogen, die geheimen und offenen Führer der niederen Volksklassen, die nur auf ihre Zeit warteten.

Bisher war es der Regentenschaft gelungen, die revolutionären Elemente zurückzuhalten, doch konnte sie nicht ganz verhindern, daß ihre Anhänger Waffen bekamen. Neben der Linie und ihrer Reserve hatte die Heeresordnung von 1868 noch die mobile Nationalgarde eingeführt. Sie umfaßte alle diejenigen jungen Wehrfähigen, welche nicht in der Linie dienten; in eintägigen Übungen, die nicht öfter als fünfzehnmal im Jahre stattfinden durften, sollten sie für die Verteidigung im Innern vorbereitet werden. Als der Krieg ausbrach, stand die Mobilgarde nur auf dem Papier. Tann fing man an, die Bataillone namentlich für Paris und Umgegend zu bilden; sie erhielten sich freilich sofort als kriegsunfähig und wurden daher aus dem Lager von Châlons heimgeschickt. Die Beschlüsse, welche die Kammer nach den ersten Niederlagen faßte, liefen jedoch auf eine allgemeine Volksbewaffnung hinaus. In die Nationalgarde sollten alle Bürger bis zu 50 Jahren eintreten; den Bataillonen wurde das Recht gegeben, sich ihre Offiziere und Unteroffiziere zu wählen. Obgleich es die Regierung mit der Ausgabe von Waffen nicht eilig hatte, waren außer den schon vorhandenen Bataillonen bereits neue

entstanden. Die zum großen Teil aufrührerisch gefinnte Nationalgarde war also die Herrin der von Linientruppen ganz entblößten Stadt.

Am 3. September, nachmittags 4 Uhr, erhielt die Kaiserin Eugenie, nachdem schon trübe Nachrichten eingelaufen waren, die Depesche: „Die Armee ist geschlagen und kriegsgefangen, ich selbst bin Gefangener. Napoleon.“ Als bald verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, wie ein Donnererschlag die einen beläuernd, wie ein Lichtstrahl die anderen entflammend. Am Abend siegte die Leidenschaft; das Geschrei „Absetzung“ durchhallte die Boulevards. Um den großen Umsturz durchzuleben, verabredete man für den folgenden Tag einen Gewaltsthrud auf den Gesetzgebenden Körper.

Die Kaiserin erkannte noch nicht die Stärke der Bewegung, auch die Minister wollten erst am nächsten Tage Beschlüsse fassen. Eine Anzahl Abgeordneter bewog jedoch den Präsidenten, eiligst schon um 1 Uhr nachts eine Sitzung zu halten. Es wurde kein Beschluß gefaßt, nur Jules Favre stellte den Antrag: Napoleon und seine Dynastie der ihr übertragenen Gewalt zu entleiden, durch den Gesetzgebenden Körper eine bevollmächtigte Regierung zur Verjagung des Feindes wählen zu lassen und den General Trochu zum Gouverneur der Stadt Paris zu ernennen. Da auch die Freunde des Kaisertums bewirkten, daß es den Schlag von Sedan überleben könne, ließ die Kaiserin, um völliger Abdankung zu entgehen, den Vorschlag machen, die absolute Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers möchte eine nationale Verteidigung unter dem General Palisao einsezen. Thiers suchte einen Mittelweg zwischen den Anträgen Favres und des Kabinetts; ohne die Absetzung der Dynastie auszusprechen, begehrte er einen von der Kammer zu ernennenden Regierungs- und Verteidigungsausschuß und zugleich die Einberufung einer Versammlung, welche über Verfassungsänderungen beschließen sollte. So lagen in der am 4. September 1 Uhr nachmittags eröffneten Sitzung diese drei Anträge vor; während sich eine Kommission zu ihrer Prüfung zurückzog, verließen die meisten Abgeordneten den Sitzungssaal.

Inzwischen sammelte sich, wie verabredet war, in der Umgebung des Hauses eine ungeheure Menschenmenge, fortwährend durch die Spaziergänger vermehrt, welche der Sonntag und das schöne Wetter ins Freie gelockt hatten. In den donnernden Ruf: „Absetzung!“ mischt sich schon der andere: „Republik!“ Wiefern gelingt es, durch die aufgestellten Truppen und Polizeimannschaften hindurchzukommen; bald dringt, von der Schwärze, die ohne Befehl ist, nicht gehindert, der Strom in das Gebäude und füllt die Tribünen. Der Präsident eröffnet die Sitzung mit einer kleinen Zahl Abgeordneter; vergeblich verlangen sie Ruhe von den Lärmenden, die auch in den Saal hinabsteigen und die Plätze einnehmen, ihr tobendes Geschrei wiederholend. Jede Verhandlung wird unmöglich; der Präsident, beleidigt und gekränkt, bedeckt sich und verläßt seinen Platz. Da beantragt Gambetta von der Rednerbühne aus die Absetzung des Kaisershauses. Der Menge genügt das nicht, sie will auch die Erklärung der Republik. Favre und Gambetta fordern zum Abmarsch nach dem Stadthaus auf, um dort, wo die Pariser schon so oft die Monarchie geführt hatten, die Verteidigung zu vollziehen, und schreiten dem Juge voran. Dort traf auch bald eine Anzahl von Mitgliedern der Linken ein.

Die Revolution hatte gefiegt ohne einen Schuß. Die Kaiserin verließ die bereits bedrohten Tuilerien, begleitet von dem österreichischen und dem italienischen Gesandten; mit einer einzigen Ehrendame befiel sie eine Droschke und gelangte in die Wohnung ihres amerikanischen Zahnarztes, der sie am folgenden Tage nach England geleitete. Dorthin kam auch Prinz Louis. Die Minister und hervorragenden Personen des Kaiserreichs flohen gleichfalls über die Grenze.

Die im Stadthaus versammelten Deputierten wollten verkünden, daß die öffentliche Gewalt in die Hände der Massenführer fiel, die schon im Begriff waren, sich ihrer zu bemächtigen. Deshalb beschloffen sie, nur die von der Stadt in den Gesetzgebenden Körper gewählten Abgeordneten in die Regierung aufzunehmen. In ihnen gefellte sich der Gouverneur Trochu, zu allein bereit, nachdem ihm die Erhaltung der sozialen Ordnung: Gott, Familie, Eigentum verbürgt war. Er ging sofort gemüthlich zu Palisao und ließ sich von ihm das Kriegsministerium übergeben; zurückgekehrt verlangte er, um die Verteidigung des Vaterlandes nachdrücklich führen zu können, unverfälscht die Präsidentschaft der Republik, welche ihm Jules Favre, der sie schon angenommen hatte, abtrat,

mit der Stellvertretung zufrieden. Die Regierung, die sich „Gouvernement der nationalen Verteidigung“ nannte, bestand mit jenen beiden aus zwölf Männern, darunter Gambetta, Ferrs, Simon und Rochefort, den man um seines Anhangs willen, der ihn im Triumph aus dem Gefängnisse herbeigeholt hatte, nicht übergeben durfte. Favre übernahm das Aeußwärtige, Gambetta das Innere, de Flö den Krieg.

Die Kammer trat wenig zahlreich abends um 8 Uhr wieder zusammen. Thiers, der den Vorsitz übernahm, lehnte, um nicht internen Streit in dieser schweren Zeit hervorzurufen, einen Protest gegen die eben entlassene Regierung ab, dann ging die Verklamung auseinander, und der bonapartistische Rest, der sich am folgenden Tage nochmals versammelte, wurde von der Polizei auseinander getrieben. Den Senat, um den sich niemand bekümmert hatte, erklärte die neue Regierung für abgeschafft, doch beabsichtigte sie, an Stelle der aufgestellten Gesetzgebenden Körperschaft eine neue wählen zu lassen.



Frankreich.

Frankreich stimmte allgemein der plötzlichen Wandlung zu; die schweren Ausschreitungen, die bereits in Lyon und Marseille vorgefallen waren, gingen ohne weitere Folgen vorüber. Der Zauber der Republik übte seine Wirkung aus; wie einst 1792, wurde auch jetzt der Feind vor einem freien Volke zurückweichen. Ja, man schmeichelte sich der süßen Hoffnung, König Wilhelm werde alsbald Frieden machen, weil das Kaiserthum, gegen das allein Deutschland gekämpft hätte, nunmehr beseitigt sei. Jules Favre erließ am 6. September ein wunderliches Rundschreiben an alle Regierungen, um die Veränderung der Staatsgewalt anzukündigen. Es triefte von überschwänglichen Redensarten; ausgehend von der kühnen Behauptung, der Kaiser habe dem französischen Volke wider seinen Willen den Krieg aufgezwungen, schob es die Verantwortung für dessen Fortsetzung Preußen zu. Doch Frankreich nehme die Herausforderung, wenn sie geschehe, an und werde seinen Zoll Erde, seinen Stein seiner Festungen dem Feinde überlassen; der Angreifer würde an dem Widerstande von Paris zu Grunde gehen. Die Regierung redete von Frieden und lehnte zugleich ab, dafür irgend einen annehmbaren Preis zu zahlen; sie feuerte die Leidenschaft an und predigte den allgemeinen Volkskrieg.

Die Staaten erkannten entweder die neue Republik alsbald an oder verschämten, wie England, Rußland und Österreich, ihre freundschaftliche Gefinnung. Die Franzosen erwarteten sogar, die auswärtigen Mächte würden gleich bereit sein, Preußen zum Frieden zu veranlassen. Als diese tödliche Hoffnung sich nicht erfüllte, richtete Jules Favre an Thiers, der den Eintritt in die Regierung abgeschlagen hatte, die Bitte, persönlich bei den Höfen Unterstützung für Frankreich nachzusuchen. Der greise Staatsmann begab sich alsbald nach London und erreichte wenigstens von dem auswärtigen Minister, Lord Granville, daß dieser durch den englischen Botschafter in Paris, Lord Lyons, Bismarck ersuchen ließ, Favre eine persönliche Rücksprache zu gewähren. Der Kanzler genehmigte sie nach einigem Zögern, und so fanden die ersten Friedensverhandlungen statt.

Taß mit Napoleons Gefangennahme der Krieg noch nicht zu Ende sein würde, wußten König Wilhelm und seine Ratgeber von vornherein; jedenfalls war erst nötig, den Parisern unmittelbar zu zeigen, was ein Krieg bedeutete. Gleich nach der Sedaner Schlacht zogen alle verfügbaren Truppen gegen die Hauptstadt. Da es Bismarck geglikt war, mit dem letzten Reste der kaiserlichen Arme, dem XIII. Korps, von Metz nach Paris zu entschlüpfen, fanden die Deutschen auf dem Marsche dorthin keinen geschlossenen Feind vor sich. Die Franzosen hatten alles

gethan, um Schwierigkeiten in den Weg zu legen, in sehr überflüssiger Weise Brücken gesprengt, die Straßen ungangbar gemacht, meist Hindernisse, die leicht überwunden wurden. Kästiger war, daß sich die Bevölkerung äußerst feindselig betrug. Freischaren, sogenannte Franciscurs, tauchten allenthalben auf und zwangen zur Vorsicht, wie zu strengem Einsperrsein. Traurige Folgen hatte der Nationalismus in der kleinen Gegend Laon, die sich am 9. September ergab. Die Franzosen waren eben aus der Citadelle weggeführt worden, als das Pulvermagazin, jedenfalls absichtlich von einem Unteroffizier angezündet, mit furchtbarem Krachen in die Luft flog. Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der Führer der 6. Kavalleriedivision, mehrere Offiziere und viele Mannschaften vom 4. Jägerbataillon wurden verwundet, 40 getödtet; auch mehrere Hundert Mobilgardisten und Gminowner erlagen den herumgeschleuderten Trümmern.

Um ausreichenden Raum für den Weitermarsch zu gewinnen, schlug die dritte Armee von Sedan die südwestliche Richtung über Reims ein, überschritt die Marne zwischen Dormans und Eprenay und die Seine bei Melun und Gorbail. Die Maasarmee zog nördlich der Marne über Metz bei Epinals vorbei geradezu nach Paris. König Wilhelm nahm seinen Weg über Metz, Reims, Chateau-Thierry und Reaumur. Hier empfing am 18. September abends Bismarck den Brief Favres, der aus Paris zu der gestatteten Unterredung herausgekommen war. Am folgenden Nachmittag fand sie in dem Schloßchen Haute Maison bei dem Dörfchen Montreuil statt.

Glücklicher hatte während der Befreiungskriege oft und bitter geklagt, die Federkuchler, „die verfluchten Diplomaten“, verdrüben immer, was das Schwert gut gemacht hätte, und in der That ließen damals die verbündeten Mächte Frankreich, das jahrhundertlang Europa mit jeder Verdrängnis heimgesucht hatte, eine übergroße Schonung zu teil werden. Jetzt war keine Gefahr, daß sich Ähnliches wiederholte; der Leiter der preussischen Politik kannte die Franzosen zu gut, sah zu genau durch den Nebel von schönen Worten die Wirklichkeit und nahm mit untrüglicher Sicherheit nur die Interessen seines Vaterlandes wahr. Deutschland mußte in erster Stelle vor französischen Überfällen, wie der letzte einer war und der schon so viele Vorgänger hatte, ausreichend geschützt werden, und es war besser, gleich jetzt gute Bedingungen zu schaffen, als später nochmals Krieg zu führen. Schon infolge des Sieges von Sedan waren an höchster Stelle die Forderungen, die man Frankreich stellen mußte, besprochen worden. Deutschland bedurfte zu seiner Sicherheit gegen neue Angriffe einer Vorstufe, eines Glacis, wie es die Festungen umgibt; zudem konnten den Franzosen die großen Ausfallsthorze, die sie einst dem alten Reich entrisen hatten, nicht belassen werden. Noch eine wichtige Frage schwebte. Das Kaiserthum war unrettbar gestürzt, aber konnte mit der jetzigen Regierung, die man noch gar nicht anerkannt hatte, ein wirksamer und dauerhafter Friede geschlossen werden? Jedenfalls nur dann, wenn genügende Pfänder gegen jede Wandlung des französischen Bankerottes gegeben wurden.

Jules Favre, ein grandbärtiger Herr mit lebhaftem Gesicht, in dem die starke Unterlippe anfiel, führte das Gespräch anders, als vierzehn Tage vorher der gebrochene Kaiser. Mit höchstem Pathos ließ er seinen heißen Redestrom fließen, der wohl höfliche und ernste Erwiderung fand, aber das klare und harte Eis der Gedanken Bismarcks nicht zu schmelzen vermochte. Der Bundeskanzler versicherte, auch er wolle den Frieden, aber deutete an, daß Frankreich die Schuld an dem Kriege trage, müsse Deutschland von dem eroberten Gebiet behalten, soviel es zu seiner künftigen Verteidigung bedürfe, etwa das Elsaß mit Straßburg und ein Stück des Mosellandes mit Metz. Favre legte lebhaften Widerspruch ein; alles Geld werde Frankreich geben, nur kein Land, doch in jedem Fall könne allein eine Nationalversammlung darüber bestimmen und eine endgültige Regierung einsetzen. Um die Wahl dieser Volksvertretung zu veranstalten, begehrte Favre einen Waffenstillstand, und dieser Punkt war für den Augenblick die Hauptfrage.

Über ihn verhandelten die beiden Staatsmänner abends in Ferrières, einem dem Baron Rothschild gehörigen Schloß, wozin Jordan König Wilhelm sein Hauptquartier gelegt hatte. Eine Waffenruhe von vierzehn Tagen, wie sie Favre begehrte, hätte den Franzosen so große Vorteile gebracht, daß sie dafür auch einen angemessenen Preis zahlen mußten. Bismarck übernahm es, dem Willen seines königlichen Herrn darüber einzuhelfen. Am



folgenden Morgen teilte er dem französischen Minister die Bedingungen mit: Übergabe von Belfort, Toul und Straßburg und, wenn die Verklammerung in Paris stattfinden sollte, Einräumung eines die Stadt beherrschenden Forts, etwa des Mont Valérien. Das erschien Favre unmöglich, er schlug daher Tours als Ort für den Zusammentritt vor. Noch mehr entsetzte ihn, daß die Besatzung Straßburgs sich in Kriegsgefangenschaft ergeben sollte, obgleich ihm Bismarck nachwies, die Festung müsse in den nächsten Tagen fallen; diese heldenmütige Mannschaft, welche die ganze Welt bewunderte, preiszugeben, wäre eine Freigabe Frankreichs. Der Kanzler fügte hinzu, wenn die Volksvertretung in Tours tage, würde der gegenwärtige Stand vor Paris aufrecht erhalten, es dürften demnach während der Waffenruhe keine Lebensmittel eingeführt werden.

Jules Favre fürchtete, zusammenzubrechen; die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit geteilten Gefühlen, sehr unglücklich und doch voll Hoffnung auf den nun zu bewährenden Heldennut seiner Mitbürger, kehrte er nach Paris zurück.



Der Kronprinz in der Villa André in Versailles, nach H. v. Werner.  
(Vertrag des Generals Hann. v. Weyhern.)  
(Mit Genehmigung des Kunstvereins von Goltz & Sauer in Berlin.)

wichtige Schanze nebst neun im Stiche gelassenen Geschützen. Dieses Geschenk von Petit-Vicêtre und Châtillon, das die völlige Einschließung ermöglichte, kostete den Bayern 265, dem 5. Korps 178 Mann, den Franzosen erheblich mehr Leute.

Am hellen Sonnenglanz sahen die Deutschen das Häusermeer von Paris mit Rappeln und Türmen zu ihren Füßen liegen und fühlten sich schon als seine Herren. Am Nachmittag zog das 5. Korps mit klingendem Spiel in das nicht verteidigte Versailles ein, wo alsbald der Kronprinz sein Hauptquartier aufschlug. Er wohnte erst in der Präfektur, später, als König Wilhelm nach Versailles kam, bezog er die der Frau Walthey-André gehörige schöne Villa „Les Ombres“. Der dritte große Ring dieses Feldzuges war vollendet, um die Kirschenstadt, das Haupt Frankreichs.

Am 21. September teilte Jules Favre dem Bundeskanzler schriftlich mit, die Bedingungen des Waffenstillstandes wären unannehmbar. Die Pariser Regierung wollte demnach die Fortsetzung des Kampfes, und sie durfte der Zustimmung des Landes gewiß sein. Sicher war der Entschluß heroisch; ob er auch weise war, sollte die Zukunft lehren. Doch niemand fragte danach, was der Widerstand kosten würde, ob er überhaupt möglich sei. Eine gewaltige Erregung ergriff die Franzosen und raubte ihnen die klare Übersicht, aber machte sie auch

fühlen, sehr unglücklich und doch voll Hoffnung auf den nun zu bewährenden Heldennut seiner Mitbürger, kehrte er nach Paris zurück.

Die Einschließung der Stadt war am Tage vorher vollendet worden. Mit gewohnter Pünktlichkeit gelangte der vom Oberkommando aufgestellte Plan zur Ausführung. Nur das 5. Korps stieß noch am letzten Tage, dem 19. September, auf größeren Widerstand, den im Süden General Ducrot mit dem neugebildeten XIV. Korps besuchte. Da das hart angegriffene 47. Regiment Verstärkung von seinem und dem 2. bayerischen Korps erhielt, wagten die jungen Mannschaften der Franzosen keinen Angriff. Ein Juaventregiment lief gleich bis nach Paris zurück und verbreitete dort allgemeinen Schrecken. Ducrot mußte sich auf die Verteidigung beschränken, die Bayern rückten nicht ohne Verluste seine Hauptstellung bei Pleffis-Biquet und nahmen die davorliegende

der höchsten Anstrengungen fähig. Verschiedene Empfindungen stürzten auf sie ein: echte Begeisterung für das Vaterland, glühender Zorn über seine Niedertage, wilde Wut gegen die Barbaren, welche es mochten, die heilige Stadt, das geistige Haupt der Welt, anzutasten, der von jeder übertriebene Nationalstolz, der eine völlige Niedertage, die Abtretung von Provinzen einfach für undenkbar hielt. Die Franzosen legten an sich ein anderes Maß als an die übrigen Völker; daß ihnen angethan werden sollte, was sie von diesen so oft verlangt und erlangt hatten, erschien ihnen unerhört. Sie überschätzten nicht nur ihre Kraft, sondern auch ihre Bedeutung, indem sie wähten, mit Frankreich werde die ganze Welt tödlich getroffen; selbstverständlich müsse ihnen daher Beistand zu teil werden. Die hochtönenden Verfündigungen, mit denen ihre Staatsmänner und Generale freigebig um sich warfen, kamen diesen von Herzen und berauschten ihre Urheber gerade so wie das Volk. Zu ihrem eigenen Schaden wollten sie die Wahrheit nicht sehen und nicht hören. Wie es das Kaiserthum gethan hatte, fuhr die republikanische Regierung fort, mit ihr ein gefährliches Spiel zu treiben, die ihnen ungünstigen Ereignisse zu bemänteln, zu verschweigen, selbst fälschlich in das Gegentheil umzuwandeln. Ein Vergleich der amtlichen Nachrichten, wie sie während des ganzen Krieges von beiden Seiten erlassen worden sind, macht den Unterschied klar: bei den Deutschen ungehinkter, einfach thatsächlicher Bericht unter allen Umständen, bei den Franzosen maßlose Übertreibung des geringsten Erfolges, verkleinernde Vertuschung des schwersten Mißgeschicks. Ein solches Verfahren konnte nicht ohne Einfluß auf die Kriegsführung sein.

„Wir treten keinen Zoll von unserm Boden, keinen Stein von unsern Festungen ab“, beteuerte die Regierung aufs neue, „Paris wird widerstehen bis aufs äußerste, das Land wird ihn zu Hilfe kommen und mit Gottes Beistand Frankreich gerettet werden.“ Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden aufgehoben und unterblieben zulezt ganz; damit war auch jede Friedensverhandlung unmöglich gemacht. Paris und seine Regenten betrachteten sich als Frankreich. Man glaubte das Geschick des ganzen Landes an das der Hauptstadt geknüpft, bis Trauerposten von allen Seiten die Lehre gaben, daß die erwartete Hilfe vom Lande her nur mit kräftigem Antrieb und energischer Eritung kommen könne. Daher übernahm es Gambetta, sich nach Tours zu begeben, wo bisher nur eine unaugliche Abordnung der Regierung bestanden hatte. Am 7. Oktober verließ er in einem Luftballon Paris und gelangte glücklich an sein Ziel. Es war die höchste Zeit, daß ein starker Geist eintriff.



## Zehnter Abschnitt.

### Straßburg und Metz.



Seine Woche, nachdem Jules Favre entrüßet Bismarcks Zumutung zurückgewiesen hatte, fiel die Befähung Straßburgs wirklich in Kriegsgefangenschaft.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“, dieses alte Volkslied war in Deutschland weiter gesungen worden, als die alte Hauptstadt des Elsaß längst zu Frankreich gehörte. So viele andere Gebiete sie den Fremden hatten überlassen müssen, Straßburg vergaßen die Deutschen nie, und der weithin über die rheinische Ebene schauende Münsterthurm erregte bei ihnen stets schmerzliche Erinnerungen. Hier hatte das deutsche Bürgertum seine schönsten Kläten getrieben; die Geschichte der Kunst, der Litteratur, der gelehrten Bildung, der Reformation berückelte auf vielen Plättern, was Straßburg einst für Deutschland gewesen war. Über ein Jahrhundert erhielten sich in der alten, französisch gewordenen Reichsstadt deutsche Junge und deutsches Wesen. Erst jeit der großen Revolution und dem Ruhm der Napoleonischen Zeit schloß sich die Bevölkerung an Frankreich an; sehr viele Elsäßer dienten im Heer und gaben namentlich einen trefflichen Stamm für Unteroffiziere ab. Das „Dütsch“, das die lebendige Verbindung mit dem Schriftdeutschen verloren hatte, wurde zwar im Verkehr und in der Familie noch allgemein gebraucht, aber Deutschen gegenüber verlegneten viele die heimische Sprache und bevorzugten die französische, so unrein sie die meisten redeten. Die entfremdeten Deutschen gebärdeten sich französischer als die Franzosen, denen erst jetzt der volle Wert ihres köstlichen Besitztums zum Bewußtsein kam. Die Statue Straßburgs auf dem Konstantienplatz in Paris wurde seit der Belagerung wie ein Heiligerbild verehrt, bedeckt mit Fahnen und Kränzen, die Stätte leidenschaftlicher Kundgebungen.

Straßburg, das damals 85,000 Einwohner zählte, war zwar in seinem Innern nicht gerade „wunder schön“, aber abgesehen von der geschichtlichen Bedeutung und seinem Reichtum militärisch hochwichtig. Denn mit Recht hatte man es immer den Schlüssel zum deutschen Hause genannt; von hier aus stand den Franzosen der Weg nach dem Schwarzwalde offen. Die Gegend, fruchtbares Ackerland, ist flach und von vielen natürlichen und künstlichen Wasserläufen durchschnitten. Die Stadt wird durchflossen von der raschströmenden, oft wasserreichen Ill, welche auch die tiefen Gräben um die Festung speiste und, durch Staumwerke gespannt, das süßliche Vorland überschwemmen konnte.\* Zwischen der Stadt und einem Rheinarme lag die Giltelle, errichtet von Vauban, dem großen Kriegsbaumeister Ludwigs XIV., der auch die alte Umwallung mit einem starken Gürtel von Verchanzungen umgeben hatte. Doch entsprach die Festung nicht den Ansprüchen, die seit der Einführung der weittragenden gezogenen Geschütze an eine solche gestellt werden, weil sie der außenliegenden Forts, die eine Bekriegung des innern Kerns verhindern sollen, entbehrte. Jede Belagerung mußte also auch die Bürgerschaft treffen.

\* Plan von Straßburg auf Zeltl IV.

Den Oberbefehl führte ein altgedienter, tapferer, doch nicht erfindungsreicher Offizier, General Ulrich. Die Belagerung war hart, da sich viele Flüchtlinge von der Wörther Schlacht hierher gewendet hatten; sie betrug etwa 23,000 Mann. Auch der Bestand an Geschützen, 1200 Rohren verschiedener Art, genügte, ebenso der Vorrat von Brot und Fleisch. Sonst war für die Verteidigung wenig vorbereitet; erst im letzten Augenblick wurden die nötigen Vorkehrungen getroffen, die Schusslinie durch hinstehende Bäume und Gebäude freigemacht, die M festgelaßt. Da General Ulrich im Einverständnis mit der opferwilligen Bürgerschaft die Übergabe verweigerte, blieb schon um der deutschen Ungebild willen nur die gewaltsame Einnahme übrig. König Wilhelm befahl die Zusammensetzung eines eigenen Belagerungskorps, dessen Oberbefehl General v. Werder erhielt. Es bestand aus der badiischen Felddivision unter General v. Laroche an Stelle des erkrankten Generals v. Peyer, der Gardelandwehrdivision unter



v. Werder.

zum Ziele zu kommen und so der Einwohnerschaft die Leiden einer langen Belagerung zu ersparen, zugleich um die beträchtliche Truppenmacht bald für andere Zwecke verwendbar zu machen, schritt er mit Erlaubnis des kaiserlichen Hauptquartiers zum Bombardement. Es war eine harte, aber unumgängliche Notwendigkeit. Vier Nächte und drei Tage lang mit Zwischenpausen schleuderten 120 Geschütze

Zerstörung, Flammen und Tod in die unglückliche Stadt. Die Einwohner lagen jammernd und betend in den Kellern, viele flüchteten in den Münster, die Obdachlosen suchten Schutz in Löchern hinter den Wällen, doch nicht wenig Männer, Frauen und Kinder wurden getötet, sehr viel mehr verletzt. Aus den geschmetterten Häusern loderte Feuer auf; ganze Straßen in den Vorstädten, viele andere Gebäude fielen in Asche, und die mutig zum Löchen Herbeiläufenden bedrohte der Hagel der Sprengstücke. Da leider nichts für die Vergütung der Kunst- und wissenschaftlichen Schätze geschehen war, wurden das Gemäldemuseum und die Bibliothek mit kostbaren, unersetzlichen Handschriften, Denkmälern der deutschen Vergangenheit Straßburgs, ein Raub der Flammen. Selbst das Münster, auf dessen Turm die Franzosen einen Beobachtungsposten hatten, erlitt Beschädigungen, zum Glück nicht schwere; das Dach des Schiffes brannte ab. Meilenweit

Einbrecher, Der Krieg gegen Frankreich.

General v. Loen und der 1. Reserve-division unter General v. Trescott, die aus dem 30. und 34. Regiment, der bisherigen Belagerung von Kaffa, und vier pommerschen Landwehrregimenten nebst Reiterei gebildet wurde. Die Artillerie gebot über 200 gezogenen Kanonen und 88 Mörser, zum Teil schwersten Kalibers.

Unter kleinen, für die Franzosen verlustreichen Gefechten wurde in der Mitte des Augustmonats die Festung eingeschlossen.

Da Werder glaubte, durch Einschüchterung am schnellsten



Batterie Stellungssartillerie vor Straßburg

leuchtete der Feuerschein durch die Nacht; grauenvoll großartig strahlte der glutgeröthete Münsterturm über das Flammennetz. Zum Gultel schossen die Franzosen das am rechten Rheinufer gelegene badische Kehl, obgleich eine offene Stadt, in Brand. Da eine Fortsetzung des Bombardements nicht rätlich war, ging Werder zur regelrechten Belagerung über. Als Angriffspunkt wählte er das nach Nordwesten gelegene Steinthor. Sogenannte Parallelen, tief eingeschnittene Laufgräben, die längs des Festungsumkreises ausgehoben werden, schützten die Annäherung und den Verkehr der Belagerer; für die Geschütze wurden aus Erde, Sandbäcken und Holzballen feste Stände mit bombensicheren Einbauten gebaut.

Für die Belagerungstruppen kam eine schlechte Zeit. Der fortwährende Regen und das Grundwasser vermauldeten die Gräben in Schlammbetten und erschwerten die Schanjarbeit; die Pioniere, Arbeiter und Bedienungsmannschaften hatten bei ihrem mühseligen Werke außer dem Geschützfeuer manchen raschen Anfall vom Feind auszuhalten. Der Kommandant wies die erneuten Anforderungen zur Übergabe tropig ab. Doch die deutschen Geschütze zeigten zum Staunen der Franzosen eine kaum geahnte Kraft. Die Citadelle wurde zu einem wüsten, ausgebrannten Trümmerhaufen zulamengeschossen; die Einschüßungslinie verengerte sich, die Batterien rückten vor. Refoubers zeichnete sich



Frankösishe Batterie am Steinthor von Straßburg.

der Ingenieurhauptmann Rebour aus, den leider eine Kugel niederstreckte. Vom 14. September ab konnte aus unmittelbarer Nähe das Verfeuerschießen auf die Linneten, die starken Schutzwerke des Steinthors, beginnen. Drei wurden in Trümmer gelegt und von den Verteidigern verlassen; sofort setzten sich in ihnen die deutschen Pioniere fest. Endlich waren die beiden das Steinthor deckenden Positionen durch breite Versehen zugänglich und dem Sturm geöffnet.

General Ulrich erkannte nun die Kupplosigkeit längeren Widerstandes. Am 27. September nachmittags wogte auf

dem Münsterturm die weiße Fahne, von den Deutschen, die auf die Brustwehren stiegen, mit Hurra und Siegesliedern begrüßt. Die Besatzung, der Kommandant und sein Stab voran, marschierte am folgenden Tage aus dem Jäbener Thor, um die Waffen zu strecken; leider bestanden die Franzosen, wie bei Sedan, die bisher bewiesene Tapferkeit durch argen Unflug. Die Nationalgardien wurden unter der Verpflichtung, nicht wieder die Waffen zu ergreifen, in die Heimat entlassen, die Linientruppen und Mobilien nach Kassel abgeführt; die Offiziere durften gegen Güterloos den Aufenthalt frei wählen. Ueberaus reich war die Kriegsbeute jeder Art. Zwar lag nun wieder in und um Straßburg manch tapferer Soldat begraben, doch der Verlust der Deutschen, 39 Offiziere und 891 Mann, war nicht allzugroß. Über 200,000 Schuß hatte ihre Artillerie abgegeben.

Am 30. September 1870 hatten die Franzosen mühelos Besitz von Straßburg ergriffen, an demselben Tage hielt 1870 General v. Werder seinen feierlichen Einzug in die schwer erlöschte Stadt, die nun wieder deutsches Eigentum geworden war.

Unter der französischen Garnison von Straßburg befand sich auch eine Abteilung Marineinfanterie, die zur Bemannung von Kanonenbooten auf dem Rhein bestimmt waren; doch fanden sie dafür keine Verwendung. Alle ihre Kameraden von der Marine haben in diesem Kriege auf ihrem schwankenden Elemente keinen Ruhm gemietet. So mächtig die französische Flotte war, so wenig Worte verdient sie, denn alle auf sie gerichteten Hoffnungen wurden zu Wasser. Bereits am 24. Juli lief ein Panzergeschwader von Cherbourg aus, dem später ein zweites folgte.

Die tapfere deutsche Seemannschaft brannte auf den Kampf und nedte mehrmals fed den Feind, doch einen ernstlichen Seekrieg konnte die kleine Flotte nicht führen. Daher waren für den Küstenschutz, den in der Nordsee schon die flachen, gefährlichen Gelede besorgten, unter dem Oberbefehl des Generals Vogel v. Falckenstein sorgfältige Vorbereitungen zu Lande getroffen, aber die Franzosen wagten nie eine Landung, weil sie keine Truppen an Bord hatten. Ihre Schiffe trieben sich unthätig auf Ostsee und Nordsee herum, bis sie mit dem beginnenden Winter heimwärts fuhren. Nur draußen in der Ferne kam es zu einem Kampfe, indem am 9. November vor der See von Havana Kapitän Anort mit seinem Kanonenboote Meteor den größeren französischen Aviso Pouzel herausforderte und nach zweifelhaftem Gefecht zur Flucht in den Hafen nötigte. Später fuhr die Korvette Augusta unter Kapitän Weichmann nach der normännischen Küste und nahm dort im Bereich der Strandbatterien drei mit Vorräten beladene Schiffe. Die Franzosen kaperten im ganzen gegen 40 deutsche Kauffahrteischiffe, aber so oft auch ihre Zeitungen die Einnahme Danzigs meldeten, die kostspielige Flotte blieb für den Krieg vollkommen wertlos. Nur die zum Landkriege herangezogene Besatzung bewährte sich allenthalben vortrefflich.

Die Einnahme von Straßburg sicherte den Besitz des Elsaß. Auch die Landbevölkerung hatte vielfach Feindseligkeiten erlitten, und größere Streifzüge waren erforderlich, sie zur Ruhe zu zwingen. Als jedoch am 24. Oktober Schlettstadt und am 10. November das tapfere verteidigte Neu-Weiskirchen gefallen waren, blieb nur noch im Süden die Umgegend von Vesort in Feindeshand. Gegen sie setzte sich



v. Kummer.

Kaiser Karl V. verglich, sie mit einem gewaltigen Heer wiederzuerobern. Auch in den Befreiungskriegen wurde Metz nicht ernstlich angegriffen, und daher rühmte sich die Feste, eine Jungfrau zu sein. In ihr standen die Vorfahren Haberts, eines älteren französischen Helden, und die des Marschalls Ney, den einst Napoleon I. den Bravsten der Braven genannt hatte. Schon als Metz noch deutsche Reichsstadt war, herrschte dort die französische Sprache, und die frühere Zugehörigkeit zu Deutschland ward völlig vergessen. Im Jahre 1870 zählte die altertümliche Stadt 50,000 Einwohner, zu denen noch 20,000 Flüchtlinge aus der Umgegend kamen. Erst in den letzten Jahren hatte Napoleon angefangen, starke Forts auf den umgebenden Höhen zu errichten, die jedoch bei Ausbruch des Krieges meist noch nicht vollendet und nicht genügend bewaffnet waren; der Kommandant behauptete sogar, die Festung nicht vierzehn Tage halten zu können. Da jetzt eine große Armee hier eingeschlossen lag, handelte es sich für die Deutschen mehr darum, diese nicht eintreten zu lassen, als die Festung zu belagern. Nicht durch Kampf, sondern durch Not sollten die Franzosen zur Ergebung gezwungen werden. 160,000 Mann hatten die Aufgabe, den stärkeren Gegner festzuhalten.\*

Die Umfassungslinie bildete einen Kreis von etwa 10 km Durchmesser. Auf dem rechten Moselufer lagerte im Norden die aus Deutschland herbeigerufene 3. Reservedivision v. Kummer, welche die frühere Besatzung von Mainz, 19. und 81. Infanterieregiment, und 4 zusammengelegte Landwucheregimenter aus Schlesien,

Anfang November die 1. Reservedivision in Bewegung, während die 4. das Elsaß besetzt hielt.

Am 23. September ergab sich auch die wichtige Festung Toul, deren Eroberung schon zweimal vergeblich versucht worden war, dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg nach kurzer Beschießung mit schwerem Geschütz. Doch noch immer lag zwischen Deutschland und der französischen Hauptstadt die Armee Bazaines.

Als die Franzosen im Jahre 1552 die Stadt Metz ohne Widerstand besetzt hatten, suchte Kaiser Karl V. verglich, sie mit einem gewaltigen Heer wiederzuerobern. Auch in den Befreiungskriegen wurde Metz nicht ernstlich angegriffen, und daher rühmte sich die Feste, eine Jungfrau zu sein. In ihr standen die Vorfahren Haberts, eines älteren französischen Helden, und die des Marschalls Ney, den einst Napoleon I. den Bravsten der Braven genannt hatte. Schon als Metz noch deutsche Reichsstadt war, herrschte dort die französische Sprache, und die frühere Zugehörigkeit zu Deutschland ward völlig vergessen. Im Jahre 1870 zählte die altertümliche Stadt 50,000 Einwohner, zu denen noch 20,000 Flüchtlinge aus der Umgegend kamen. Erst in den letzten Jahren hatte Napoleon angefangen, starke Forts auf den umgebenden Höhen zu errichten, die jedoch bei Ausbruch des Krieges meist noch nicht vollendet und nicht genügend bewaffnet waren; der Kommandant behauptete sogar, die Festung nicht vierzehn Tage halten zu können. Da jetzt eine große Armee hier eingeschlossen lag, handelte es sich für die Deutschen mehr darum, diese nicht eintreten zu lassen, als die Festung zu belagern. Nicht durch Kampf, sondern durch Not sollten die Franzosen zur Ergebung gezwungen werden. 160,000 Mann hatten die Aufgabe, den stärkeren Gegner festzuhalten.\*

\* Siehe den Plan auf Tafel I.

Preußen und Polen nebst Reiterrei enthielt. Tatan schloß sich das 1. Korps, etwa auf dem Kampfesboden vom 14. August; das 7. hielt die Nacht südlich von der Festung rechts und links der Mosel. Das linke Flügel war weit stärker besetzt, das 8., 9. und 2. Korps deckten die schluchtenreichen Höhen zwischen der Festung und dem Schlachtfelde von Gravelotte; an sie reihte sich bis zur Mosel hin das 10. Korps. Das 3. Korps stand im Rückhalt. Künstliche Befestigungen, deren Anlage General v. Stiehle leitete, verstärkten die Stellung. Laufgräben und Batteriestände wurden angelegt, die Straßen gesperrt, die Waldungen teils gelichtet, teils durch Berhane verschlossen, die Ortschaften und Pachtböfe zur Verteidigung eingerichtet und durch Schützengräben miteinander verbunden. Mehrere Kriegsbrücken führten von einem Moselufer zum andern, neu angelegte Kolonnenwege sicherten schnellen Verkehr, von hochgelegenen Beobachtungsposten überliefen Offiziere die Bewegungen des Feindes, Telegraphen vermitteln die Postkosten.

Bazaine war, allerdings durch eigene Schuld, in eine höchst verantwortungsvolle und überaus schwierige Lage geraten. Daß er nicht die Gaben eines großen Führers besaß, lag offen zu Tage; bei aller persönlichen Tapferkeit hatte er sich nicht zur kühnen That aufgeschwungen. Seine vornehmliche Sorge war stets, die Armee stark zu erhalten, und sie leitete ihn weiter. Welche Zwecke er dabei verfolgte, war sein Geheimnis, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er von Anfang an keinen bestimmten Plan hatte, sondern sich begnügte, seine für alle Fälle wichtige Stellung zu behaupten. Auch in der Politik fehlte ihm der geniale Wurf; so wenig wie er Feldherr war, war er Staatsmann. Er wartete auf eine günstige Gelegenheit, statt sie mit Verwertung seiner Macht zu schaffen; statt das Glück zu ergreifen, hoffte er, von ihm aufgesucht zu werden. Unsicher in seinen Entwürfen, zaudernd in der Ausführung, hatte er nichts von einem Napoleon I. in sich.



Kirche von Diedenhofen.

Daß Bazaine den Kaiser nicht fallen lassen wollte und auch bereit war, sich mit Mac Mahon zu vereinigen, ist gewiß, aber er mochte dafür keine großen Gefahren übernehmen; er dachte wohl, sein Mitfeldherr müsse das Beste dazu thun. Auch seine Generale, deren Ratsschläge er einholte, wollten kein überkühnes Spiel treiben. Die Truppen dagegen, welche die Mehrer Schlachten nicht als eigentliche Niederlagen ansahen, waren kampfbegierig und thätig; vielleicht hat Frankreich nie ein so schönes Heer gesehen wie dieses.

Erst als Bazaine annehmen durfte, daß Mac Mahon herannahe, machte er ernste Anstrengungen, die Mauer der Deutschen zu durchstoßen. Da er die ebenfalls umzingelte Festung Diedenhofen (Thionville) zu erreichen suchte, richtete er den Angriff nach Nordosten, auf St. Parbe zu, wo General v. Mantauuff, der Kommandeur des 1. Armeekorps, sein Hauptquartier hatte. Die Franzosen waren insofern sehr im Vorteil, als sie auf jede beliebige Stelle eine gewaltige Übermacht werfen konnten; die rechten Schwierigkeiten hätten für sie erst nach gelungenem Durchbruch auf dem Weitermarsch begonnen, und es scheint, daß der Marschall biele am meisten fürchtete.

Bazaine zog seine ganze Armee auf das rechte Moselufer. Nachdem er am 31. August morgens die deutschen Vorposten bei Colombey zurüdgebrückt und dadurch gewarnt hatte, entfaltete er erst nachmittags um 4 Uhr seine volle Kraft. Um sich nach St. Parbe durchzuschlagen, wählte er die seine rechte Flanke bedrohenden Stellungen nehmen. Hier entbrannte ein heißer Kampf, in dem wieder das Gassenpistolenwehr seinen Wert bewies. Den tapferen Ostpreußen wurden Roiffesville und die dortige Brauerei, die Dörfer Montoy und Colomben, selbst Schloß Aubigny und Goinchy nach heftiger Gegenwehr entziffen. Nun schoben die Franzosen ihre ganze Kraft auf den Stoß gegen St. Parbe, das durch die vorliegenden Dörfer Servigny und Faillly gedeckt war. Doch alle ihre Anstrengungen scheiterten; das Infanteriebataillon Kronprinz allein hielt Faillly gegen eine ganze Division. Noch spät am Abend führte General v. Bentheim, wie am 14. August, unter Trommelschlag die 2. Brigade vor und warf den Feind auf der ganzen Linie.

Bazaine beging seinen alten Fehler, nichts ganz zu thun; das 1. Korps hätte der Vernichtung nicht entgehen können, wenn er seine Reserve, die Garde, vorküßte. An diesem 31. August kochten 36,000 Deutsche gegen 120,000 Feinde. Mit der Nacht befaß Bazaine sogar den Abbruch des Kampfes, doch seine Generale ruhten nicht. Die Division Nismard brach im Schutze der Finsternis ohne Schuß auf Servigny los und nahm das Dorf mit dem Bajonett. Sofort eilten Kompanien der Regimenter Kronprinz, 41 und 3 im Sturm anlauf herbei. Die Franzosen wehrten sich, da erhielten sie plötzlich Feuer im Rücken aus nächster Nähe. Die 10. Kompanie der 41er unter Leutnant Kauterbach war, während die Franzosen das Dorf nahmen, von ihnen unbemerkt in einem ummauerten Weingarten zurückgeblieben und hatte sich still verhalten. Jetzt schlug ihr Schnellfeuer verheerend ein, so daß die verwirrten Franzosen nach großen Verlusten zurückzogen. Doch behielten sie sich im Laufe der Nacht weiter südlich aus und besetzten auch Glandville.

Am 1. September begann wiederum die Schlacht frühzeitig im dichten Nebel. Außer von der benachbarten Division Kummer hatte das 1. Korps nun auch Unterstützung vom 9. erhalten. Alles hing an Koisseville, ohne dessen Besitz Bazaine bei Servigny nicht durch konnte. Fürchtbar ist um den Ort gekämpft worden. Erst nahmen ihn die Regimenter 43 und 3, Hof für Hof im wüstenstn Ringen erlöschend, dann trieb sie die Übermacht wieder heraus und behauptete sich gegen neue Angriffe. Erst als 114 Geschütze ihr Feuer gegen Koisseville gerichtet hatten, verließen die Franzosen das zerstörte Dorf, da ihnen auch Glandville und ihre anderen Stützpunkte wieder entzogen waren. Um Mittag war die Schlacht zu Ende. Die Franzosen verloren 3400 Mann, die Deutschen



Kampfbild bei Koisseville.

126 Offiziere, 2850 Mann. Der größte Teil davon entfiel auf das 1. Korps, das der heldenmütige Träger der Schlacht war: 90 Offiziere, 2202 Mann; das 44. Regiment küßte 549, das 43. 421 Mann ein. Auch die Division Kummer hatte sich vortrefflich bewährt; die Franzosen sahen bald ein, daß der preussische Landwehrmann keine Spottfigur war, sondern als ruhiger, zuverlässiger Krieger den jüngeren Kameraden nicht nachstand. Die Schlacht von Koisseville war der erste große Kampf, den die Deutschen in der Verteidigung führten, aber sie verwandelten sie in den gewohnten Angriff, sobald sich der Feind einer Stellung bemächtigt hatte.

Am Morgen hörte man auf den höher gelegenen Beobachtungsposten fernen Geschützdonner im Westen. Er schallte von der Schlacht bei Sedan herüber, in welcher die Arme, der Bazaine entgegengehen wollte, zu Grunde ging.

Siebzig Tage lang hatten die Belagerer Zeit, das vor ihnen liegende lieblich-großartige Bild zu betrachten: die Stadt, überragt von der herrlichen Kathedrale, das breite grüne Moseltal mit seinen stattlichen Dörfern, weißleuchtenden Villen, reichen Obstgärten und Weinbergen, umtannt von waldigen Berggipfeln und trotz bewacht von auf steilen Höhen drohenden riesigen Forts. Doch Metz war ein Dornröschen zwischen schlaflichen Orten, und die Deutschen mußten lange warten, bis sie sich öffneten. Und oft genug verschleierte sich die reizvolle Landschaft, nur wenige Sonnentage unterbrachen den sonst ständig herabrauschenden Regen, den heftige Gewitter und wütende Stürme begleiteten. War einmal der Tag sonnig warm, dann folgte ihm eine kalte Nacht. Der wilden Pötte der Schlachten folgte die wässerige Prosa des Lagerlebens. Unglaubliches hatten die Truppen zu erdulden, und wer diese Umhüllung mitgemacht hat, wird ihrer immer mit Grauen gedenken. Da die Mannschaften dicht zu-



kommen bleiben mußten und die nahen Dörfer teils zerstört, teils mit Verwundeten und später mit Kranken gefüllt waren, ließ sich das Pivotalieren nicht vermeiden; viele Truppenteile kamen über einen Monat nicht unter Dach und Fach und nicht aus den Kleibern. Nur langsam konnten Wohnbaracken gebaut werden, weil Bretter und Wertzeuge fehlten. Die Soldaten schlugen Hütten aus Zweigen auf, aber durch die lockere Decke triefte der Regen, den Boden durchflosseln Kinnale. Es war nicht ein Pivotal auf festem Lande, sondern „ein schwimmendes“. Selbst das Legerzeug wurde schwammig und schimmelig. Das auf die Erde gelegte Stroh verfaule, die darüber gebäuten Schichten waren bald ebenso, und Reisig und Weizenreben machten das Lager nicht angenehmer; in Schlamm und Kot beteteten sich die Krieger zur spärlichen Ruhe, wenn sie nach bis auf die Haut, erstarrt von Frost und übermüdet vom Vollen heimkehrten. In den vorderen Linien durften überhaupt keine Feuer angezündet werden, im Pivotal ließ sie das nahgewordene Holz nicht in rechter Fernbigkeit aufkommen. Die Kleider, von den langen Strapazen des Feldzuges mitgenommen, Rod, Hosen, Mantel und Stiefel hielten solchem Unwetter nicht mehr stand. Wie die „Grausteufel“ Friedrichs des Großen sahen die Soldaten aus, aber sie bissen auch wie jene.



Der Dienst stellte die höchsten Anforderungen. Hatten sich die Vortruppen durch den flebrigen Boden hindurchgearbeitet, dann standen sie die langen Stunden, entweder hinter starke Bäume geschmiegt, von deren Zweigen der Regen herunterrieselte, oder in tiefen Erdböchern geborgen, im Schlamm bis an die Hüften. Kleine Redereien kamen häufig vor, und wenn die Franzosen in Masse herauskamen, konnten die Vortruppen leicht überrannt werden. Als mit der Zeit der Feind ruhiger wurde, makierte das ewige graue Finerlei, die thatrlose angespannte Thätigkeit erst recht ab.

Mit der Nahrung war es die ersten Wochen kärglich bestellt. Die Dörfer in der Umgegend waren längst ausgenommen, und die Händler, die dann in großer Zahl herbeikamen, forderten höchste Preise für schlechteste Ware und konnten das Bedürfnis lange nicht befriedigen. Namentlich mangelte es an Brot; große Vorräte gingen bei dem schlechten Wetter zu Grunde. Pfeffer ging es mit dem Fleisch; leider war das der abgetriebenen Herden wenig genießbar, und schließlich brach noch die Kinderpest aus, so daß das davon befallene Vieh getötet werden mußte. Der Speck, der Ersatz geben sollte, schillerte oft in allen Farben, nur nicht in der gefunden. Das unreife Obst machte krank, die aus den Feldern geholten Kartoffeln waren so schlecht, daß der Genuß dieses den Magen täuschenden Nahrungsmittels zeitweise verboten werden mußte. So viel Wasser der Himmel spendete, so wenig brauchbares bot die Erde dar. Oft mußte es weit hergeholt werden, und wer in der Mosel schöpfte, that es unter den Augen der Feinde. Anderes Vohal kam selten und nur für teures Geld an die durstigen Lippen.

Der Gesundheitszustand war schon vor den Schlachten nicht gut gewesen, jetzt wurde seine Störung geradezu bedenklich. Die Ruhr, diese Pest der Feldzüge, nahm einen sehr gefährlichen Umfang und Charakter an; bald gestellte sich zu ihr der noch fürchterlichere Typhus. Manche Truppenteile hatten eine sehr hohe Zahl von Erkrankungen. Die Heeresleitung bot alle Mittel auf, um diesen schlimmsten Feinden zu begegnen. Die vielen frischen Gräber, deren giftige Ausdünstungen lange empfindlich blieben, wurden reichlich mit Erde gedeckt; vor allem suchte die Verwaltung dem Nahrungsnotstand abzuhelfen. So lange nur eine Eisenbahnlinie benützt werden konnte, ging es trotz des ausgebotenen gewaltigen Fuhrparks langsam, doch allmählich besserten sich die Verhältnisse, so daß die Ruhr siegreich bekämpft wurde. Konserven, besonders die treffliche Erbsenwurst, die hier zuerst in großem Maßstab zur Verwendung kam, und künstliches Futter für die schwer darbedenden Herde brachten willkommenen Gills. Auch Liebesgaben aus Deutschland erfreuten die der Erfrischung bedürftigen Krieger. Der Barackenbau gedieh allmählich so weit, daß drei Viertel des Heeres ein trockenes, wenn auch nicht trauliches Obdach hatten. Nur eins vermochten weder Feldherr noch Intendantur: die Wollenschleusen zu schließen; sie ergossen ihre Fluten über Gerichte



Im Lager vor Metz

und Ungerechte, noch als die feindliche Armee bezwungen vor den Siegern vorbeizog. Und dennoch hat das Einschließungsheer nicht gewankt; mit Eifer und Pünktlichkeit that der preussische Soldat ohne Murren seine Pflicht. Aber das „Gott sei Dank“, als das Meier Wasserlager zu Ende war, kam aus vollem Herzen.

Nach der Schlacht von Roiffeville hielt sich Bazaine lange still. Erst gegen Ende September, am 22., 23. und 27., erfolgten stärkere Ausfälle, die den Zweck hatten, die in den angegriffenen Ortshäusern vorhandenen Vorräte in die stark nothleidende Festung zu bringen. Mit freudiger Genugthuung sahen die Besatzungern zu, als am 27. aus dem überrumpelten Torse Felle nicht nur 100 Gefangene, sondern auch 40 Kühe in die Stadt geführt wurden. Um ähnliche Versuche zu

vermitteln, ließ Prinz Friedrich Karl die am meisten ausgelegten Ortshäuser niederbrennen. Noch immer war ein Durchbruch nach Diedenhofen zu erwarten, da Bazaine mit dieser Festung, in der große Vorräte lagen, durch Leuchtsignale Verbindung unterhielt. In der That erfolgte am 7. October ein großer Ausfall nach Norden zu, der mit aller Schwere die dort stehende 3. Landwehrdivision traf. Sie erlitt große Verluste und mußte nach tapferem Widerstande, der gewaltigen Übermacht weichen, über 400 Gefangene abgeben. Die Nachbarn brachten ihr thatkräftige Hilfe, und gegen Abend zogen sich die Franzosen wieder zurück.

Tiefes Geheiß von Vellroue war das letzte bedeutendere, und schon hatten Verhandlungen begonnen. Als Bazaine die Nachrichten von Sedan und von der Revolution in Paris erfuhr, blieb er nach kurzem Schwanken dem Kaiserthum getreu. An einen entschlossenen Befreiungsversuch dachte er jetzt noch weniger als früher; denn selbst wenn es glückte, die Ketten zu sprengen, wohin sollte er sich wenden? Die Gefahren des Abmarktes waren nunmehr so groß, daß sie der Feldherr mit Recht fürchtete, und darin stimmten auch seine Generale mit ihm überein. Er konnte die ihm untergebene Streitmacht als seine eigene betrachten, und er wollte sie nicht opfern, sondern mit diesem ihm anvertrauten Hurd auf anderem Wege Vorteile erreichen. Geling es ihm, günstige Bedingungen für sein Heer zu erreichen, dann war er noch immer im Stande, es in die Bagdadale zu werfen, entweder für das Kaiserthum, was ihm das Wünschenswerthe war, oder je nachdem sich die Dinge gestalteten. Auch jetzt hatte er einen festen Plan und jagerte, bis es zu spät war.

Einer abenteuerlichen Persönlichkeit, einem gewissen Négrier, war es geglückt, von Bismarck vorgelassen zu werden, weil er sich den Kaiserin gab, mit der Kaiserin und mit Bazaine vermitteln zu können, und der Bundeskanzler bei der unsichern politischen Lage kein Mittel unberücksichtigt lassen wollte. Taber durfte Négrier nach Metz gehen, und Bazaine sandte auf seine Mittheilungen hin den General Bourbaki nach Châtelain. Die Kaiserin wollte sich jedoch auf nichts einlassen, was der nationalen Verteidigung hinderlich sein könnte. Bourbaki ging dann nicht nach Metz zurück, sondern stellte sich der Regierung in Tours zur Verfügung. Als das merkwürdige Zwischenspiel somit erledigt war, ließ Bismarck bei Bazaine anfragen, unter welchen Bedingungen er kapitulieren wolle. Der Marschall antwortete: Ausschluß der Festung von der Übergabe und freier Abzug, Forderungen, die ihm unmöglich gewährt werden konnten.

Bereits machte sich die Noth in Metz sehr fühlbar. Daß die Zulieferung frischen Schießwassers abgebrochen

war, ließ sich ertragen, empfindlicher drückte der Mangel an Salz. Schon seit Anfang September wurde täglich eine große Jaßl von Pferden geschlachtet, doch das Schwinden der Getreidevorräte konnte auch durch die Beute der Ausfälle nicht gedeckt werden. Die Äcker vor den Wällen, fleißig nach Kartoffeln und Gemüße abgegräbt, waren bald geleert. Die französischen Soldaten, die außerhalb der Festung bivaltierten, hatten es nicht besser als die Deutschen, weil in solchem Regen ihre kleinen Zelte nicht genügenden Schutz gewährten. Auch unter ihnen wie in der Stadtbewölkerung wütheten Krankheiten, namentlich der Typhus. Doch hielten sie sich gut, und wäre es nach ihnen gegangen, hätte ein letzter verzweifelter Versuch gemacht werden müssen. Je mehr die Pferde dahinschwanden, desto ansehnlicher wurde er, und wie sollten sich diese Scharen, die keine Lebensmittel mitnehmen konnten, auf dem Marsch durchschlagen? Während Bazaine seine Ruhe bewahrte, regte sich die leidenschaftliche Stadtbewölkerung auf, begehrte Ausrufung der Republik und murmelte zuerst von Verrat.

Nachdem sich ein Kriegsrat am 10. Oktober für die Eröffnung von Kapitulationsverhandlungen entschieden hatte, gestattete König Wilhelm auf die Anfrage des Prinzen Friedrich Karl, daß General Poyer nach Versailles kommen dürfe. Der Marschall stellte durch ihn in Aussicht, wenn die Armee freigelassen würde, sollte sie zur



Erhaltung der sozialen Ordnung und zum Emporkommen einer regelmässigen und geschlichen Gewalt dienen. Dagegen machte Bismarck seine Bedingungen: das Heer Bazaines sollte sich offen für die Kaiserin erklären und diese ein Manifest an die französische Nation erlassen; gleichzeitig müßten Vorabmachungen über den Frieden unterzeichnet werden. Die Generale in Metz, die sich mit ihren Untergebenen besprachen, wußten keinen andern Ausweg, als Poyer zur Kaiserin selbst zu schicken. Eugenie verlangte zuerst einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen mit dem Rechte freier Ver-

fügung von Land und Leuten weit von sich. Darauf brach König Wilhelm die Verhandlungen ab und unterrichtete Bazaine von dem Mißerfolge.

Bei der Mehr Einwohnerschaft, der befohlen wurde, Korn und Mehl in die Magazine zu liefern, stieg die Entrüstung, und auch Offiziere und Soldaten wurden unruhig. Die Hungersnot nahm unheimlich zu; viele Soldaten kamen zu den deutschen Vorpösten, um Nahrung zu erlangen. Nachdem sich die Mehrheit der Korpsführer für die Ergebung ausgesprochen hatte, mußten die Forderungen des Siegers angenommen werden. Am 27. Oktober abends unterzeichneten in dem Schloßchen Frescaty, südwestlich von Metz, in der Vorpöstenlinie, die beiderseitigen Generalstabschefs v. Stiehle und Jarras die Urkunde, welche im wesentlichen die gleichen Bestimmungen wie die von Sedan enthielt. Ein Aufbruch, den die Mehrer noch in letzter Stunde versuchten, wurde unterdrückt.

Am 29. Oktober mittags erfolgte die Übergabe der Forts, auf denen die schwarzweiße Fahne emporflog. Um 1 Uhr begann unter heftigem Regen der Ausmarsch der Franzosen auf sechs Straßen, an deren jeder eine Abteilung des deutschen Heeres aufgestellt war. In würdiger Haltung und in lautlosem Schweigen zogen mehrere Stunden lang die riesigen Kolonnen heran, die Soldaten ohne Waffen, in guten Uniformen mit Mantel und Gepad, und wurden dann nach den ihnen bestimmten und mit Lebensmitteln versehenen Bivaltplätzen geführt. Die Frauen eilten den tapferen Festgegnen, indem sie, an seinem Unglück teilnehmend, still und gehalten dem Vorübermarsch beizuwohnen. Die 6000 Offiziere, welche den Regen erhielten, kehrten nach der Stadt zurück, aus der sie später in Sonderzügen nach Deutschland fuhren. Die Gemeinen und Unteroffiziere marschierten in Trupps



Parlamentäre von Metz.

nach den Eisenbahnstationen, von denen täglich je 10,000 Mann nach Deutschland befördert wurden.

Die Stadt Metz mit allem dort befindlichen Staatseigentum ging in deutschen Besitz über. 173,000 Köpfe zählte die kriegsgefangene Armee; 622 Feld-, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleuren, 260,000 Gewehre fielen dem Sieger zu. Auch 56 Regimentskabel wurden übergeben; der Marschall, der sie in das Arsenal hatte überführen lassen, um sie zu verbrennen, ließ als ehrlicher Soldat die Zerstörung nicht mehr zu, weil sie beim Abschlusse der Kapitulation noch nicht geschehen war und die deutsche Secretseileitung Einspruch erhob.

Bazaine begab sich nach Kassel zu Napoleon. Gambetta beschuldigte ihn sofort in einer öffentlichen Kundgebung des nichtswürdigen Verrats, und die meisten Franzosen glaubten daran. Am 10. Dezember 1873 wurde Bazaine durch ein Kriegsgericht einstimmig zum Tode verurteilt, weil er kapitulierte, ohne alles gethan zu haben, was ihm Pflicht und Ehre vorschrieben. Sein ehemaliger Kriegsgesährte Mac Mahon, damals Präsident der französischen Republik, milderte das Urtheil in zwanzigjährige Gefängnishaft. Bazaine entfloß jedoch am 10. August 1874 mit Hilfe seiner Gattin und beschloß in Madrid am 23. September 1888 unter dürftigen Verhältnissen sein wechselreiches Leben.

Ein Verräther war Bazaine nicht, denn niemand hat ihm einen Preis gezahlt oder geboten. Er scheiterte an der Unfähigkeit der französischen Jühsände und an seinem persönlichen Unvermögen. Hätte er sich nur von militärischen Rücksichten leiten lassen, wäre er zwar wahrscheinlich auch unterlegen, aber als gefrierter Held. Weber keinem Kaiser, noch Frankreich hat er die Dienste geleistet, die man von ihm erwarten durfte.

Gleich am 27. Oktober erließ Prinz Friedrich Karl einen Armeebefehl an seine Mannen. „Ich erkenne gern und dankbar eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein — beinahe höher stelle ich euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freubigkeit, die Hingebung im Ertragen von Schwwerden vielerlei Art!“ Und König Wilhelm, der gleichzeitig Moltke in den Staaenland erhob, verkündete am folgenden Tage den Soldaten der verbündeten deutschen Armeen:

„Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt worden ist, und ich spreche es euch gern aus, daß ihr eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt, die den Soldaten besonders gieren: den höchsten Mut im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Gubehrung.

„Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeen, welche uns beim Beginn des Feldzugs entgegentraten, vernichtet worden. Diesen Augenblick benutze ich, um euch allen und jedem Einzelnen vom General bis zum Soldaten meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche euch alle auszuzeichnen und zu ehren, indem ich heute meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die in dieser Zeit euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu General-Feldmarschällen befördere.

„Was auch die Zukunft bringen möge, ich setze dem ruhig entgegen, denn ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann, und daß wir unsere bis hierher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso zu Ende führen werden“.

König, der Krieg gegen Frankreich.

Den Truppen, welche Mey so lange vor sich gefesselt hatte, war es meist nicht gegönnt, die eroberte Stadt zu betreten. Den gewaltigen Vorteil, den die Kapitulation bot, daß die Bewachungsarmee frei wurde, nahm die Heeresleitung augenblicklich wahr. Die vier Korps der zweiten Armee, 2., 3., 9., 10., und die 1. Kavalleriedivision rückten alsobald unter dem Prinzen Friedrich Karl nach dem Westen ab. Die erste Armee (1., 7., 8. Korps), welche jetzt Manteuffel führte, da Steinmetz als Generalgouverneur nach Polen versetzt war, erhielt den Befehl, mehrere Festungen zu nehmen und in das nordöstliche Frankreich vorzubringen. Denn keineswegs war ein Ende des Krieges abzusehen, und auf vier verschiedenen Schauplätzen rollten jetzt die ehernen Würfel.





Mit Genehmigung des kaiserlichen Hofes in Berlin.

Graf Holke vor Paris, nach A. v. Wernet.

## Erster Abschnitt.

### Die Einschließung von Paris.



Spitze einer Marschkolonne.

Natur und Menschenhand haben dazu beigetragen, die Umgegend von Paris mit anmutsvollen Reizen zu schmücken. Das weite Becken, in dem die Stadt liegt, ist von mäßigen, vielfach gefurchten Erhebungen umgeben, die mit stark bevölkerten Ortschaften und unzähligen großen und kleinen Villen dicht besetzt sind und Parkanlagen, Gärten und Weinberge, auch schöne Waldungen tragen. Seit dem Jahre 1840 war Paris befestigt worden; eine bastionierte Umwallung, die Enceinte, 34 km lang, umschloß den Stadtkörper, während in einiger Entfernung vor ihr 16 Forts lagen.\* Doch hätte kaum jemand geglaubt, daß diese Befestigungen einmal ihrem kriegerischen Zwecke dienen würden. Durch die Stadt, die sich etwas weiter von Osten nach Westen, als von Norden nach Süden ausdehnt, fließt die Seine, welche kurz vorher die vielfach gekrümmte Marne aufgenommen hat. Nachdem die Seine in südwestlicher Richtung die Stadt verlassen hat, macht sie große S-förmige Schlangenwindungen, so daß sie erst nach Nord-

osten sich umbiegend parallel der Umwallung läuft, dann nochmals nach Südwesten und darauf wiederum nach Nord-osten gewendet eine zwei Halbinseln umschließende dreifache Wasserlinie vor Paris zieht. Somit entstehen äußerlich drei Abschnitte; der erste durch die Seine gebildet enthielt nur da, wo sich die erste Halbinsel von Gennevilliers nach Süden öffnet, ein Fort oder vielmehr eine gewaltige und mit schwerstem Geschütz ausgerüstete Festung auf dem hohen, kegelförmigen Mont

Valérien. In dem zweiten Abschnitt, der die Stadt überhöbend sich westlich und südlich bis an die Seine erstreckt, lagen fünf Forts: Issy, Nanterre, Montrouge, Bicêtre und Ivry. Den rechten Winkel zwischen Seine und Marne verteidigte das tiefstliegende Fort Charenton. Nördlich davon, im dritten Abschnitt, füllten zunächst den Raum zwischen der Stadt und der Marnekrümmung das Geschloß und der Ort Vincennes, der auch ein schwaches Fort hatte. Nördlich von der Marne steigt eine Hochfläche auf, deren äußerster Vorposten, der Montmartre, in die Stadtumwallung eingeschlossen ist. Dieses Plateau trug die stärksten Forts: Roget, Rosny und Romainville; vor dem letztgenannten erhebt sich der zu Beginn der Einschließung



Vor dem Mont Valérien.

\* Siehe den Plan von Paris auf Tafel IV.

nicht besetzte Mont Acon. Das ebene Gelände von Romainville bis zur Seine beschränkte das Fort Aubervilliers und die zur mächtigen Festung umgewandelte Stadt St. Denis mit drei eigenen, vorgelagerten Forts. In den Zwischenträumen waren in Eile noch viele große und kleine Schanzen und andere Befestigungen aufgeworfen worden. Hinter der Enceinte lief ringsum eine Eisenbahn. Alle erdenklichen Mittel sollten außerdem die Verteidigung unterstützen.

Geschütz jeder Art war reichlich vorhanden, gegen 3000 Kohre. Sogar eine gepanzerte Kriegsflootille schwamm auf der Seine, auch gepanzerte Eisenbahnwagen konnten ihr Geschütz rasch nahe an den Feind tragen. Wehrkräfte mangelten nicht, wenigstens was die Zahl betraf; man konnte schließlich etwa eine halbe Million zusammenrechnen. Doch anfänglich durfte nur ein kleiner Bruchteil als waffentüchtig gelten, denn selbst die 80,000 Kinientruppen vermochten nicht durchweg diesen Anspruch zu erheben. Sie bestanden aus etwa 14,000 Marineleuten, die in den Forts die Artillerie bedienten, durchgängig treffliche Mannschaften, dann aus dem XIII. Corps unter Vinoy und dem rasch formierten XIV. unter Renault, welche außer zwei alten, tüchtigen Liniregimentern, der bisherigen Besatzung von Rom, meist Rekruten enthielten. Nicht viel wert waren die 115,000 Mobilgardien aus der Umgebung und den Provinzen, und so gut wie nichts die Masse der städtischen Nationalgardien. Die ersten leiteten sich, gefährliche Vorposten zu bezeichnen, und ließen sich grobe Ausschreitungen zu schulden kommen, die anderen dachten zum Teil mehr an Aufruhr gegen ihre Regierung als an Kampf gegen den Feind. Die bedenklichsten Gesellen enthielten die Freischaren, deren Mehrzahl nur eine schwere Last war. Selbst 10 Amazonen-Bataillone wurden in Aussicht genommen.

Vinoy, der sich durch seinen geschickten Rückzug von Mézières ausgezeichnet hatte, war ein verständiger, pflichtgetreuer Soldat, Renault ein wackerer Haubegen, der nur für Rajonett und Säbel schwärmte. Wohl der bedeutendste Kriegsmann war jener General Ducrot, der in so ansehnlicher Weise nach Paris gelangte, eine kraftvolle Erscheinung, leidenschaftlich und überflützend, aber scharf und schneidig, voll Verachtung gegen das Gassenvolk, überzeugt von der bevorstehenden Niederlage und doch mit allen Kräften bemüht, sie aufzuhalten. Der Oberbefehlshaber und Präsident der Republik, Trochu, klein, mager, schlaflos und trotz gewaltigen Schnurrbarts ganz unsozialistisch aussehend, hatte den besten Willen. Er entfaltete eine ungemein rührige Thätigkeit, war tapfer und vielleicht zu kaltblütig, aber er besaß seine Erfahrung im großen Kriege. Sein Achten hatte er als tüchtiger Militärarchivist erworben, und methodisch durch und durch neigte er zur Kleinfäramerei. Ausgestattet mit einem Zuge zum Trümmersich und Mystischen, hing Trochu Schwärmerien nach, auch religiösen, und der Glaube an ein plötzliches Wunder, eine Rettung von Paris durch die heilige Genoveva, lag ihm gar nicht fern. Daher konnte er sich auch nicht entschließen, den revolutionären Umtrieben mit der nötigen Schärfe entgegenzutreten, aus Furcht vor einem Bürgerkriege und voll der Überzeugung, die Freiheit, seine fliehenden Aeden und noch mehr seine langatmigen schriftlichen Ergüsse müßten die wilden Köpfe zahn machen und für den Krieg allein hinreichen. Er mißtraute mit Recht den Nationalgardien, aber vermochte auch nicht, die guten Elemente, die in ihnen reichlich vorhanden waren, an sich zu ziehen und von dem verderblichen Einfluß der Vessoffen zu befreien. So war Trochu nicht der Mann, der zum starken Mittelpunkt werden und der Bevölkerung echte Kampfesfreudigkeit einhauchen konnte. Von Anfang an nannte er den Widerstand heroischen Wahnsinn. Er that seine Pflicht, so gut er es irgend vermochte, mit der ihm eigenen gemüthlichen Seelenruhe und gewillt, bis zum letzten Augenblick auszuhalten. Daher war unvermeidlich, daß seine hochfliegenden Worte mit den Thatfachen und seiner innern Überzeugung in seltsamen Widerspruch traten. An unermüdlicher Arbeitskraft glich Trochu sein Generalsabbe'sches Schmeiß, ein schöpferisches Talent, dessen unglücklicher Mißgebrauch allein zu verbanen war, wenn allmählich in das wüste Chaos einige Ordnung kam.

Neben den soldatischen Thätigkeiten wurden die Naturwissenschaften und die Technik zum Nutzen der Verteidigung aufgerufen. Die Pariser wandten zuerst manche Künste an, die, seitdem erheblich vervollkommen, jetzt allgemein für die Kriegsführung verwendet werden. Außer häufigen Raketen und Leuchtflugeln, die nur für einen kurzen Augenblick Licht gaben, errichteten an hohen Orten aufgestellte elektrische sich drehende Scheinwerfer von Zeit zu Zeit nachts den Vorraum, und anfänglich war es den deutschen Vorposten recht unbehaglich, wenn sie der Lichtegel grell





Jagd nach einem Luftballon.

beleuchtete; bald jedoch machten diese Feuerwerke, die damals wenig wirklichen Nutzen hatten, nur Vergnügen. Die Hauptbemühungen der Pariser waren darauf gerichtet, Verbindung mit dem Lande zu haben. Da die Deutschen auch die unterirdischen Telegraphenleitungen aufspürten und zerstörten und das Schließen durch die Einschließungskette sehr gefährlich war, mußten andere Mittel angewandt werden, die unmöglich zu machen wieder die Belagerer ihren Schatzkinn aufholten. So hingen Sperrvorrichtungen in der Seine schwimmende Flaschen und Holzstücke auf, in denen Briefschaften verborgen lagen. Schwerer war es, den Luftballons beizukommen, von denen eine große Zahl, teils mit Personen, teils nur mit Briefen, die mit stark verklein-

erndem Photographieindruck auf ganz feines Papier übertragen waren, über die deutsche Linie hinausgelangte. Dort gab es eine wilde Jagd zu Fuß und zu Ross, wenn ein Ballon durch die Luft daherschwabte, und wirklich sind mehrere heruntergeschossen worden. Doch ist kein einziger von außen nach Paris hineingelangt. Die Lustschiffe nahmen auch Brieftauben mit, von denen manche mit Nachrichten zurückkehrten. Aber oft war Paris ganze Wochen von jeder Kunde der übrigen Welt abgeschnitten.

Als der Feind heranrückte, ersähte die Pariser, wie ein französischer Schriftsteller sagt, ein angenehmes pridelndes Kriegesfever. Vielan galt die Belagerung für eine interessante Abwechslung, eine neue Unterhaltung, denn die Sache konnte ja nicht gefährlich werden. Vorräte waren in größter Menge herbeigeschafft worden, und diese Flut von Bewaffneten, welche Paris in sich saßte, brauchte sich nur über die Preußen zu ergießen, um sie spurlos wegzuspülen. Von den Leiden, die ein Krieg mit sich bringt, von

den Opfern, die er verlangt, von der Anstrengung, die er fordert,

hatten die Wenigsten eine Ahnung. Man spielte einmal Krieg, und das war so schön! Die Männer aller Stände begehrten Uniform und Waffen zu tragen; das militärische Kläppi verdrängte alle anderen Kopfbedeckungen, auch in bürgerlicher Tracht. Natürlich war jeder Nationalgarbist ein geborner Feldherr und für sich allein im Stande, sämtliche Feinde zu vernichten. Verslänbige und thörichte Leute strengten ihren Kopf an, um Mittel zur Vertilgung der Preußen zu erfinden; die tollsten Vorschläge wurden veröffentlicht. Den Damen machte es viel Vergnügen, die Befehigungen zu betrachten und von dort aus nach den Barbaren zu schauen; waren die Offiziere galant, ließen sie wohl zu Ehren des Besuchs Geschütze abfeuern, die selbstverständlich jedesmal die Preußen reizenweise niederstreckten, und wenn eine zarte Hand gar eine Mitrailleuse flodend abdrücken durfte, waren Freude und Stolz groß. Die Geschütze lockten stets eine große Zuschauermenge vor die Thore. Da alle Welt darauf aus war, Espione zu entbeden, kamen fortwährend lächerliche und auch traurige Geschichten vor. Die Zeitungen füllten ihre Spalten mit ungeheuerlichen Aufschneidereien und mit wütenden Aufreizungen des Hasses. Paris amüsierte sich, und die anfänglich wenig geänderte tägliche Lebensführung empfing nur einen Reiz mehr. Doch war auch die Bereitwilligkeit im Geben groß. Die thätige Beihilfe der Bevölkerung sorgte für die Verpflegung und Unterbringung der Truppen, und Geld bot sich für alle Kriegszwecke dar. Viele Frauen und Mädchen leisteten Verwundungswürdiges in Krankenpflege und anderen öffentlichen Diensten, wie überhaupt die weibliche Welt mehr zu entfangungs-

vollen Dulden bereit war als das härtere Geschlecht. Allmählich freilich wurden die Gesichter ernster; schon das Treffen vom 19. September erregte einige Beforgnis, die unter späteren ähnlichen Vorgängen stieg.

Die deutsche Armee betrug, als sie Paris umlagerte, 150,000 Mann mit 620 Feldgeschützen; nachher vermehrte sich die Zahl bis auf 200,000. Ohne schwere Artillerie konnte eine Belagerung nicht begonnen werden, und es war ganz unmöglich, sie in kürzerer Zeit herbeizuschaffen. Außerdem lag die Vermutung nahe, daß sich Paris bald genug ergeben werde, entweder aus Mangel an Nahrung oder aus Überdruß an der Störung des gewohnten Lebens. In jedem Falle mußte die Einschließung eine wirksame sein, Einfuhr, Verkehr und überhaupt jede Verbindung mit der Außenwelt absperrn. Der Kreis wurde daher so eng wie möglich gezogen, teilweise bis in den Bereich der feindlichen Geschütze, und betrug dennoch etwa 90 km. Diese dünne Truppenlinie hatte nicht nur Ausfälle sehr überlegener Streitkräfte aufzuhalten, sondern auch im Notfall nach vorn und im Rücken kämpfend vom Lande herannahenden Gefahr abzuwehren. Auch die Verpflegung mußte große Schwierigkeiten machen.

Die Einschließung von Paris war also wiederum ein kühnes und großartiges Unternehmen, das an die Leitung und die teilnehmenden Truppen die höchsten Anforderungen stellte.

Die Aufstellung, die später im Laufe der Monate manche, doch nicht tiefgreifende Änderungen erfuhr, war so angeordnet, daß die Maasarmee das rechte Ufer der Seine, die dritte Armee das linke einnahm. An das 4. Korps, welches den Raum nördlich von der Halbinsel Gennevilliers von Argenteuil bis Pierrefitte belegte, schlossen sich die Gardes gegenüber von St. Denis über Le Bourget hin bis Aulnay und Les Bondys, an sie in meist waldigem Gebiet die Sachsen bis an die Marne bei Gelles. Die Verbindung mit der dritten Armee stellten die Württemberger her, welche vor den beiden großen Krümmungen der Marne von Noisy le Grand an bis zur Seine lagen und sich dort bei Choisy le Roi mit dem 6. Korps berührten. An dieses grenzte bei L'Hay das 2. bayerische Korps, dessen Vorposten im Orte von Meudon die des 5. Korps trafen, das über Boulogne hinaus auch bis Argenteuil hin Fühlung mit dem 4. Korps zu nehmen hatte. Im Oktober rückte die von Sedan nachgelommene 21. Division



Vor der Präfektur in Versailles.

zwischen Bayern und 5. Korps von Meudon bis St. Denis ein, und die durch Straßburgs Fall dort entbehrlich gewordene Garde-Landwehrdivision wurde nach

St. Germain gelegt. Ringsum deckte die ausgleichwärmende Keiterei den Rücken und hielt sorgsame Wacht. Wie bei Meß wurden an geeigneten oder schwachen Punkten Befestigungen angelegt; Telegraphen verbanden die Linie, für die Nacht standen Kanäle zu Feuer signalen bereit. Die Pioniere schlugen Brücken für den Truppenverkehr über die beiden Flüsse.

Das große Hauptquartier befand sich seit dem 5. Oktober in Versailles. Der König wohnte in der Präfektur. Da die Befestigungen nach Paris gelassen waren, gab es für die Fürstlichkeiten, die hohen Offiziere und Beamten Landhäuser genug. Das Schloß wurde zu einem luftigen und gesunden Lazarett eingerichtet; in den mit Bildern aus der Ruhmesgeschichte Frankreichs geschmückten Sälen lagen jetzt deutsche Soldaten.

In Versailles entwickelte sich ein lebhaftes Treiben, und ein reger Handelsverkehr stellte sich her. Ein Befehl bestimmte den Wert, zu welchem die deutschen Geldsorten genommen werden mußten. Das war und blieb eine schwierige Sache bei dem Kleingeld. Alle die unzähligen Münzarten: Groschen, Pfennige, Kreuzer, Schillinge in ihren Zusammenlegungen und verschiedenen Geprägen liefen um, meist abgegriffen bis zur Unkenntlichkeit und schmutzig, den Franzosen zum Gel und Spott, uns zur Scham, denn in nichts offenbarte sich so schlagend, wie



Die Franzosen bei Le Bourget.

unvergleichlich unsere nationalen Verhältnisse bisher gewesen waren. Die Kaufleute suchten das fremde Geld schnell wieder los zu werden, aber die Württemberger kannten und mochten die Hamburger oder Neckenburger Münze nicht, und umgekehrt. Für schweres Geld war alles mögliche zu haben,

und die betriebenen Franzosen fertigten an, was sie konnten, selbst deutsche Uniformen. Die Wirtschaftler machten glänzende Geschäfte. Die von den Bayern in Betrieb gesetzte Brauerei in Sèvres

lieferte ein leichtes, angenehmes Bier, das freilich nicht billig war, und einen deutschen Durst damit gründlich zu löschen, erforderte schon ein kleines Säumchen. Staunend sahen die französischen Kellner, wieviel die aus elenden Quartieren Kommenden von diesem langenbehrten Labertrunk zu vertilgen vermochten. Denn Versailles wurde für die Belagerungstruppen ein vielbegehrtes Paradies; glücklich, wer sich dort einmal wieder als Kulturmenschen fühlen konnte.

Die Vervollendung des Ringes verursachte kleine Scharmittel, doch erst die letzten Tage des Septembers und der Oktober brachten größere Gefechte. Am 30. September griff Winoy die ganze Front des 6. Korps an. Die zwei alten Linienregimenter, die er hatte, schlugen sich tapfer um Chevilly und L'Hay, während ihre mobilen Kameraden bald das Heil in der Flucht suchten. Die Preußen verloren über 400 Mann, die Franzosen das Trümmfeld. Ehrenvoller, wenn auch nicht erfolgreicher, verlief für die Franzosen der am 13. Oktober auf das 2. bayerische Korps gemachte Vorstoß. Es glückte ihnen, das hartnäckig verteidigte Dorf Nogentur zu nehmen und eine Zeitlang zu behaupten, bis sie sich, nachdem beide Teile etwa 400 Mann eingebüßt hatten, zum Rückzuge genötigt sahen. Am 21. Oktober trafen die Pariser Juuben in dem Park von Malmaison die Schwach ab, welche sie sich am 19. September zugezogen hatten, doch die Regimenter 6, 46 und 50 und zwei Garde-Regimenten vertrieben den weit überlegenen und von starker Artillerie unterstützten Feind.

Erster waren die Kämpfe um Le Bourget. Das stattliche Dorf, dessen Festung das Oberkommando für nötig erachtete, lag ganz offen unter dem Feuer der Forts von St. Denis und Aubervilliers. Am 28. Oktober verdrängten die „Franc-tireurs der Presse“ die Vortruppe durch einen Überfall und behaupteten den Posten gegen Angriff und Kanonade. Um durch das Aufgeben einer Stellung die Franzosen nicht übermäßig zu machen, wurde am 30. früh der Sturm unternommen durch 9 Bataillone der 2. Garde-Division (Elisabeth, Franz, Alexander, Königin und Gardebataillone) unter General v. Podbielski. Von der 3000 Mann starken Besatzung flohen die Hälfte und die Geschütze, die übrigen verteidigten sich mit höchster Tapferkeit. Ein größlicher Kampf um die einzelnen Häuser, ähnlich wie am 1. September in Bagneux, brachte beiden Teilen große Verluste; erst als die Garben durch die eingeschlagenen Nebenvände aus einem Haus in das andere drangen, war gegen Abend der Feind bezwungen und gefangen. Es kam leider vor, daß die Franzosen aus dem Fenster die weiße Fahne heraussahngen und dann auf die arbeitslosen Nagenden schossen. Die Pariser, die den übrigen keinen Preisstand leisteten, beschränkten sich darauf, das Dorf noch weiter mit Granaten zu überschütten. In den blutbepflügten Trümmern richteten sich nun zwei Bataillone zur kräftigen Vertreibung gegen einen neuen Handstreich ein. Die Garben verloren in diesen drei Tagen gegen 500 Mann, von denen mehr als die Hälfte auf das Regiment Königin Elisabeth kam. Auch sein Oberst v. Zaislawski fiel, mit ihm der des Regiments Königin, Graf Waldersee, der eben erst von seinen bei Metz erhaltenen Wunden genesen war.

Die Franzosen hatten in diesen Kämpfen einige Fortschritte gemacht. Ein Teil allerdings verhielt sich feig, der andere, und zwar meist aus Gebildeten bestehend, socht gut und legte Proben von Heldennut ab. Insofern

erfüllten die Anfallsgefechte ihren Zweck, die jungen Mannschaften an den Feind zu gewöhnen und kriegerisch zu erziehen, nebenbei auch den, die Stadtbewölkerung mit aufregenden Nachrichten zu unterhalten. Aber durch diese zerplitterten Gefechte ging kein einheitlicher Gedanke. Obwohl meist zahlreiche Truppen vorgeführt wurden, unterblieb regelmäßig der Versuch, die anfänglich erlangten Vorteile durch Verstärkungen von den Seiten her festzuhalten. Daher folgte der Freude, welche die ersten Nachrichten beim Beginn der Gefechte erregten, stets schwere Enttäuschung nach. Am meisten schlug der unerwartete Anmarsch bei Le Bourget, dessen Wegnahme die Pariser als großen Sieg gefeiert hatten, die Gemüter nieder. Gleichzeitig erfuhr die Stadt die Kapitulation von Mex. „Trahi, vendu.“ („Verraten, verkauft!“) wurde nun auch in Paris das Stichwort derer, welche die gegenwärtige Regierung haßten und beneideten. Ein Beweis dafür schien zu sein, daß jenes Thiers, der unter feindlichem Geleit nach Paris gekommen war, von dem Gouvernement Vollmacht für den Abschluß eines Waffenstillstandes erhielt.

Paris stand eigentlich zwischen zwei Feuern, dem offenen draußen und dem verborgenen drinnen, das gelegentlich durch lautes Knistern sein Dasein verriet. Die oberen Klassen wußten kaum, vor welchem sie sich mehr fürchteten. Schon am 8. Oktober hatten Florens, ein sozialdemokratischer Schriftsteller, der sich eigenmächtig einen höhern Posten erkaufte, und andere Führer der Anführer an der Spitze von Nationalgardien aus der Arbeitervorstadt Belleville ungestüm ihre Forderungen erhoben. Sie verlangten vor allem die Einspehung einer Kommune, eines Gemeinbeirates, der allein oder neben der Regierung alle Geschäfte führen sollte, so daß diese Gewählten der Stadt auch die Herren von Frank-



Adolphe Thiers.

reich würden. Am 31. Oktober brach wider Tumult aus. Nationalgardien bemächtigten sich des Stadthauses; eine Riste der Kommune, auf der Florens seinen eignen Namen obenan setzte, wurde aufgestellt; doch die Mitglieder der bisherigen Regierung, obgleich sie wie Gefangene in eine Festschlinge gefloßen waren, verweigerten mutig ihre Abdankung. Erst in der Nacht verzagten der gütigste Teil der Nationalgardien und entschlossene Mobile die Reiterer, deren Räubersführer später verhaftet wurden; leider wagte man nicht, den strafwürdigen

Nationalgardien die Waffen zu nehmen. Um einen bessern Rechtsboden zu gewinnen, ließ das Gouvernement am 3. November eine allgemeine Abstimmung vornehmen, ob die Pariser Bevölkerung die Regierung der nationalen Verteidigung aufrecht erhalten wolle. Die 20 Stadtbezirke erteilten 321,000 Ja, 53,000 Nein, die Armee entschied sich mit 236,000 gegen 9000 Stimmen für die bestehende Gewalt. Auch die angeordneten Wahlen der Maîtres und ihrer Adjunkten ergaben eine große Mehrheit für die Ordnungspartei. Vorläufig hatte noch die gemäßigte Richtung den Sieg behalten.

Die Vorgänge in der Stadt konnten den Verhandlungen in Versailles nicht förderlich sein. Thiers hatte eine europäische Rundreise von einem Hofe zum andern gemacht, nach London, Wien, Petersburg, Florenz. Nirgends fand er die gesuchte Unterstützung für Frankreich. England lehnte die Einmischung in festländische Angelegenheiten ab, Österreich konnte ebenfalls nicht über die Neutralität hinausgehen, Rußland wünschte bei dieser guten Gelegenheit die ihm unbequemen Bestimmungen des Pariser Orientfriedens von 1856 abzustreifen, Italien richtete sich eben häuslich in Rom ein, das es am 20. September in Besitz genommen hatte. Der einzige Erfolg war, daß die Großmächte auf Österreichs Betreiben unter Englands Vortritt gemeinsam einen Waffenstillstand befürworteten, damit eine französische Nationalversammlung gewählt werden könne.

Bismarck hatte am 4. Oktober die europäischen Mächte in einem Rundschreiben darauf aufmerksam gemacht, daß der fortgesetzte Widerstand die furchtbarsten Folgen für Paris haben müsse, deren Verantwortung lediglich den dortigen Machthabern zuzufle. Außerdem ließ er unter der Hand durch den amerikanischen General Burnside in Paris einen kurzen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen anbieten, weil er den Zusammentritt einer wirklichen Volksvertretung für nützlich erachtete, um in Frankreich wieder eine gesetzlich bestehende Gewalt zu haben, mit der man ernstlich verhandeln konnte. Die Pariser Regierung machte dem General unmögliche Bedingungen. Deshalb wies Bismarck jenen Vorschlag der Kabinette zwar nicht zurück, doch überließ er England, selber den Franzosen die Anregung zu geben. Daß überhaupt das Ausland irgendwie in die deutschen Angelegenheiten hineinredete, geflattete er in seiner Weise, und hierin stand ihm der gleichzeitig oft und bestimmt ausgesprochene Wunsch aller Deutschen in der Heimat zur Seite.

Wie vorher Favre gegenüber, mußte auch jetzt darauf gesehen werden, daß die Waffenruhe nicht ausschließlich für Frankreich Vorteile brachte. Vom 1. bis 4. November verhandelten Bismarck und Thiers in Versailles. Der König wollte einen Waffenstillstand von 25 bis 28 Tagen auf Grund des augenblicklichen Standes der Kriegshandlungen genehmigen, die Verpflegung von Paris in der Zwischenzeit jedoch nur dann zugestehen, wenn ein oder mehrere Forts eingeräumt würden. Thiers, der ehrlich Frieden begehrte, riet am 5. November Favre und Ducrot, mit denen er sich in einem Hause bei Étretz besprach, dringend zur Annahme, weil der Friedensschluß unvermeidlich wäre und jetzt weniger kosten würde als später. Favre, obgleich einer Vermüdung



v. Bismarck.

des Krieges auch nicht abgemigt, erklärte dagegen, alle Parteien in Paris würden solche Bedingungen verwerfen; Ducrot rief, noch brauche Paris nicht zu kapitulieren. Frankreich könne wohl einen Ruin seines Vermögens, nie aber einen moralischen überwinden, die Reichwelt würde die Standhaftigkeit der Jetztwelt segnen. Die Regierung, der alles auf die Verpflegungsfrage ankam, brach daher die Verhandlungen ab und befahl Thiers, Versailles zu verlassen.

Als die Einschließungsarmee nach der Einnahme von Metz vergrößert werden konnte, nahm das von der zweiten Armee abgezogene und herangerufene 2. Korps südlich und südöstlich von der Stadt Stellung. In Paris glaubte man dagegen, nun zum Angriff bereit zu sein. Die gesamte Streitmacht wurde in drei Heere geteilt; das erste enthielt nur Nationalgardien unter General Thomas, der eine feste Hand über sie hatte, das zweite, 100,000 Mann, mit den besten Truppen und zu Hauptschlägen bestimmt, befam Ducrot, das dritte, 70,000 Mobilgardien, fiel Vinoy zu. In das deutsche Heer sollte eine Lücke gerissen werden. Ursprünglich wollten Trochu und Ducrot den Durchbruch nach dem Norden auf Reuven zu über die Halbinsel von Argenteuil vornehmen; jetzt kamen so hoffnungsvolle Nachrichten von Orléans, daß dieser Plan mit allen getroffenen Vorbereitungen ausgegeben wurde. Der Ausmarsch sollte südlich vom Fort Nogent über die Marne gehen; bei Fontainebleau hoffte man die heran kommende Voire-Armee zu treffen. Ducrot erließ einen feurigen Aufruf. „Ich lehre nur tot oder als Sieger zurück; ihr könnt mich fallen sehen, aber nicht weichend erbliden; dann haltet euch nicht auf und rächt mich!“

Zur Verstärkung der Artilleriewirkung wurde der Mont Avron befehlt. Um die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, machten die Pariser am 29. und 30. November mehrere Ausfälle nach Westen und Norden, von denen nur der gegen das 4. Korps bei Epinal ein schärferes Gefecht veranlaßte. Im Süden unternahm Vinoy Angriffe auf das 6. Korps bei l'Hay und Choisy, die ihm übermäßig große Verluste eintrugen. Näher der beabsichtigten Durchbruchsstelle gingen am Morgen des 30. französische Abteilungen bei Erteil über die Marne, wo sie nach längerem Streit bei Mont Mesly von der 3. württembergischen Brigade und den Pommeren blutig

Einmutter, Der Krieg gegen Frankreich.

zurückgewiesen wurden. Von hier eilen die Württemberger ihren Landsknechten zu Hilfe, die im heißesten Kampfe standen.

Deutscherseits sah man den Ausfall an dieser Stelle voraus und nahm angemessene Truppenverschiebungen vor, doch konnte den drei Korps Ducrots zunächst nur eine geringe Macht entgegenreten, zwei württembergische und eine sächsische Brigade. Die Franzosen gaben aus Forts und Schanzen zur Einleitung ein furchtbares Feuer; auch ihre gesamte Feldartillerie hatten sie herangezogen, so daß die ganze Schlacht hindurch das Dröhnen der Geschütze dem Donner von St. Privat nicht nachstand. Am Morgen des 30. November griffen die auf mehreren Brücken bei Joinville, Nogent und Vry herübergekommenen Feinde auf der ganzen Linie Champigny, Villiers, Vry heftig an. Nur das mittlere, höher gelegene Dorf, der Schlüssel der Stellung, dessen lange Parkmauer allen Anstrengungen der feindlichen Geschütze standhielt, wurde trotz wüthender, von Ducrot in Person geführter Angriffe gehalten, die beiden anderen mußten geräumt werden; aber dreimal schlug das württembergische Grenadierregiment Königin Olga den Sturm auf Cornilly an dem dortigen Park zurück. Während bei Champigny der Kampf am Nachmittage nachließ, griffen um diese Zeit die Feinde bei Noisy und Villiers mit neuen Kräften an, ohne den verstärkten Sachsen und Württembergern Vorteile abzurufen. Schon jetzt konnte das ganze Unternehmen als miß-



Verlust von Noisy mit den sächsischen Schützen bei Villiers.

lungen gelten, so wenig hatte Ducrot Boden gewonnen, und seine Leute waren erschöpft. Er wagte sich nicht in die Stadt zurück, die in starker Siegesgewissheit schwamm. Am 1. Dezember befestigten beide Teile ihre Stellungen; für den Nachmittag erbat Ducrot Waffenruhe zur Abholung der Toten und Verwundeten.

General v. Franck, dem inzwischen König Wilhelm das Gesamtkommando über die zwischen Marne und Seine befindlichen Truppen übertragen hatte, befehligte dem Prinzen Georg von Sachsen am frühen Morgen des 2. Dezember, mit der 24. Division und der 1. württembergischen Brigade Champigny und Vry wiederzunehmen.

Es gelang, in beide Dörfer einzubringen; dann setzte sich der erbitterte Kampf in Straßen und Häusern fest, und als Ducrot wieder einen allgemeinen Vorstoß befehligte, that die Hilfe der Pommern not. Champigny wurde zur Hälfte genommen, das bereits eroberte Vry ging noch einmal verloren. Muthwilligerweise standen hier die sächsischen Regimenter 107 und 108 gegen französische gleicher Nummer. Die deutsche Artillerie wüthete unter den Franzosen, und schon riß bei ihnen die Flucht ein. Mit Säbel und Pistole warf sich Ducrot den Weichenden entgegen und brachte sie wieder zum Stehen. Er kam nicht mehr vorwärts, doch auch die Deutschen hatten am Abend nur einen Teil der früheren Posten zurückgewonnen. Ducrot wollte bleiben und eröffnete noch vor Tagesanbruch das Feuer wieder. Allein seine besten Oberführer, unter ihnen Renault, waren gefallen, und nur den verzweifelten Anstrengungen der Offiziere, von denen sehr viele ihre Hingabe mit dem Leben bezahlten, war es zuletzt noch gelungen, die Truppen ins Feuer zu bringen. Jetzt waren sie ermattet, durch die gewaltigen Verluste geschlagen und entmutigt, und die eisige Kälte der Frostnacht hatte sie vollends gebrochen. Daher wagte Ducrot



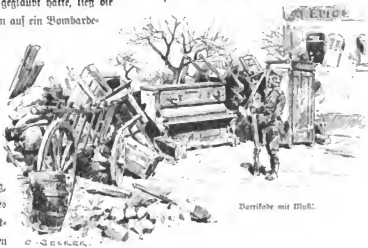
Kampf des Grenadier-Regiments „Königin Olga“ am Park von Coetilly, 30. November 1870, nach P. v. Faber du Faur.

an diesem 3. Dezember keinen ernstlichen Angriff mehr und kehrte in der Nacht über die Marne zurück, um die Schlagerfertigkeit seiner Truppen wiederherzustellen. Er lebte noch und war gewichen; seine unvorsichtigen Worte trugen dem Braven Spott von beiden Seiten ein. Am folgenden Tage nahm Prinz Friedrich Karl Orléans ein, nachdem er die Voire-Armee, der Ducrot begegnen wollte, geschlagen hatte.

Die Franzosen gaben ihren Verlust in diesen drei Tagen auf 12,000 Mann an. Sie hatten sich tapfer geschlagen, aber das sichere Feuer der kampferprobten Gegner streckte sie triebmoris nieder. Die Deutschen verloren 5000 Mann, auch eine beträchtliche Zahl, darunter beinahe 900 Vermittelte, meist in dem wechselvollen Streit um die Dörfer gefangen. Sehr hart waren die drei sächsischen Brigaden und die Württemberger Division mitgenommen (2100 und 1700); auch von den drei preussischen Brigaden, die nur am 2. Dezember mitkochten, blieben über 1400 Mann.

Die Pariser wurden nun kleinlaut und ließen mehrere Wochen vergehen, ehe sie sich wieder in größeren Massen herauswagten. Die Deutschen richteten sich allmählich auf langen Aufenthalt ein; wer anfangs an eine schnelle Demütigung des Seinebabels geglaubt hatte, ließ die Hoffnung fahren. Aller Wünsche gingen auf ein Bombardement, doch Tag auf Tag verstrich,

ohne daß es begann. Fast fünf Monate, ein Stück menschlicher Lebenszeit, haben im ganzen die Deutschen vor Paris gestanden. Die Armerteile befanden sich in ziemlich verschiedener Lage, je nach ihrer Unterkunft. Zwar war nirgends Wasser unter freiem Himmel nötig, doch auch unter Dach und Fach gab es meist wenig Bequemlichkeit; durchschnittlich lagerten die Mannschaften in engen Räumen dicht zusammengedrängt. Als



die Deutschen herannahen, waren die Einwohner der im weiteren Umkreise gelegenen Ortschaften von der Regierung gezwungen worden, schleunigst ihr Heim zu verlassen und nach Paris zu ziehen. Nur sehr wenige blieben zurück, meist alte Weiber, die von unsern Leuten durchgefüttert wurden. Die Mobilgardes machten sich noch das Vergnügen, die verlassen Häuser gründlich zu verwüsten, Spiegel und Fenster zu zerbrechen, die Möbel zu zerbrechen und durchzuwühlen; in diesem Zustande, der natürlich später den Deutschen allein zugeschrieben wurde, gingen die Dörfer und Villen an die Belagerer über. Nachher richteten die französischen Gendarmen, so weit sie trugen, eine arge Zerstörung an und machten die meisten Häuser, wenigstens in den oberen Stockwerken, unbewohnbar. Die Truppen richteten sich nach Guldunken ein. Aus den nicht belegten Häusern schleppten sie in ihre Quartiere Möbel, Matratzen, Gerätschaften, Geschirr. Manches wohnungsgelassene Haus wurde gänzlich ausgeleert, während ärmliche Hütten sich mit reichem Inhalt füllten; ihre später zurückgekehrten Besitzer werden sich gewiß nicht beklagen haben. Der Umzug geschah nicht mit größter Schonung, und bei dem häufigen Wechsel der Quartiere fielen die einen Sachen der Verwahrlosung anheim, die anderen wurden verbraucht. Auch die Zimmeruhren, die Pendulen, deren Raub nachher die Franzosen den Deutschen vorzuwerfen liebten, erlitten schnell einen traurigen Schicksal. Natürlich packten die Soldaten sie nicht in den Tornister, sondern froh, Zeitweiser zu haben, nahmen sie die Pendulen in ihre Befehlsungen und bis in die Vorposten mit. Da nicht immer kluge Hände das Aufschieben besorgten, wurden die Uhren schnell verborben und dann weggeworfen. Ebenso waren die Klaviere stark begehrt; doch hielten sie die kräftigen Jänke, die über sie kamen, nicht lange an,



und die gesprungenen Saiten hauchten dann ihre wimmernden Töne in den Flammen aus. Viel unbrauchbar gewordenes Hausgerät fand sein Ende in den Barricaden oder im Feuer. Außerdem verschlang das Bedürfnis nach trockenem Holze während des langen, harten Winters massenhaft alle geeigneten Stoffe. Erst verbrannte man Fensterrahmen und Thüren, dann kamen die Möbel an die Reihe; schließlich wurden in den gestürzten Häusern Fußböden und Treppen herausgerissen.

Die Truppen um Paris hatten keinen leichten Dienst. Jeden Augenblick konnten die Belagerten vorstoßen. Man darf überhaupt die Ausfallsgefechte nicht deswegen gering anschlagen, weil sie alle zum Siege der Deutschen ausfielen. Die Franzosen hatten den Vorteil, stets innerhalb des Bereiches ihrer schweren Geschütze zu kämpfen, mit denen sie unsere Feldgeschütze zum Schweigen brachten, und konnten jeden Ausfall artilleristisch vorbereiten sowie an jedem beliebigen Punkte in größter Schnelligkeit Truppenmengen vereinigen. Daher erforderte der Dienst auf der Feldwache die volle Aufmerksamkeit der Posten und strengte schon deshalb die Kräfte an; doch gab es genügenden Wechsel und Ruhepausen, in denen höchstens Exerzieren die faule Zeit ausfüllte. Gewöhnlich lagen die Truppen neun Tage hinter der Linie in nicht den feindlichen Geschützen ausgesetzten Ortshäusern, um dann drei

Tage vorn zu stehen. Von diesen gehörte der eine Tag dem eigentlichen Vorpostendienste, der andere dem Lagern im Regli, in der ersten Verteidigungsstellung, der dritte dem Rückhalt in der Reserve. In der vordersten Linie, die noch im Dunkeln am frühen Morgen bezogen wurde, durfte kein



St. Cloud nach dem Brande.

Feuer angezündet worden. Das Wetter wurde schon im Oktober ungewöhnlich rauh, dann trat Regen und Anfang Dezember scharfer Frost ein. Die Vorposten hatten viel zu leiden; 24 Stunden an einen Fleck festgebunden unter freiem Himmel, ohne Feuer in der langen Dunkelheit, in nächster Nachbarschaft eines stets unruhigen Feindes zuzubringen, war nicht angenehm.

Diefer Feldzug nötigte, die Unbilden jeder Jahreszeit zu ertragen, die Hitze des Sommers, die Kälte des Herbstes, die Kälte des Winters, die Unbeständigkeit des Frühlings. Doch am schwersten lastete wohl der Winter; in den eifigen Nächten froh der Frost den auf Feldwache Befindlichen bis ins innerste Gebein und schüttelte die erstarrten Glieder, daß man ihrer kaum Herr blieb. Am Tage mußte still liegen, wer nicht die erwärmende Bewegung als lebendige Zielscheibe erkaufen wollte. Mit welcher Sehnsucht laukste man auf den in der stillen Nacht von weiter schallenden Schritt der abziehenden Kameraden!

Viel Mühe gab es auf Feldwache und auch in den rückwärtigen Stellungen nie. Die Pariser wurden des Geschützfeuers nicht überdrüssig; ohne erkennbaren Zweck, oft nur zur Unterhaltung oder bei der Abtöschung ließen sie die schweren Stücke tragen. Wo sich etwas regte, selbst auf einzelne Männer, Reiter oder Wagen, warfen sie ihre Geschosse hin. Die vorliegenden Ortshäuser wurden oft gewaltig bombardiert; mit wahrer Wut gerührten die Franzosen ihr Eigentum. Am 13. Oktober schoß der Mont Valérien absichtlich das an geschichtlichen Erinnerungen und Kostbarkeiten reiche Schloß St. Cloud in Brand, und die deutschen Truppen waren es, welche mit Gefahr eine Anzahl von Kunstgegenständen und fast die ganze kaiserliche Bibliothek retteten. Die gleichfalls bedrohten Sammlungen der berühmten Porzellanfabrik von Sevres ließ der Kronprinz in Versailles bergen. Zum

Glück that der reiche Granatenregen den Deutschen wenig Schaden. Die Geschosse von gewaltiger Größe, die „Runderhüte“, wie sie die Unseren nannten, hörte man schon auf weite Entfernung durch die Luft herantrollen, aber sie platzten selten oder nur in wenige Stücke. Dahier Ungeheuer entsandte von dem Mont Valérien, dem „Bullerjan“, die Rieskanone Valérie, die jetzt in Berlin steht. Schließlich kümmerte man sich kaum noch um diese Dinge. Noch lebhafter und selten ganz schweigend war das Geschweizeur. Nicht nur beschossen sich die Patrouillen im Vorraum, vielsach standen die beiderseitigen Posten auf wenige hundert Schritte einander gegenüber, und da knallten die Franzosen bei jeder Ablösung oder jedem Rundgange. Um ihnen eine harmlose Streube zu machen, stellten die Soldaten beiseite Strohpuppen auf, die von Kugeln durchsiebt wurden. Da die „Jagd auf die Preußen“ ein Sport war, legten sich auch Pariser Schützen in gedeckten Hinterhalt und entlaubten von dort zu ihrer höchsten Genugthuung selten treffende Kugeln. Um die Deutschen in ermüdender Unruhe zu halten, kamen wohl auch ganze Abteilungen vor, die ins Blaue hinein ein rasendes Feuer eröffneten. In der Nacht erreichten sie manchmal ihren Zweck, und die ganze Vorpostenkette mußte vorsichtshalber alarmiert werden. Es war daher gar nicht möglich, die Kleider zur Nachtruhe abzulegen. Die Deutschen hingegen waren wenig, denn wurde einmal ein Feldgeschütz vorgezogen, richteten gleich die Boris ihr schweres Feuer darauf. Es war freilich verdrücklich, sich immerfort ohne Erwiderung beschießen zu lassen, aber diese vornehme Ruhe gegenüber dem französischen Quecksilber hatte etwas Großartiges an sich.

Die Verpflegung in den ersten Wochen war sehr mäßig, dann wurde sie besser, bis wieder empfindliche Störungen eintraten. Zu Anfang gab es oft nur Speck und schlechtes Brot, da mußten die vortrefflichen Kartoffeln herhalten. Später wurden die Heiber in geordneter Weise ausgenommen, und große Abteilungen zogen zur Kartoffelarbeit hinaus. Da hieß es, umgekehrt wie im Märchen, die guten ins Kröpfchen, die schlechten in den Sack; an lustigen Feuern wurden die schönsten geröstet, bis in der Regel die Franzosen durch einige Granaten zur Vorsicht mahnten. Auch die Pariser holten auf ihrer Seite fleißig die Erbsen. Da sich unter die Sammelnden auch Männer in Weibertröden mischten, mußten sie vertrieben werden; am bequemsten war, erst die Säcke füllen zu lassen und sie dann nach einigen verkehrenden Schüssen selber zu holen. Später buken die Truppen an Ort und Stelle ihr Brot aus geschrotetem Korn, und da fiel manchmal für Ledermäuler Kuchen ab. Allmählich kam Fleisch in ausreichenden Mengen, der Kinderpest wegen wochenlang nur vom Hammel, was zu vielen Schergen Anlaß gab. Die Erbsenwurst und Konserven füllten die Küden aus; etwa vom Januar ab herrschte geradezu Überfluß. Da die Post ihren schweren Dienst in wahrhaft glänzender Weise erfüllte, trafen auch die Sendungen aus der Heimat in Fülle ein. Endlich flossen die Viebesgaben reichlich. Wären nicht die Enge und der Schmutz der Cuartiere gewesen, die Vangeweise und der beschwerliche Vorpostendienst, so hätten schließlich die Deutschen vor Paris wie Gott in Frankreich leben können.

Ein eigen Ding war es mit dem Wein. Einzelne Truppenteile fanden große Vorräthe, die für die ganze Zeit ausreichten, bei anderen war es damit kümmerlich bestellt, so daß man nur bei den Marktlebendern Wein oder Brauntwein und manchmal auch kostbares Bier haben konnte. Natürlich ließen sie sich die nicht immer geschäftige Mühe des Verbeisohens schwer bezahlen und nahmen zu den hohen Preisen, die sie selber entrichteten, ihren Zuschlag. Am teuersten war die Butter; eine halbe Mark kam der schmelzerische Kneuß einer einzigen Butterkugel zu stehen. Selbst in Orten, die dem Bombardement ausgesetzt waren, errichteten allmählich betriebsame Händler große Läden, die starken Umsatz hatten. Je mehr die Pariser darben, desto besser nahnten sich die Belagerten.

Am 5. Dezember hatte Mottke die Eichenwürdigkeit, der Pariser Regierung mitzuteilen, daß die Voire-Armee am vorhergehenden Tage bei Orléans besetzt worden war. Trochu ließ den Brief anhängen, begleitet mit den Worten: „Diese Nachricht raubt uns nicht das Recht, zu der großen Evroegung Frankreichs, welches uns zu Hilfe eilt, Vertrauen zu haben. Sie ändert nichts in unsern Entschlüssen, noch in unsern Pflichten, die ein einziges Wort zusammenfaßt: Kampf!“ Hatte Trochu dordem behauptet, Paris werde Frankreich retten, so vernahmt jetzt die alleinige Hoffnung der Hauptstadt auf dem Weistraube des Landes.

## Zwölfter Abschnitt.

### Der Feldzug an der Loire.



Als die eiserne Sperrkette um Paris ihre Glieder schloß, besaß Frankreich an Truppen nur eine unvollständige Division bei Bourges, einige Abteilungen im Osten und Scharen bretonischer Mobilgardes im Westen. Durch das Land, soweit es von den Deutschen berührt war, ging ein ziemlich allgemeiner, wenn auch zerstreuter Widerstand, der nicht unbeachtet bleiben durfte. Ihn hatte schon die kaiserliche Regierung hervorgerufen und die Republik sofort nach besten Kräften bekräftigt und verstärkt. Die Behörden verteilten Waffen, soweit sie nicht schon vorhanden waren, um allenthalben Scharen von unregelmäßigen Kämpfern auszurüsten. Diese nannten sich Franc-tireurs, Freischützen oder Freischärfer, und führten neben den in die Mobilgarde und in die Marschregimenter gestellten Mannschaften den Krieg auf ihr eigenes Glück und Ungelegen, freilich für nicht geringen Sold. Die meisten trugen eine Kleidung, die sie als Mitgl. kennzeichnete, kurze schwarze Hosen, Pluderhosen mit roten Streifen und farbige Schärpen, und vereinigten sich zu geschlossenen Haufen. Ihr Zweck war der kleine, der Guerrillakrieg.

Sie umschwärzten die Deutschen auf den Märschen und schnitten Zurückgebliebene ab, suchten kleine Abteilungen oder Wagensolonnen zu überfallen, taten Abbruch, wo es ging. Meist der Gegend genau kundig, mit der Bevölkerung im Einverständnis, kamen und verschwanden sie, lagen im Hinterhalt, wichen fliehend einem ersten Angriff aus und erschienen bald wieder an einer andern Stelle. Sehr viele aber trieben ihr Wesen mit Heimtücke. Sie trugen nur Schärpe oder farbiges Halstuch, um sich vor ihren Landsleuten und im Fall der Gefangenschaft als Soldaten auszuweisen. Gar oft kam es vor, daß solche „Canne“ oder „Wifangs“, wie unsere Soldaten die Bauern (paysans) nannten, in der landesüblichen blauen Hülse, breitbeinig, die Hände tief in der Hosentasche, den Pfeifenstummel im Munde, ruhig den Vorbeimarsch von Truppen mit ansahen, dann rasch ihre Flinten ergriffen und von der Seite oder von hinten feuerten; wurde dann der Wald oder das Dorf abgesucht, verstreute der Franc-tireur Gewehr und Abzeichen und stand in aller Unschuld als harmloser Bauer da. Die große Kriegsführung konnte dadurch nicht gehemmt, wohl aber im einzelnen viel Unheil angerichtet werden, und das Schlimmste war als unvermeidliche Folge gegenseitige wüthende Erbitterung. Den Franzosen selber trug diese veraltete, nur fälschlich als patriotisch betrachtete Kriegsweise den größten Schaden ein. Die moderne, menschlich gewordene Zeit führt allein Krieg mit den Soldaten und will die bürgerliche Bevölkerung schonen; das kann jedoch nur geschehen, wenn diese sich selber jeder kriegerischen Handlung vollständig enthält. Die deutsche Oberleitung wachte mit eiserner Strenge über der Schonung von Privatsleuten und ihrem Eigentum; um so weniger durfte jener heillose Unfug geduldet werden. Daher verfuhr man mit diesem feigen Gesindel sehr kurz; die Ortsherrschaften, deren



Die Bayern bei Orléans, 11. Oktober 1870, von G. Becker.

Einwohner die Waffen erhoben hatten, wurden niedergebrannt, den Gemeinden außerdem schwere Geldstrafen auferlegt. Diese vermeintliche Härte kam als Warnung den Franzosen selbst zu statten und verschlehte nicht ihre Wirkung. Gewöhnlich wurden in den besetzten Orten die Waffen eingefordert und vernichtet, und die Behörden waren oft recht eifrig, sie auszulüpfen und einzuliefern. Denn die Franc-tireurs belästigten auch ihre eigenen Landbesitzer, und neben sonst ehrlichen, nur verblendeten Männern gab es unter ihnen genug, die unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe nur schändliche Räuberei trieben.

Es ließ sich gar nicht übersehen, wie stark diese Scharen und ob sie nicht die Vorläufer von regelmäßigen Truppen waren; denn sie dienten auch zur Deckung und Verschleierung neu entstehender Truppenkörper. Da die Armee bei Paris vor jedem Angriff ge-



General v. d. Lann.

v. Wittich. Die 2. und 4. Kavalleriedivision begleiteten auf beiden Flügeln, die 6. sollte westlich die Flanke sichern. Nördlich von der Loire erstreckt sich die eintönige, aber fruchtbare Landschaft der Beauce, der Kornkammer von Paris. Diese „schöne Au“, eine leicht gewellte Ebene, erzeugt auf ihrem weichen, unerschöpflich tragfähigen Thonboden die herrlichsten Getreideernten und nährt einen bedeutenden Viehstand, Pferde und Schafe. Daher liegt Dorf an Dorf, Ferme an Ferme; die Bevölkerung ist dicht und wohlhabend, doch selbst ihre Landbesitzer urteilen über sie ungünstig. Für den großen Krieg eignet sich das Land wenig; die Gegend ist schwer zu übersehen, der starke Anbau hindert die Truppenbewegungen, beherrschende Punkte gibt es kaum. Weder die Artillerie noch die Kavallerie ver-

mögen sich dort recht zur Geltung zu bringen, und der Kampf muß sich meist in kleineren Gefechten von Ort zu Ort hinziehen.

Unter den zahlreichen Städten ist die wichtigste das verbundene. Reich an stattlichen Bauten, ein Hauptsitz der Industrie, mit wissenschaftlichen Anstalten ausgestattet, umgeben von breiten Boulevards, erstreckt sich die Stadt mit ihren mehr als 50,000 Einwohnern eines blühenden Wohlstandes und vermittelt den Verkehr des Südens mit dem Norden und namentlich mit Paris.



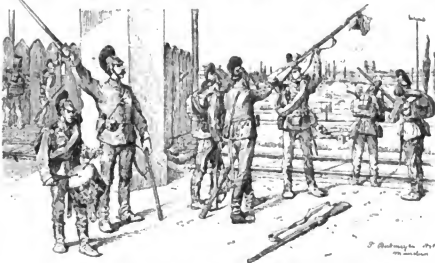
Niederfeld-anlagen an der Loire.\*

sichert werden mußte, schwärmte die starke deutsche Reiterei, sechs Divisionen, nach allen Seiten aus, um auszufundstasten und auch Lebensmittel auszuliefern. Ringsum fielen kleine Gefechte vor, und als die 4. Kavalleriedivision feststellte, daß sich vor Orléans bedeutende Streitkräfte sammelten, wurde zu ihrer Bekämpfung am 6. Oktober eine besondere Heeresabteilung dem General v. d. Lann unterstellt, bestehend aus dem 1. bayerischen Korps und der 22. Division (die thüringisch-heßischen Regimenter 32, 95, 83, 94) unter General

nur 270 Kilometer von Paris entfernte altberühmte Orléans, am rechten Ufer der prächtigen, schiffbaren Loire, mit den Vorstädten auf dem linken Ufer durch eine schöne, über 300 m lange Brücke

\* Die Plätze für die einzelnen Schlachten s. auf Tafel II.

General v. d. Tann stieß auf das erste der neu aufgestellten französischen Korps, das XV. unter de la Motterouge, das 128 Geschütze und 60,000 Leute, fast nur junge Mannschaft, zählte. Trotz seiner Stärke wich der Feind, in seinen Flanken von der Kavallerie umflankt, nach längerem, für ihn verlustreichem Gefecht am 10. Oktober bei Artenay vor den ersten drei bayerischen Brigaden. Der Rückzug wurde so fluchtartig, daß Motterouge das nördliche Voitreufer zu räumen beschloß. Am folgenden Tage marschierte Tann in breiter Front nach Süden gegen Orléans. Die 22. Division auf dem rechten Flügel geriet zuerst an den Feind und stürmte nach langem Gefecht das etwa eine Stunde nordwestlich von Orléans gelegene verschanzte Dorf Ormes, konnte dann aber nur langsam durch Gärten und Häuser bis zur Vorstadt Le Petit St. Jean vordringen. Auf dem linken Flügel fand die 3. bayerische Brigade, welche die große schnurgerade Straße von Paris her verfolgt hatte, heftigen Widerstand bei Bel Air. Da von hier die auf beiden Seiten bis in die Stadt hinein dicht mit Häusern besetzte Straße leicht zu verteidigen war, suchten die Bayern im Rücken zwischen Straße und Eisenbahn vorwärts zu kommen und gerieten darüber in hartnäckigen Kampf gegen die Gasfabrik und den Bahnhof Les Aubrays; auch die 4. Brigade, die rechts neben der 3. Brigade über Saran die feindliche Linie durchbrochen hatte, konnte nur



Im Bahnhof Les Aubrays bei Orléans am 11. Oktober 1870: Aufbruch des Feindes.

die westliche Häuserreihe nehmen. Daher ließ Tann den entscheidenden Stoß von Nordwesten her führen, indem er um 5 Uhr die 1. Brigade zwischen die 4. und die 22. Division einschob. Es gelang den 32ern, den Bahnstamm zu überschreiten und den Feind zum Weichen zu zwingen; durch die Vorstadt St. Jean stürmte dann das 1. bayerische Regiment vor bis an das

den Eingang in die Stadt sperrende Zollgitter. Major v. Künckelshof und sämtliche Offiziere setzten sich an die Spitze; durch eine gesprengte Rebentür drangen sie in die Stadt ein und bis zum Marktplatz, auf dem das Reiterstandbild der Jungfrau von Orléans prangt, die einst die Stadt vor den Engländern gerettet hatte. In den Straßen trafen sich Bayern und Thüringer; hier an der Koire wurde die bisherige Waffenbrüderschaft zur innigsten Freundschaft. Die 1. bayerische und die 43. Brigade besetzten noch am Abend die wichtigsten Gebäude und die Koirebrücke. Die glänzenden Siege beider Tage kosteten etwa 1100 Mann, von denen ein beträchtlicher Teil auf die 3. bayerische Brigade fiel. Die Franzosen verloren 4200 Mann, davon 2700 Gefangene.

Zwei Tage vor der Einnahme von Orléans hatte Gambetta in Tours die Regierungsgeschäfte übernommen, das Innere und den Krieg, und mit mächtigem Wort das Volk zum Kampfe aufgerufen: „Große Pflichten werden euch auferlegt. Die erste dieser Pflichten ist, daß ihr keinen andern Gedanken habt als den Krieg!“ Gambetta trat auf als Diktator; mit der gewaltigen Kraft seines Willens riß dieser einige, vielumflossene Kopf Frankreich mit sich fort und ergoß einen neuen Geist durch das Volk. Ihm allein war die ungeheure Anstrengung zu verdanken, der sich das Land unterzog. Nicht weniger als elf Armeekorps, 600,000 Mann, stampfte er innerhalb von vier Monaten wie aus der Erde. Bewaffnung und keineswegs schlechte Ausrüstung für diese Massen wurden blitzschnell besorgt, anfangs unter der starken Beihilfe Amerikas und Englands, deren Kaufleute bereitwillig Gewehre und

Patronen lieferten. 1404 neue Feldgeschütze kamen ins Feuer; die Granaten erhielten jetzt Schlagzündung und wirkten weit mehr als die früheren. Schnell hergestellte Kriegsorten belehrten die Offiziere über die ihnen unbekannten Gegenden; ein tüchtiges Geniecorps bildete sich aus Privatleuten, meist Technikern der Fabriken. Vortrefflich verstand die Armeeführung das Eisenbahnnetz auszunutzen. Ganz Frankreich war ein mobiles Kriegslager.

Gambetta zur Seite stand sein Freund und Gefinnungsgenosse Charles de Freycinet. Bisher war er Ingenieur für Bergbau und Eisenbahnen, doch niemals Soldat gewesen. Hochbegabt, gewandt, unerschütterlich ruhig, unternehmend, erfindertisch und unbedenklich in Mitteln, unbedünmert um Oekologie und Menschen, unternahm Freycinet, nicht nur die Werkzeuge für den Krieg zu schaffen, sondern ihn auch zu leiten, überzeugt von seiner Allbefähigung. An Willfür kam er Gambetta gleich, und selbst dieser stand unter dem Einflusse seines Mitarbeiters. Freycinet war die regende, Gambetta die anstossende Kraft in ihrem gewaltigen Uhuwert, zu dem sie Frankreich machten. Der Diktator verkörperte die nationale Verteidigung, leidenschaftlich, schnell fassend und schnell entscheidend, aber auch rasch wechselnd, selber erfüllt von dem Zaubereiz der Republik und eine solche Staatsverfassung für unumwiderstlich haltend. Die Generale der Kaiserzeit betrachtete er als unfähige Menschen, er wollte Frankreich wieder beleben durch den Sturm republikanischer Begeisterung unter neuen Männern. Der Haß und dem Schwonne der jungen französischen Mannschaften müßten die Preußen, die Fürstentumskette, erliegen. Die Waffe sollte es bringen, damit für die verbrauchten Truppen sofort andere eintreten könnten, denn schonungslos gab er Menschen preis. Er hielt sich für berechtigt, selber den Herrführer abzugeben, mit den Generälen



v. Münnch.

Kampf ein Volkskrieg. Wieder nahm er einen dramatischen Zug an, der seit Mey und Sedan geschwunden war, die Entwicklung erregte aufs neue erwartungsvolle Spannung. Ganz Europa, dessen Völker die unerhörten Siege der bisher gering geschätzten Deutschen nicht ohne einige Mißgunst gesehen hatten, verfolgte mit höchstem Interesse den wiederbelebten Waffengang. So oft ganze Völker in eigener Sache aufgestanden waren, fast immer hatten sie Erfolge errungen. Nur läufchten sich die Franzosen, wenn sie meinten, lediglich gegen einen brutaleitigen König und dessen blutdürstige Generale zu streiten; in dem deutschen Heere stand ihnen ebenfalls ein Volk gegenüber, und jeder seiner Mannen fühlte sich als Streiter für das ganze Vaterland. Hier einest Pflichtgefühl, dort glühender Haß und sprühende Leidenschaft! Volk gegen Volk! Welches wird siegen?

Da der Feind über die Voire bis nach Salbris gewichen war, beschränkte sich Tann bei der geringen Zahl seiner Truppen darauf, den Flußabschnitt bei Orléans zu halten, während die 22. Division und die 4. Kavalleriedivision die zählreichen Freischaren im Nordwesten vertreiben sollten. Am 18. Oktober fanden sie die offene Stadt Châteaubaud durch Paritaden verschlossen und von Francitours, denen sich die Einwohner kämpfend angeschlossen, hartnäckig verteidigt. Die Division härmte die in Brand geschossene Stadt noch spät abends in gräßlichem Handgemenge; Châteaubaud, großenteils ein rauchender Schutthaufen, büßte mit fast völligem Ruin. Durch kein großartiges Schicksal gewarnt, ergab sich am 21. Chartres, wo den regulären Truppen Abzug gewährt wurde.

Einbuer, Der Krieg gegen Frankreich.

Der von Gambetta ernannte neue Oberbefehlshaber, General d'Aurelle de Paladines, der in kurzer Zeit durch Strenge und fleißige Übung seine lockeren Scharen zu leidlich brauchbaren Kriegern machte, vereinigte das XV. und das unter General Chanzy eben gebildete XVI. Korps und zog, von starker Artillerie und Kavallerie begleitet, von Blois her auf dem rechten Voironufer gegen Orléans, mit der Absicht, zugleich dem Gegner den Rückzug nach Norden abzuschneiden. General v. d. Tann, der die Stärke des Feindes nicht kannte und durch den Abmarsch der 22. Division geschwächt war, beschloß, den Feind wechlich von der Stadt zu empfangen, da sie selbst zur Verteidigung ungeeignet war. Am Morgen des 9. November mußten die Bayern vor der Mehrzahl und dem starken Geschützfeuer der Franzosen, die in guter Haltung herantritten, erst Vaccon, dann nach langem Widerstand um 2 Uhr auch La Renardière aufgeben und sich nach dem Saume des Waldes von Montpicaux zurückziehen. Im Norden bereitete die 2. Brigade unter General v. Orff alle Umgehungsversuche und erstritt Vorteile, bis die Übermacht des Feindes es rasch machte, vom Angriff abzusehen und nur die Stellung bei St. Sigismund aufs äußerste zu verteidigen. Nachdem die 4. Brigade mehrere Gewaltanstürme des Feindes auf Goulmiers kräftig zurückgewiesen hatte,



Bei Goulmiers.

auf Goulmiers kräftig zurückgewiesen hatte, wollte Tann nicht seine Reserve daran setzen und ließ deshalb das Gefecht um 4 Uhr abbrechen. In besserer Ordnung, den Feind stets zurückhaltend, zog das Korps über Artenay nach Toury zurück, wo es stehen blieb. Die Stadt Orléans war bereits am Nachmittag geräumt worden, nur die Lazarette mit den Verwundeten und Kranken

blieben zurück. Am Abend besetzten die Franzosen die Stadt aufs neue.

Dieses Treffen von Goulmiers ist das einzige größere, das die Deutschen in diesem Kriege verloren haben. Aber ihrer 15,000 mit 90 Geschützen hatten 71,000 Feinde mit 140 Geschützen gegen sich. Mit Ruhm und ohne allzu große Verluste war sieben Stunden lang gekämpft worden, und die Franzosen wagten keine Verfolgung. Und wenn diese nach jeder verlorenen Schlacht der Auflösung anheimfielen, kamen die Deutschen nicht einen Augenblick in Verwirrung, obgleich manche Abteilungen seit 36 Stunden nicht geruht hatten. Die Franzosen zauberten daher, ihren Erfolg auszunutzen; dennoch waren sie höchst befriedigt, und dieser Sieg half ihnen sogar über die Festung hinweg, welche die Kapitulation von Metz hervorgerufen hatte. Sobald hatten sie auch wirklich erreicht: die Voironzämer, an deren Wert viele nicht halten glauben wollen, war eine Thatfache geworden, mit der ernstlich gerechnet werden mußte. Die deutsche Heeresleitung hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; Paris festelte zu viele Kräfte, während fortwährend ringsum neue Armeen aus der Erde schloffen. Es war die höchste Zeit, daß Metz fiel, sonst wurde die weitere Belagerung der Hauptstadt in Frage gestellt.

Schon am 7. November hatte König Wilhelm den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg zum Oberbefehlshaber einer „Armeeabteilung“ ernannt. Sie umfaßte das 1. bayerische Korps, die 22. Division, vier Kavalleriebrigaden (2. 4. 5. 6.) und die 17. Division, die unter dem Befehl des Generals v. Trescow die hanseatischen





Feldzug an der Loire: Das Eintreffen der ersten Reichsburger, von G. Becker.

Regimenter 75, 76 und die mecklenburgischen 89, 90 enthielt. Erst Ende August hatte die Division die deutsche Küste, deren Schutz ihr bis dahin oblag, verlassen und war nach der Belagerung einiger Festungen vor Paris angekommen. Bei Treux traf sie mit ihren jetzigen engeren Waffengefährten zusammen, und herzlich drückten die stammigen Burken der oberdeutschen Hochebene ihren plattdeutschen Brüdern vom Seestrande die starke Rechte. Da der Großherzog lebendig die Einschließungsarmee von Paris gegen den Westen schirmen sollte, schlug er den Weg nach Le Mans ein, bei schlechtem Wetter auf beschwerlichen Wegen die hügelreiche, pferdenährnde Landschaft der Perche durchziehend. Unter fortwährenden Gefechten mit Freischaren drang er bis über Nogent le Rotrou vor. Dort mußte er umkehren, um sich auf allerhöchsten Befehl der zweiten Armee anzuschließen. Am 29. November gewann der Großherzog westlich von Toury Fühlung mit dem 9. Korps.

Denn nun war über Troyes die große und breite Laine von Reß herangekant. Nach beschleunigten Märschen traf am 14. November das 9. Korps bei Fontainebleau ein, das 3. erreichte die Yonne bei Sens, das 10. hatte die obere Seine bei Châtillon überschritten. Prinz Friedrich Karl wollte erst alle Kräfte vereinen, ehe er angriff.

Ungebuldiger war Gambetta. Er gedachte dem Prinzen zuvorzukommen und hatte von Trochu Posthaft erhalten, daß die Pariser am 29. November ausbrechen würden. D'Aurelle beabsichtigte, um erst die neuen Truppen zu formen, die Deutschen mit seiner ganzen Macht in den besetzten Stellungen vor Orléans abzuwarten, doch Gambetta schalt ihn ob seines Jauderns und schrieb ihm geradezu die Bewegungen vor; der Feind sollte geschlagen und der Marsch auf Paris angetreten werden.

Ein Blick auf die Karte er-

einen zweiten mehr östlich über Vitryviers nach Malesherbes. Hier gabelt sich die Chaussee; der eine Strang geht auf Corbeil, der andere östlich nach Fontainebleau, und diesen wollte Gambetta eingeschlagen wissen. In dem großen Walde bei Fontainebleau, der sich bis zur Seine erstreckt, sollte die Voitarmee die Pariser nach glücklichem Durchbruch treffen.

Der Diktator stellte drei neue Korps zur Verfügung, das XX. unter Crouzat, das von der Saine herkam und brauchbar war, und das XVII. unter Sonis und Villot, beide in überstürzter Eile zusammengebracht. Mit diesen an Zahl gewaltigen Truppen, 200,000 Mann, marschierte d'Aurelle vorwärts in weit ausgebreiteter Linie, die sich etwa von Montargis bis über Artenay hinaus erstreckte, im Rücken den großen, fast unangebaren Forst von Orléans.

Gleich am 24. November stürzte von Montargis her das 10. Korps, der linke Flügel der zweiten Armee, durch die Gefechte von Ladon und Maisières die feindliche rechte Flanke. Am 28. November rief Crouzat bei seinem Vor-marsch mit 58,000 Mann und 146 Geschützen auf die 38. und 39. Brigade, zu denen später noch das 91. Regiment trat. Die 38. Brigade (Reg. 16 und 57) stand bei Beanne la Rolande, einem kleinen Städtchen, dessen alte, teilweise noch erhaltene Mauer nebst dem Kirchhof zur Verteidigung eingerichtet war; die 39. Brigade (Reg. 56 und 79) hatte östlich bei Long Cour eine gute Stellung genommen. Die Vorposten, die sich von Palilly bis Corbeil erstreckten, mußten, nachdem der Kampf besonders um Juranville lange geschwankt hatte, nach Mittag künftlich vor der gewaltigen Übermacht geräumt werden; doch bei Long Cour trieb die Artillerie das von Osten her an-



Friedrich Franz,  
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

leichtert die Übersicht der sich vorbereitenden Ereignisse. An dem großen Bogen, den die Loire macht, liegt auf dem nördlichsten Punkte Orléans, ungefähr gleichweit westlich Blois, östlich Gien, Plätze, welche hauptsächlich zur Sammlung dieser neuen Armeen gedient hatten. Die Straße nach Paris führt von Blois im Bogen ausfolend über Gâtineaubun und Chartres, von Gien über Montargis und Fontainebleau. Der nächste und geradeste Weg ist der von Orléans über Artenay, Gampes und Conguemeau, doch gibt es auch

greifende XVIII. Korps zurück. Dagegen verloren die Preußen bei Les Godelles ein in den Boden eingestunkenes und seiner Spannung beraubtes Geschütz.

Mit drei Divisionen bedrängte Crouzat von Süden und Westen her Beaune; bis auf hundert Schritt kamen seine Reihen an die Mauern heran. Schon erklang der Feind auch im Nordosten die nahe Höhe von Les Roches, aber Major Körber, der Tapfere von Dionville, hielt ihn mit seinen Batterien fest. Um 1 Uhr war Beaune fast umstellt, die Munition fing an auszugehen, auch Artillerie ergoß ihren Eisenhagel über die drei Bataillone der 16er und 2 Kompanien 57er unter Oberstleutnant Sannow. Zwar machte General v. Woyta mit 57ern einige Lust im Osten, allein noch immer schworben die tapfer Ausdauernden in höchster Gefahr. Da kam die 5. Division von Vitthiviers her über Boynes, an ihrer Spitze die 52er, 12er und 3. Jäger. Dennoch versuchte Crouzat, selbst voranzureiten, noch einen Sturm auf Beaune; zurückgeschlagen konnte er die Reinen nicht mehr halten. Er verlor außer 2000 Gefangenen gegen 3000 Tote und Verwundete, der Sieger nur 900 Mann. Die Anmarschlinie der Franzosen war durchbrochen.



Sturm auf Voigny am 2. Dezember 1870. 7. Kompanie des bayrischen 12. Infanterie-Regiments.

Die nächsten Tage vergingen unter Bewegungen und kleinen Gefechten. Auf erneuten Befehl aus Tours mußte d'Aurelle, der lieber seine zerstreuten Korps hinter dem Forste von Orléans gesammelt hätte, wiederum auf Vitthiviers vorgehen. Seine Schwermung führte am 1. Dezember zum Stoß auf die Armeeteilung

des Großherzogs und zu einem hitzigen Gefechte bei Villepion westlich von Artenay, in dem Chanzy die Bayern etwas zurückdrängte. Der kleine Vorteil machte den Franzosen neuen Mut, um so mehr da auch Trochu seine gleichzeitig von Paris errungenen Vorteile in günstigem Lichte darstellte.

Der Großherzog ging am folgenden Morgen, am 2. Dezember, mit vereinten Kräften dem Angreifer entgegen. Der erste Kampf der Bayern nördlich von Voigny an der Straße Orléans-Châtreaux war sehr hart, bis auf ihrem rechten Flügel die bayerischen Kürassiere und die 4. Kavalleriedivision glücklich eingriffen und links die 17. Division Lumeau stürmte und gegen heftige Rückstöße behauptete. Teile der 22. Division besetzten das bewachte Anneux; schon fing hier der Feind sich zu lösen an. Besonders günstig wirkte das Einschleichen der 33. Brigade; die Hanseaten (Reg. 75, 76) fielen den gegen Château Gouty stürmenden Franzosen in die linke Flanke und eroberten unterstützt von den Bayern Voigny mit dem Bajonett; die päpstlichen Juaven, die nochmals tapfer vorgingen, wurden von den aus dem breinenden Dorfe ungesühm Vorbrechenden über den Haufen geworfen. Mittlerweile hatte Wittlich seine 22. Division nach Artenay zu geführt. In atemlosem Lauf erreichten die 32er den hochgelegenen Ort Poupry und verteidigten ihn nachdrücklich; nur mit schwerer Mühe konnte sich dieser Flügel halten. Hier fiel der Brigabier Oberst v. Konzki, mit ähnlichen Worten wie General v. François bei Epicheren von den Seinen Abschied nehmend. Von den 42,000 Deutschen wurden in dieser heißen Schlacht bei Voigny-Poupry 4000 Mann getötet oder verwundet, von den 78,000 Franzosen, die außerdem 2500 Gefangene gaben, 5000. Sie waren auf dieser ganzen



Die Bremer bei Loigny, nach G. Kuntze.

Die Gensdarmen der photographischen Gesellschaft in Berlin.

Einie geschlagen oder festgehalten, ihr Man, die Hauptstadt zu entsehn, bereitet. An diesem selben 2. Dezember hatte auch Trochu das Festgeschlagen seines Ausfalls erkennen müssen.

Um der Unsicherheit vor Paris ein Ende zu machen, befaß König Wilhelm, bei Orléans eine Entscheidung herbeizuführen. Am 2. Dezember war, wie vor Paris, harter Frost eingetreten. Am 3. rückte die gesamte deutsche Armee bei heftigem Schneetreiben vor, unter mancherlei Geschehn, in denen meist die Artillerie das große Wort führte. Das am weitesten östlich zwischen Beaune la Rolande und Pithiviers stehende 10. Korps schob sich heran, während das 3. Korps der Straße von Pithiviers nach Orléans folgend durch den großen Wald die offene Gegend bei Joury erreichte. Das 9. Korps schlug die Straße von Artenay ein, die Armeeabteilung begleitete es auf der rechten Flanke, und Wittich nahm noch abends Chevilly. Nur zwei Meilen war Orléans entfernt. Am folgenden Tage wurde der Marsch fortgesetzt. Das 3. Korps traf erst nachmittags auf starken Widerstand bei Baumainbert, der östlichen Vorstadt von Orléans, und schob den Angriff für den folgenden Tag auf; das 9. Korps arbeitete sich, nachdem die 3ter Gecottes gestürmt hatten, in Gineffämpfen bis an den Bahnhof nördlich der Stadt heran. Die Armeeabteilung, bei der alle Waffengattungen in erfolgreicher Thätigkeit traten, rückte im Nordwesten, in eben der Gegend, wo dieselben Truppen am 11. Oktober gefochten hatten, dicht an Orléans heran. D'Aurelle hatte schon am Nachmittag den Rückzug begonnen; noch in der Nacht öffnete Mapiulation die Stadt, in welche um 12 1/2 Uhr der Großherzog einzog.

Als Frucht dieser Gefechte vom 3. und 4. Dezember, welche man als die Schlacht von Orléans zusammenfaßt, fielen den Deutschen, die nur 1700



Das Schlachtfeld von Orléans.

Mann einbüßten, 4 Kanonenbote, 74 Geschütze und 18,000 Gefangene, von denen 6000 vorläufig in der herrlichen Katakombale eingesperrt wurden, in die Hände. Der Feind war aufgelöst und seine gewaltige Armee, die so große Hoffnungen erweckt hatte, gesprengt und durchschnitten. Sein XV., XVIII. und XX. Korps wichen östlich von Orléans auf das linke Loireufer, nur das XVI. und XVII. standen noch westlich von der Stadt auf dem rechten Flußufer. Während der Schlacht hatte Gambetta selbst zur Sache sehen wollen; der Eisenbahnzug, in dem er sich befand, wurde bei La Chapelle durch die Geschütze der weit vorgedrungenen 2. Kavalleriedivision zum Umkehren genötigt. Bereits schien Tours so bedroht zu sein, daß die Regierung am 8. Dezember ihren Sitz weit vom Schuß, bis nach Bordeaux, verlegte. D'Aurelle, dessen weise Vorsicht in Gambettas System nicht paßte, wurde zum alten Eisen geworfen; als neue Glückssterne Frankreichs leuchteten nun Pourbaki, der die östliche Armee als erste Loirearmee erhielt, und Chanzy, der die westliche als zweite übernahm. Die auf ihn gefallene Last war allerdings glücklich, denn Chanzy, ein schöner, liebenswürdiger Mann, ruhig und dabei zuversichtlich, verstand sich auf die Führung. Ihm wurde noch ein neues, das XXI. Korps, übergeben, das im Forste von Marchenoir vor dem Voir, einem rechten Nebenfluß der Loire, Stellung nahm.

Ein weiteres Festhalten des Feindes an der Loire durfte nicht geduldet werden. Prinz Friedrich Karl behielt nur das 10. Korps bei sich, das 3. schickte er das rechte Loireufer stromaufwärts nach Osten. Die 18. Division

mit der 6. Kavalleriedivision hatte südwärts bis nach Vierzon hin die Sologne zu durchstreifen, die Landheide zwischen der Loire und dem Cher, die Wüste Frankreichs, ärmlich, ungesund, mit dünnen Heiden, sandigen Weiden und kümmerlichen Äckern, deren undurchlässiger Boden im Winter das Land in einen Sumpf verwandelt, von dem unzählige Seen und Teiche dicht nebeneinander wie die Löcher eines Siebes den Sommer überbauern. Die 25. Division begleitete stromabwärts am linken Ufer der Loire den Zug des Großherzogs, der sich mit seiner Armeearbeitung gegen Chanzay wandte, der bei Beaugency Stellung genommen hatte.

Am 7. Dezember traf die gesamte Armeearbeitung in ihrer drei Meilen breiten Front, deren Mitte die Bayern einnahmen, überall auf starken Widerstand. Die 17. Division nahm Neung und unterstützte von La Bruère aus die Bayern, die bei Grand-Chatre in ein heftiges Feuergefecht gerieten; auch die 22. Division hatte auf dem rechten Flügel bei Dugny starke Feindesmassen vorgefunden. Chanzay wollte, an den Wald von Mardénoir gelehnt, den Weg auf Vendôme und Tours verteidigen und hielt wacker stand, indem er den von französischen Führern so oft gemachten Fehler, seine Scharen zu zerplündern, vermied. Am folgenden Tage, am 8. Dezember,

nahm er den Kampf wieder auf, seine starke Artillerie, 300 Geschütze, geschickt verwerwend; der mächtige Kanonendonner er-

innerte an Sedan. Nachdem die Bayern bei Beaumont den Feind scharf zurückgeworfen hatten, bot er alles auf, um bei dem vorspringenden Dorf Gravant die Gefechtslinie zu durchstoßen. Immer neue dichte Kolonnen schickte Chanzay



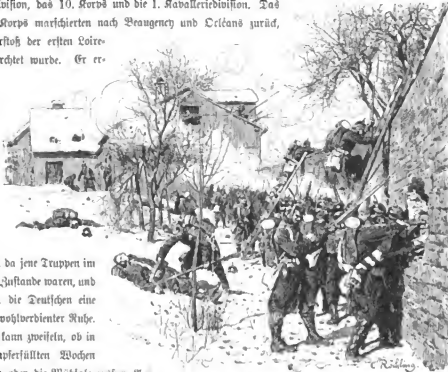
Bayrische Pfänker bei Beaugency.

vor und bedrängte aufs äußerste die Bayern, die ihre letzten Reserven heranziehen mußten und von der 22. Division wieder unterstützt wurden. Doch sie behaupteten sich nicht nur, sondern rangen dem Feinde noch Boden ab. Die 17. Division nahm Messas nach langem Stritt, und die 14. Jäger, unterstützt von Kameraden der anderen Regimenter, eroberten auch das Städtchen Beaugency, das bereits von dem andern Loirerfer her durch Batterien des 9. Korps beschossen wurde.

Ebenso heiß ging es am 9. Dezember auf diesem engen, wenige Kilometer breiten Schlachtfelde her. Die Bayern mußten alle Kräfte aufbieten; noch gegen Abend gewonnen die 17. und 22. Division nordwestlich von Beaugency bedeutenden Raum, bis Origny hin. Chanzay, dadurch auf seiner Rückzugslinie bedroht, schickte am frühen Morgen des 10. eine ganze Division vor. Sie überfiel in Origny die 7. und 8. Kompanie der 32er, deren Reste sich nach tapferem Widerstande mit der blanken Waffe den Rückzug bahnten, ebenso die 1. und die 12. in den dicht dahinter liegenden Dörfern Villejeun und Billemarceau. Alles mußte wieder in das Gefecht, das die Artillerie bis über Mittag hielt. Nachdem herangekommene Teile des 10. Korps den linken Flügel verstärkt hatten, nahmen die 76er trotz verzweifelten Widerstandes Villejeun wieder, und nach heftigem Geschützkampf brachen die Franzosen das Gefecht ab.

Diese viertägige Schlacht bei Beaugency, die 44,000 Deutsche gegen 112,000 Franzosen schlugen, raubte den Siegern 4000, den Unterlegenen 7000 Mann. Der Rückzug Chanzays auf Vendôme durfte nicht ungehindert erfolgen. Von Versailles war der Befehl gekommen, mit allen Kräften auf Tours loszugehen. Die Bayern, die in diesen Dezembertagen über 5600 Mann eingebüßt hatten, wurden nach Orléans zurückgenommen, von wo

Die Ende Dezember nach Paris gingen, um dort die Stelle des nach dem Südosten abgerückten 2. Korps einzunehmen. Alle anderen Truppenteile machten sich auf die Verfolgung des Feindes, bei der keine arge Zerrüttung offenbar wurde. Das eingetretene Tauwetter verursachte große Verluste, doch der Ausgang lohnte sie. Chagny vermochte sich auch vor Vendôme nicht zu halten und führte nach einigen Gefechten seine kampfunfähigen Truppen bis Le Mans zurück. Vendôme wurde am 16. besetzt, so daß die Deutschen nun die Linie Chartres - Châteaudun-Vendôme-Blois einnahmen. Von letztgenannter Stadt hatte nämlich die 25. Division, die inzwischen am linken Loireufer weitergegangen war, am 13. Dezember Besitz ergriffen. Untenweges rückten am 9. ungefähr 50 Mann vom 4. hessischen Regiment das große Schloß Chambord, das nebst dem prächtigen Park 3000 Freischärler vertheidigten. Der Großherzog von Mecklenburg übernahm wieder selbständig den Oberbefehl im Westen über die 22. und 17. Division, das 10. Korps und die 1. Kavalleriedivision. Das 3. und 9. Korps marschierten nach Beaugency und Orléans zurück, da ein Vorstoß der ersten Loirearmee befürchtet wurde. Er er-



Die 32er westrübigen Divisionen, 10. Dezember 1870.

folgte nicht, da jene Truppen im traurigsten Zustande waren, und so genossen die Deutschen eine kurze Zeit wohlverdienter Ruhe.

Man kann zweifeln, ob in diesen kampferfüllten Wochen das Festhalten oder die Mühlsale größere Ausdauer verlangten. Jedenfalls hatten die

Truppen nach beiden Seiten hin ihre gewohnte Trefflichkeit bewahrt. Während im ersten Teile des Krieges die Deutschen wenigstens zum Schluß der Schlachten immer die größere Zahl auf ihrer Seite zu vereinigen wußten, war das jetzt gegenüber den gewaltigen Massen der Franzosen nie möglich. Doch obgleich diese in allen einzelnen Kämpfen eine bedeutende Übermacht beläßen, sie gelangten nicht dazu, sie einseitig zu verwerten. Allerdings handelte auch die deutsche Armeeleitung mit größerer Zurückhaltung als früher; die Ungewißheit über die Verteilung der feindlichen Streitkräfte und ihre Absichten, die Ermüdung, wieviel auf dem Spiele stand, die Rücksichtnahme auf die eigenen Truppen, die nicht über jedes Maß erschöpft werden sollten, geboten Vorsicht. Auch die Ausrüstung bedurfte der Ergänzung. Die Geschütze der Bayern und der 22. Division hatten ihre Stimme bei Überanstrengungen müssen, daß sie es schließlich nicht mehr ertrugen; ihr Artilleriepark verlagte infolge von Ausbrechungen am Verschuß. Die Stärke der Truppenteile war bei allen weit unter der normalen; die 22. Division zählte keine 6000 Mann mehr. Besonders fehlte es an Offizieren. Und hart genug war der Streit gewesen, obgleich er nicht zu so großen Verlusten führte, wie man hätte befürchten müssen. Viele Kämpfe an der Loire waren zwar auch bedeutende Schlachten, aber keine rechten Feldschlachten, und ihr Verlauf lief nicht so daß

Interesse, wie der der früheren. Sie bestanden mehr aus Stößen und der Wegnahme von Geschützen und Dörfern, weniger aus groß durchgeführten taktischen Bewegungen. Für die Franzosen war diese Kriegsweise die günstigste. Dennoch, so brav diese jungen Mannschaften ins Feuer gingen, mit ihren kriegsgewohnten, eifrigsten Gegnern konnten sie es nicht aufnehmen. Die Franzosen, denen ihre Offiziere das beste Beispiel gaben, machten die ersten Angriffe ganz gut, allein sie ließen Ruhe und Nachhaltigkeit vermissen. Sie entfalteten ein unmäßiges Geschütz- und Gewehrfeuer und schossen aus Mangel an Ruhe und Übung meist zu hoch. Dagegen bewahrten die Deutschen stets ihre wunderbare Sicherheit; wie oft ließen kleine Haufen die wimmelnden Kolonnen bis in die nächste Nähe heran, um ihnen dann die mörderische Salve, von der kein Schuß fehlging, entgegenzuwenden. Dann wankten die Feinde zurück, und da ihnen jede Wiederholung des Angriffes die gleiche blutige Lehre eintrug, hielten sie schließlich nicht mehr stand. Wo das deutsche Granatfeuer freie Bahn hatte, erfüllte es diese ungeübten Republikaner

mit nicht geringerem Entsetzen, als die altgedienten kaiserlichen



Hauptmann Kottrein und die Besen erklimmen Schloß Ehrenberg.

Vinientruppen. Am besten hielten sich die Franzosen in festen Stellungen, namentlich in Dörfern und Häusern oft bis aufs letzte. Den Angriff im offenen Felde vertrugen sie kaum. Die Deutschen, wohl wissend, daß ihnen das feindliche Feuer in größerer Entfernung am meisten schadete, pflanzten, unbekümmert um die Zahl der Gegner, das Gewehr auf der Schulter, die „Flucht nach vorn“ zu ergreifen, die dann regelmäßig drüben die Flucht nach hinten hervorrief, und dann schlugen die Franzosen gewöhnlich einen noch ritigeren Schritt ein. Um Reutlinge zu ausdauernden Soldaten zu machen, sind Siege mehr als ein Bedürfnis, sie sind eine Notwendigkeit. Niederlagen aushalten kann nur eine wohlgeübte, bis ins innerste Mark wohlgeschulte Armee. Dem Freudenrausch über Soulmiers und Billépion folgte eine so starke Ernüchterung, daß die übeln Folgen nicht ausbleiben konnten. Es war hoch anzuerkennen, daß Chanzy vier Tage lang seine Korps vorführen konnte, aber das Schicksal, das bisher alle geschlagenen Heere der Franzosen ereilt hatte, vermochte auch er von dem seinen nicht abzuwenden. Nach den Bluttagen von Beaugency schmolz die Widerstandskraft schnell dahin, und seine Truppen wurden so weich wie der wassertriefende Erdboden; die besten Stellungen bei Vendôme und nördlich davon bei Fretwal räumten sie fast ohne



Schwertstreich zur vergnügten Verwunderung der Verfolger. Scharenweise ließen sich die Leute gefangen nehmen, und nicht selten verminderte auch Fahrensflucht die französischen Reihen. Bei den Galliern verbrauchte die feurige Leidenschaft im Unglück, die Germanen bewachten ihre unerschütterliche Ausdauer. Wie anders klang schon das kräftige „Hurra“ unserer Krieger, als das heisere, treischende Geschrei: „En avant!“

Den letzten Rest gaben den Franzosen Bitterung und Not. Nach der strengen Kälte machte in diesen lehmigen Gegenden andauernder Regen die Straßen fast ungangbar; der Marsch wurde zur aufreibenden Anstrengung, das Wivakieren zur Qual. Den Deutschen trodnete freilich auch keine Sonne ihre Wade, aber sie marschirten dennoch frisch vorwärts. Alle Truppenteile hatten die längste Zeit hindurch gewaltige Wegstreden zurückgelegt, und die verheißenen Ruhetage waren ihnen oft wie für Moses nur das Gelobte Land: sie blieben aus oder brachten Geschiele. Namentlich die Truppen Lanns und des Großherzogs jagten kreuz und quer, vorwärts und oft denselben Weg rück-



Unsere Stiefelkanten an der Kälte (1. bayerisches Korps und 22. Division).

wärts; die 22. Division, die sich am meisten hatte umlegen können, hieß daher die „Kilometerdivision“. Die durchschlagenden Erfolge wurden nicht zum wenigsten mit den Weinen errungen.

Die Stiefel waren leider nicht von Eisen und spannten aus, und so manchem ging es zudem wie den Römern im Teuloburger Walde, daß er Stiefel und Strumpf im Sumpfe stecken ließ; schließlich mußte erlaubt werden, Schuhwerk zu nehmen, wo es zu haben war, und wenn man es den Franzosen, die ja daheim bleiben konnten, auf der Straße abgab. So wandelten die deutschen Krieger über gefrorenen Boden, durch Schnee und knietiefen Kot in den mannigfachen Fußfuttern, in Stiefeln, denen man, weil sie zu kurz waren, die Klappe abschchnitt, in Holzschuhen, in Stoffpantoffeln, manche nur in Lappen oder gar barfuß. Das dachte gut zu dem übrigen Anzug. Die Helmspitzen waren verbogen oder abgeschossen; die Röcke verblieben, verschmutzt, zerrissen oder einer bunten Landkarte gleich notdürftig mit Lappen gekleidet. Auch die Mäntel gingen den Weg alles Tuches; statt ihrer hüllte sich abenteuerlich in wollene Decken, wer einer habhaft wurde. Die Lumpenröcke erinnerten wenigstens noch an Soldaten; das thaten die Hosen, nicht mehr. Die von Haus mitgenommenen Luchene schmückten schon lange nicht

einbner, Der Krieg gegen Frankreich.

15

mehr diese unermüdblichen Schenkel; die Leinenen hielten eher noch vor, aber für einen Winterfeldzug waren sie etwas lustig. Daher schuf sich jeder Ersatz wie er konnte. Die blauen Hosen der Mobilgarden, die schwarzen der Franc-tireurs, die bunten Reinkleider der bürgerlichen Herren Franzosen, die sammeten des Stupers, die leinenen des Beamten, die groben des Bauern, sie alle waren gleich willkommen, die Wölfe zu bedecken. Daß man auch die Leibwäsche gern mit frischer vertauschte, entsprach dem natürlichen Wunsche, Mensch zu bleiben.

Da die Zufuhr mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, konnten mannigfache unausweichliche Bedürfnisse nur auf Kosten der Bevölkerung gedeckt werden, und die raue Notwendigkeit trat ein, zu nehmen, was nicht anders zu haben war. Auch in diesen Gegenden hatten die Bewohner, irre geführt durch die verlogenen Berichte ihrer Zeitungen, vielfach die Häuser verlassen. Was blieb dem Soldaten, der Obdach haben mußte, übrig, als in die leeren Wohnstätten mit Gewalt einzubringen und dort zu suchen, was er brauchte? Nachher schrien die Franzosen über Plünderung. Wo die Leute geblieben waren, erlitten sie wenig Schaden, und nirgends wurde wirklich geraubt; die Franc-tireurs griffen oft ganz anders zu. Die gründliche Untersuchung der verlassenen Häuser galt auch nicht Schätzen, die Motten und Rost fressen, sondern solchen, wie sie Menschen zu verzehren liebten. Die Verpflegung verlagte oft ganz, und in den wirren Schlachttagen konnten auch die Requisitionen nicht gelingen; die säumenden Truppen bekamen manchmal tagelang buchstäblich nichts zu beißen und zu brechen. Sie mußten sich selber um „außerordentliche Schwarze“ kümmern. Die flüchtenden Franzosen wollten natürlich Wein und Vorräte den deutschen Mägen vorenthalten und vermauerten oder vergroben sie. Diese plumpe Schlauei half ihnen wenig, veranlaßte sogar viele Beschädigungen der Häuser. Der Soldat erlangte frühzeitig die nötige Findigkeit; sein nackter Fleck an



Nachrichtsmäßige Schwarze.

Mauern, der auf frischen Kaltbrunnen hindrante, entging seinen forschenden Augen, das Ohr hörte fein, wo es hinter der Wand hohl klang, und dann fiel rasch die von den Früchten des Paradieses trennende Steinschicht unter kräftigen Stößen. Auch der Garten wurde durchmustert, nicht allein nach Gemüsen und Früchten. Säbelstiche in den Erdboden verrieten, wo frisch gegraben war; ihn besonders Vergnügen bemerkte man, wenn etwa frisch gepflanzte Kräuter ihre Häupter weit hängen ließen. Sie konnten in der That trauern, denn die Deutschen waren scharfsinniger als der Landmann, der die Stätte, wo er sein Gut geborgen hatte, unkenntlich machen wollte. Daß unter dem übelduftenden Mist die schönsten Weinfässer liegen konnten, wußten sie auch. In den spärlichen Ruhestunden ergötzen sich die Soldaten am liebsten mit solchen nachhaltigen Forschungsarbeiten.

Übrigens verheimlichten auch zurückgebliebene Bewohner häufig ihre Vorräte, selbst wenn ihnen reichlich Geld geboten wurde. Verstockt beantworteten sie alle Fragen mit einem „nir“ oder „caput“, den einzigen deutschen Worten, die sie geläufig redeten, gewöhnlich mit lebhaft bekräftigenden Gebärden, den Taumen mit den Zähnen beißend und ihn dann seitwärts wirbelnd. Da mußte gesucht werden, und gewöhnlich trafen dann die Entlarvten frühlich an einem Tisch mit den glücklichen Findern. Wieviel wurde bei diesen Gelegenheiten vergedet, von dem ein bereitwillig gegebener Teil schon den frohen Tauf Schmachtender und außerdem Bezahlung eingetragten hätte! Ähnlich ging es mit den ehbaren Dingen. Zwar sollte der Soldat auch sie nicht mit Gewalt nehmen, doch er mußte leben, und oft verschleierte der Humor die Übertretung. Ein seltsamer Geist war namentlich in die „Fule“, die Hühner, gefahren; sie schienen eine wahre Leidenschaft zu haben, sich unter Wagen und Pferde zu werfen und tottreten zu lassen wie die indischen Wäher. Die Hähne, von alters her das Symbol des gallischen Hochmutes, fühlten sich berufen, die Feinde des Vaterlandes anzugreifen, und setzten den Krieger in die Notwehr, sie zu mordern. Und wenn die toten Hühner nicht in den Kochkessel gewandert wären, hätten sie ja ihren Beruf verfehlt!

Daß unter solchen Verhältnissen bei den Deutschen manchmal die Gemütslichkeit aufhörte und sie die widerhaarigen Plünder mit rauen Händen ansahen, war nicht zu verwundern. Doch keine schändliche Gewaltthat, etwa Frauen gegenüber, ist je verübt worden, und die Franzosen sahen überall ein, daß diese angeblichen Teufel im Grunde gutherzige Menschen waren. Dann kam auch bei ihnen oft der liebenswürdige Charakter der Nation unter der traurigen Hülle von Verblendung und Fanatismus zum Vorschein. Besonders flaunten sie über die durch nichts zu erschütternde deutsche Kriegszucht und den unverbrüchlichen Gehorsam der Soldaten gegen alle Befehle. Der Krieg wird immer eine schwere Geißel sein, und daher gebietet verstandesgemäße Selbsterhaltungspflicht den Angehörigen des besiegten Volkes, die keine Waffen tragen, den Siegern eine schonende Kriegsführung zu ermöglichen. Die Franzosen vergaßen das gar sehr und mußten dafür büßen; sie klagten dann über traurige Vorgänge, die sie selbst hervorriefen, und erfüllen die Welt mit ungerechtfertigten Schuldigungen gegen die wilden „Krautiers“. Leider mißbrauchten sie auch die ihnen erwiesene Güte nicht selten und wurden erst recht auffällig. Wie oft kam den Unfern der Gedanke: gottlos, daß nicht die Franzosen nach Deutschland gekommen sind; unzweifelhaft würden diese in ihrem durch Siege gesteigerten Übermut ganz anders gehandelt haben. Schon die höhere Bildung der Deutschen, von denen so viele die Sprache des fremden Landes redeten, brachte den Franzosen große Erleichterungen.

Stechen, frieren, hungern, heßen war das Los

der Deutschen an der Voire. Die Franzosen jammerten über die Leiden ihrer Kundsleute, die doch den großen Vorteil hatten, in der Heimat zu sein. Die Deutschen, den gleichen Drangsalen in der feindlichen Fremde ausgelegt, sehnten sich wohl nach dem Frieden, aber waren dennoch bereit, so weiter um die ganze Welt zu laufen, um ihn zu einem ehrenvollen zu machen.

Unenbildliches Elend kam über diese Gegenden. Zahlreiche Dörfer auf den Schlachtfeldern lagen öde und von Menschen gemieden in Nische, unzählige Bewohner in den von den endlosen Truppenzügen heimgesuchten Strichen verloren ihre ganze Habe. Krankheiten brachen aus, von denen auch die Deutschen nicht verschont blieben. Zum Glück waren sie wenigstens durch die beim Fieber übliche Impfung gegen die schwarzen Pocken, die unter den Franzosen fürchterlich wütheten, fast ganz gezeit. Wie viele Menschen die Franzosen in diesen Voirekämpfen auch außerhalb der Schlachtfelder einbüßten, ist kaum zu ermessen. Nicht bloß, daß von ihnen schlecht und gar nicht gepflegten Verwundeten eine überaus große Menge einging, auch Unversehrte brachen entkräftet zusammen. Die Straßen lagen voll von diesen Unglücklichen. Und dennoch hat die Pein nur einen Teil des Januars, den die Fortsetzung des Krieges auf Frankreich häuften, gesehen; auch andere Gebiete mußten ein gleich vollgerichtetes Maß auf sich nehmen.



Deutsche Ortswache in Lothar.

## Dreizehnter Abschnitt.

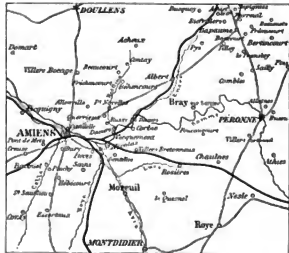
### Der Krieg im Norden und im Südosten.



Babiker Portenille bei Montdidier.

Da das 7. Korps und bedeutende Teile des 1. vorberhand anderweitige Beschäftigung, besonders im Festungskriege, erhielten, konnte Manteuffel zunächst nur mit dem 8. Korps, der 3. Infanteriebrigade und der 3. Kavalleriedivision in zwei Heereskolumnen den Marsch von Reims über Reims und Metz, dann nach Westen über Compiègne und Reims antreten. Als Ziel setzte ihm das große Hauptquartier Rouen. Die Gegend, in welche die erste Armee eintrat, ist dicht bevölkert. Tief eingeschnittene Flussläufe bieten treffliche Vertriebungslinien, zahlreiche Festungen bis zur belgischen Grenze hin gewährten den Franzosen gute Sammelpunkte. Als sich ergab, daß in und bei Amiens ein stärkerer Feind stand, bog Manteuffel sofort borthin ab und berief auch die 1. Division von Metziers zu sich. Das 1. Korps führte nun General v. Bentheim. Die Streitkräfte betrugen etwa 30,000 Mann. Auf dem rechten Flügel folgte die Kavallerie der Eisenbahn von Com nach Amiens, auf dem linken marschierte das 8. Korps über Montdidier, in der Mitte das 1. Korps. Nach kleinen Gefechten kam es nahe vor Amiens am 27. November zur Schlacht.

Wie nach dem Süden zu, mußte das deutsche Heer vor Paris auch gegen den Norden hin sichergestellt sein; nirgends durfte der Feind ungehört neue Kriegsscharen zusammenziehen. Hier war der ersten Armee unter ihrem neuen Führer das Feld der Tätigkeit gewiesen. Edwin v. Manteuffel, einem bekannten alten und weitverzweigten Geschlechte entsprossen, 1809 geboren, wurde früh mit dem Vertrauen der königlichen Familie beehrt. Wie die Hochschätzung Friedrich Wilhelms IV., gewann er die Freundschaft des Prinzen Wilhelm. Der kenntnißreiche und gewandte Offizier erhielt auch diplomatische Sendungen übertragen; als Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten wirkte er bei der Umgestaltung des Heeres einflußreich mit. Nach dem dänischen Kriege zum Gouverneur von Schleswig ernannt, begründete Manteuffel dort die neue Verwaltung und suchte namentlich die Bevölkerung für Preußen zu gewinnen. Im Kriege 1866 übertrug ihm der König kurz vor dem Ende des Feldzuges den Oberbefehl über die Mainarmee, deren letzte Kämpfe er leitete.



Kriegsschauplatz an der Somme.

Bei Amiens, der Hauptstadt der Picardie, hatte General Fatre gegen 25,000 Mann vereinigt, zusammengewürfelt aus Marineinfanteristen, Rekruten, Mobilien und entwichenen Kriegsgefangenen. Die fruchtbare Landschaft enthält breite Hochflächen, ist dürrerreich und durch Nebenbäche der Somme und kleine Leitungsanlässe gut bewässert. Waldbestecke begünstigen die Verteidigung, für die außerdem durch Verschanzungen reichlich gefordert war. Der Angriff begann im Südosten der Stadt, indem das 4. Regiment Gentelles nahm und sich weiter nach der rechten Flanke ausdehnte, auf der das 44., unter schwerem Feuer sprungweise vorgehend, in erbittertem Handgemenge starke Verschanzungen bei dem Dorfe Villers Vretonneux stürmte. Beide Regimenter unterhielten ein langes Feuergefecht, in dem sie die ganze Munition verschossen, bis abends mit Hilfe des Regiments Kronprinz das Dorf Villers selbst erreicht und unter Trommelschlag erobert wurde. Obgleich der Feind inzwischen Gentelles wiedergewonnen hatte, wagte er nicht, dort weiter vorzudringen, denn bereits war die kassende Kälte, welche bis Mittag rechts und links von dem kumpfigen Gelände der Aisne die deutschen Heeresteile trennte, geschlossen worden, indem die rheinische 15. Division, jetzt von General v. Kummer befehligt, den bisher gegen gewaltig überlegene Kräfte streitenden Ostpreußen einigermassen die offene Flanke deckte. Die 28er stürmten St. Nicolas am rechten Aisneufer, dann wurden die Franzosen aus dem gegenüberliegenden großen Dorfe Voves herausgeworfen. Auf dem linken Flügel drang die 16. Division ohne allzu großen Widerstand, bei dessen Niederwerfung sich die 9. Husaren hervor-



Jäger-Bataillon 70 erklimmt den Kirchhof von Dury bei Amiens.

traten, gegen das Dorf Dury vor. Die 70er nahmen den Kirchhof, obgleich er unter dem Schutze von Schanzen lag, mit denen sich ein lebhafter Geschützkampf entspann. Für den Morgen bereitete der Oberbefehlshaber die Fortsetzung der Schlacht vor, allein die Franzosen, durch den Verlust von Villers Vretonneux eingeschüchtert, räumten ihre Stellungen und ebenso die von herrlichen Gärten umgürtete, altertümlich enge Stadt Amiens, in welche General v. Göben in der Mittagsstunde einzog. Auch die Citadelle kapitulirte am 30., nachdem der die Übergabe verweigende Kommandant gefallen war. Die am 27. erfolgte Einnahme der teilsweise in Brand geschossenen Festung La Fère öffnete die Eisenbahnlinie Reims—Amiens.

Zum Verlust von 1300 Mann trugen zur größeren Hälfte die beiden Regimenter 4 und 44. Die Franzosen, die schlecht geführt wurden und nur in guten Deckungen recht standhielten, büßten ebensoviel und außerdem 1000 Gefangene ein; in übler Verfassung gingen sie nach Arras zurück.

Die erste Armee, nunmehr für längere Zeit gegen den Osten gesichert, legte ihrem Auftrage gemäß den Marsch nach Rouen fort, das 8. Korps über Poir und Nogres, das 1. über Preteuil und Gourmay, den schwachen Feind in siegreichen Gefechten vor sich hertreibend. Am 5. Dezember, an demselben Tage, an welchem Prinz Friedrich Karl in das wiedergewonnene Orléans einzog, befehlete das 8. Korps die über 100,000 Einwohner zählende,

mit großartigen Bauwerken und Denkmälern geschmückte Hauptstadt der Normandie. Ausstrahlende Abteilungen durchsuchten das Land weit über die Seine hinaus. Frohlockend begrüßten die Deutschen das Meer, auch die Hafenstadt Dieppe betreten sie. Der feindliche General Priand blieb bei Le Havre still liegen. Dafür übernahm mittlerweile im Osten General Faidherbe, ein ehemaliger Ingenieuroberst, der sich namentlich im Kolonialdienste betätigt hatte, zugleich ein gelehrter Herr, den Oberbefehl über die bei Lille gesammelten Truppen, das XXII. Korps. Er hatte ein treffliches Ordnungstalent; klug und vorsichtig schonte er seine jungen Truppen und verstand dennoch, den Gegner fortwährend in Atem zu halten, obgleich ihn der Mangel an Kavallerie sehr hinderte. Durch die Überrumpelung einer Abteilung in Ham am 9. Dezember und durch die Bedrohung von Amiens nötigte Faidherbe Manteuffel, ihm mit dem 8. Korps entgegenzugehen.

Von Amiens aus, das er wieder besetzte, weil die Stadt mit Ausnahme der Citadelle geräumt worden war, befohl Manteuffel am 23. Dezember den Angriff. Faidherbe stand nicht weit im Nordosten an der Hallue. Dieser kleine Bach, von Norden her in die Somme fließend, durchschneidet eine Hochfläche, deren östlicher Rand den westlichen überragt und gute Aufstellung für Geschütz und Infanterie darbietet. Die schmale Bachniederung ziemlich in der Mitte der feindlichen Stellung gelegene Dorf Querrieux und von dort auf dem linken Ufer der Hallue Pont Rogelles, weiter südlich fiefen Busy und mit Hilfe der 8. Jäger und eines Bataillons des 3. Regiments nach hartem Kampf auch das ausgebehnte Dorf Bequemont in ihre Hände. Obwohl später die 28er und 68er Freichencour eroberten, erwehrete sich diese kleine Schaar nur mit Mühe der Übermacht; zwar wurde der vorgeschobene Posten Rogelles tapfer behauptet, aber ein Verlust, die den Ort be-



v. Manteuffel.

herrschende nördliche Höhe zu stürmen, schlug fehl. Deshalb brach die 16. Division ihren Umgehungsmanöver ab und griff unmittelbar ein gegen Bequemont, das 70er und 27er auf schnell gemachtem Weg über den Bach eilend eroberten. Schon war es dunkel geworden, doch die von den Franzosen in Brand geschossenen Dörfer erleuchteten weiterhin das Feld und gaben ihrer Artillerie bequeme Zielpunkte. Von dieser unterstützt, machten die Franzosen mehrere Versuche zur Wiedereroberung, welche die 65er Jäger, die ihre Patronen gänzlich verschossen hatten, von Pont Rogelles zweimal mit dem Bajonett vorgehend, zurückwarfen. Auch Taours wurde noch dem Feinde entrissen. So war das Ergebnis des Tages, daß die Preußen sämtliche Dörfer an der Hallue innehaben, während Faidherbe die Höhen noch festhielt. Zwar unternahm er am nächsten Morgen neue Angriffe, aber seine Truppen, die in der heftigen Kälte bivalliert hatten, waren nicht mehr leistungsfähig. Er führte sie daher in leidlicher Ordnung in den Schutz der Festungen Arras und Douai zurück; am Morgen des Weihnachtstages fanden die Preußen seine Stellungen verlassen. Sie feierten das Fest mit scharfen Verfolgungsmärschen; bis in die Festung Cambrai hinein sprenge die Reiterei. In der Schlacht an der Hallue fielen tot oder verwundet 900 Mann, die reichliche Hälfte vom 33. und 65. Regiment. Faidherbe verlor etwas mehr und außerdem gegen 1000 Gefangene.

Montcuiffel sammelte das 1. Korps wieder um Rouen und ließ in mehreren glücklichen Gefechten die feindlichen Scharen an der untern Seine zurückdrängen. Der rührige Faidherbe erschien bald von neuem auf dem Schauplatz, um die wichtige Festung Péronne, mit deren Umschließung die 31. Brigade unter General v. Parnczow beauftragt war, zu entsetzen. Göben erwartete den Angriff bei Papaume, einem Städtchen an der großen Straße mitten zwischen Arras und Péronne. Nur die 15. Division nebst Teilen der 32. Brigade sowie die 3. Kavalleriedivision und eine Garde-Kavalleriebrigade unter Prinz Albrecht (Sohn), im ganzen 15,000 Mann, trafen den 34,000 Franzosen entgegen. In einem hitzigen Gefecht nördlich der Stadt bei Sapignies am 2. Januar hielt die schwache Vorkant tapfer ihre Stellung fest. Am 3. Januar, einem trüben und kalten Tage, entwickelte sich die eigentliche Schlacht. Während Kommer Papaume hielt, sollte die Kavallerie auf beiden Flügeln den Feind umfassen. Die 30. Brigade stand vor der Stadt, die 29. Brigade teils westlich, teils hinter ihr. Die Franzosen griffen lebhaft an. Nach einem verzweifelten Bajonettkampf um Vieuvillers mußten die 33er dieses Dorf wie das südlich gelegene Gréville aufgeben, ein Nachteil, den ein Gewinn auf der rechten Flanke nicht aufwog. Schließlich mußte sich Kommer darauf beschränken, die Stadt allein zu halten, und traf Vorkehrungen zu ihrer äußersten Verteidigung; die Artillerie deckte unter feindlichem Artilleriefeuer mit höchster Anstrengung den Rückzug der Fußtruppen. Da Faidherbe die Stadt nicht einem verheerenden Bombardement aussetzen wollte und

Kräfte genug hatte, suchte er sie zu umschließen, und es gelang ihm auch, in das südwestlich gelegene, von den zu Hilfe gekommenen 8. Jägern besetzte Dorf



Bajonettkampf in Vieuvillers.



Stassenkampf in Pont Neuf.

Tilly einzubringen. Die Sicherung der Flanke erforderte die Wiedereinnahme, für die andere herbeigerufene Truppenteile bereit waren; die Franzosen gingen jedoch hier und an der Stadt zurück. Inzwischen hatte auch Prinz Albrecht nördlich von Papaume eingegriffen und durch die 40er das dicht vor der Stadt liegende St. Aubin wieder erobern lassen.

Göben dachte trotz seines Erfolges an Rückzug, weil die Truppen hart angestrengt und die Munition sehr erschöpft war. Am folgenden Tage zeigte sich jedoch, daß der Feind einen nochmaligen Angriff aufgegeben hatte. Faidherbe wollte mit seinen müden Mannschaften, die unter der Kälte litten und keineswegs alle zuverlässig waren, nicht zu viel wagen.

Er hatte 1300 Mann verloren, die Preußen über 600, am meisten die 33er, die 12 Offiziere und 209 Leute einbüßten. Wenn Faidherbe glaubte, Péronne Lust gemacht zu haben, so täuschte er sich. Die Werke der Festung, die seit dem 26. Dezember eingeschlossen war, vermochten

schwerem Geschütz nicht zu widerstehen, und als solches von La Fère herangebracht wurde, ergab sie sich am 9. Januar. Belkätz erfuhr der französische Feldherr, daß der Schlüssel des Sommethales dem Gegner gehörte.

Auch der Nordarmee war keine leichte Arbeit zu teil geworden; Geschäfte, anstrengende Märsche, Kälte und Schnee blieben ihr nicht erspart. Doch hatte sie ein günstigeres Los gezogen als die an der Voire kämpfenden Kameraden. Sie beläß bessere Verbindungen nach rückwärts, konnte unter Umständen sogar die Eisenbahnen zur Truppenbeförderung benutzen. Die Verpflegung fehlte nicht so oft aus; da das Land nicht schwer litt, blieb es leistungsfähiger, und für Geld ließ sich in den größeren Orten bessere Erquickung schaffen. Merkwürdig, daß zwei Armeekorps dieses weite, dichtbevölkerte Gebiet einnehmen und behaupten konnten. Der von der Regierung ausgehende Antrieb wirkte hier nicht so mächtig wie im Süden Frankreichs; obgleich Nordherbe keine Streitmacht stets zu ergänzen vermochte, nahm sie an Zahl nicht beträchtlich zu, und nur ein neues Armeekorps, das XXIII, hat er später noch gebildet. Dafür hielt sich sein Heer besser als die anderen der Republik. Die Bevölkerung des besetzten Gebietes blieb bei allem Haß gegen den Feind verhältnismäßig ruhig. Gambetta warf eben alle seine Kraft auf die Voire und zog den Norden weniger in seine Berechnungen, obgleich Chanzy anderer Meinung war. Auch als die Hoffnungen, die Gambetta auf die Voirearmee gesetzt hatte, sich nicht erfüllen wollten, wandte er seinen bemitleidenden Geist nicht dem Norden, sondern dem Südoften zu. Fort, auf dem vierten Kriegstheater, hatten die deutschen Truppen bisher schwere Mühsale ertragen müssen.

Schon die Sicherung des zurückgewonnenen Elsaß erforderte die Ausdehnung der Streitkräfte nach dem Westen und dem Süden; ferner war Lyon der Schöpfungsort neuer französischer Heere, die unter Umständen auch den Österrern gefährden konnten. Im Westen erschloßten zwar die Vogesen die Annäherung, von Süden her aber führte ein offener Weg durch das große Thor bei Belfort. Diese Festung liegt in einer Einsenkung zwischen Vogesen und Jura, der sogenannten Knie (La Trouée de Belfort), durch welche von Norden nach Süden die Savoureuse einem rechten Nebenfluß des Doubs, der Allaine, zufließt. Sie zu allen Jahreszeiten gangbare Straße bietet bequeme Vermittelung zwischen dem Elsaß und dem Süden und wird von einer Eisenbahn begleitet, welche die Linien von Besoul, Delançon, Mülhausen und Basel verbindet. Daher mußte in erster Stelle Belfort unbedinglich gemacht werden, und der Schutz der Belagerung gab für alle kriegerischen Unternehmungen in diesen Gegenden den leitenden Gesichtspunkt.

Anfang Oktober erhielt General v. Werder den Oberbefehl über ein 14. Korps, das aus der babilöhen Division unter General v. Frey, dem rheinischen Infanterieregiment Nr. 30 und dem pommerischen Füsilierregiment Nr. 34 unter General v. d. Goltz sowie einer Reserve-Kavalleriebrigade zusammengesetzt und 23,500 Mann nebst 72 Geschützen stark war. August v. Werder stammte aus einem altadeligen Geschlecht und war 1808 zu Schloßberg bei Northeim in Ostpreußen geboren. In den Jahren 1842—43 machte er den russischen Feldzug im Kaukasus mit, in dem er schwer verwundet wurde. Nachdem er vielfach wechselnde Armeesäulen bekleidet hatte, nahm er 1866 als Führer der 3. Division hervorragenden Anteil an den Kämpfen in Böhmen. Vorben hatte die Einnahme Straßburgs seinen Namen berühmt gemacht.

Das große Hauptquartier gab Werder die Richtung auf Troyes und Châtillon an der oberen Seine, doch fand er gleich von Anfang an Aufenthalt durch die „Vogesenarmee“ unter General Gambriels, der sich der Kriegsgefangenschaft von Sedan entzogen hatte. Die Grenze des Elsaß bei St. Die deckten starke Freischaren, welche in den dortigen Waldgebirgen ihr richtiges Feld hatten.

Die Vorhut unter General v. Tegenfeld machte bei Raon l'Étape die Pässe ins Meurtheetal frei und nötigte am 6. Oktober den Feind durch ein heftiges, siebenstündiges Gefecht bei La Pourgonce, St. Die zu räumen. Weitere Gefechte der nachrückenden Hauptmacht am 9. Oktober bei Nambervillers und am 11. bei Remireux verschafften den Deutschen den Besitz der Stadt Epinal an der oberen Mosel, welche Werder zu einem Hauptpunkt der Landbesetzung machte. Hier übernahm Prinz Wilhelm von Baden, der Bruder des Großherzogs Friedrich, die 1. Brigade. Entsprechend dem Befehle der obersten Heeresleitung, zunächst mit der



französischen Streitmacht im Südosten aufzuräumen, beschloß Werder, ehe er die weitere Weisung, über Dijon nach Bourges zu marschieren, ausführte, den in der Gegend von Besançon versammelten Feind zu schlagen, und wandte sich südlich in das weitausgedehnte Flußgebiet der Saône. Von Vesoul aus griff er am 22. Oktober an dem von Osten nach Westen laufenden linken Nebenflüßchen der Saône, dem Cignon, an, wo die badiſchen Regimenter in langwierigem Gefechte die Übergänge bei Etuz nahmen. Werder erhielt nun den Auftrag, mit Hilfe der ebenfalls unter seinen Befehl gestellten 1. und 4. Reserve-division das Elsaß zu schützen, die noch widerstehenden Festungen zu belagern und von Vesoul aus den vor ihm befindlichen Feind festzuhalten, eine sehr inhaltsreiche Aufgabe; später wurde er angewiesen, auch möglichst südlich, nach Orléans und Châlons an der Saône vorzustoßen. Als die 1. badiſche Brigade nach verlustreichem Gefechte am 30. Oktober das wichtige Dijon an der Duſe, dessen Behörden die Stadt nicht einem Kampfe preisgeben wollten, besetzt hatte, stellte sich heraus, daß der Feind sehr viel stärker war, als das Große Hauptquartier voraussehte. An Saône und Tons waren nummehr 55,000 Mann unter General Frouzat an Stelle des beseitigten Gambiells vereinigt; außerdem stand im Westen bei Antenn die Vogesenarmee, ungefähr 16,000 Mann stark. Sie befehligte Garibaldi.



Badiſche Gruppen bei La Bourgenne, 6. Oktober 1870.

Unter den merkwürdigen Erscheinungen, welche die unsere Zeit bewegenden Gedankenströmungen hervorgerufen haben, nimmt dieser Italiener einen eigenartigen Platz ein: ein Schwärmer echten Schlages und bei aller Wunderlichkeit ein edel angelegter Mann. Den Idealen seiner Jugend ist er allzeit getreu geblieben. Garibaldi gläubte für die Einheit und Freiheit Italiens, und unzweifelhaft hat er sich um sein Vaterland die größten Verdienste erworben. Aber ebenso begeisterte er sich für allgemeine Völkereinheit, und diese schrankenlose Idee war in ihm so mächtig, daß sie ihn der klaren Einsicht in die Wirklichkeit beraubte. Ohnehin zum Abenteuerler angelegt, mit starkem theatralischen Zuge, stets auf der Schwelle zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen, hielt sich Garibaldi verpflichtet, seine Gefinnungen überall zu betheiligen. Seitdem Frankreich Republik geworden war, sah er in den Deutschen nur Feinde der Freiheit. Er vergaß, wieviel sein geliebtes Italien Deutschland verdankte, und daß dieses schon im Jahre 1866 mächtig zur nationalen Wiederherstellung Italiens beigetragen hatte. So ritt er mit seinen Söhnen nach Frankreich, um dort seinen Degen anzubieten; er wollte in einer Reihe sechs mit den päpstlichen Quaden, seinen bisherigen Todfeinden, die auch unter die französischen Fahnen gegangen waren. Er beging einen Donquixotestreich, den er später berrut hat. Die Regierung in Tours nahm ihn an, in Rechnung auf seinen glänzenden Namen. Garibaldi war nie mehr als ein Freischarenführer gewesen und jetzt, von alten Wunden und Krankheit gebrochen, nur noch ein Schatten früherer Lebensfrische, kaum fähig, sich auf dem Pferde zu halten; in seinem roten Hemde, das ein weiter, grauer Mantel schonungslos umwallte, mit langen, schneeweißen Haar und Bart und blassem Gesicht sah er aus wie ein dem Grab entstiegener Zauberer vergangener Zeiten. Er hing ganz von seiner Umgebung ab. Um ihn sammelte sich eine wunderbare Schar aus den verschiedensten Ländern, vorwiegend Italiener, dann Polen, Griechen, Spanier, teils Schwärmer

Einbner, Der Krieg gegen Frankreich.

wie er selbst, die allenthalben für republikanische Zwecke hochten, zum größten Teil haltlose Leute, die den Boden unter den Füßen verloren hatten und sich in der Welt herumtrieben. Zu ihnen hießen zahlreiche französische Freischaren. Die Hauptsache für sie waren Nahrung, Aame, gute Verpflegung und lustige Gesellschaft. Mächtige Hüte mit wackenden Hahnesfedern, rote oder schwarze Hemden mit allerlei Blitter geziert, gaben diesen Freiheitskämpfern den Anstrich von Erisängern. „Schützen des Todes“ oder „Schützen der Rache“ waren die einschlachten Titel, welche sich die Bataillone beileigten. „Wir essen gut, wir trinken gut, Frankreich zahlt gut, und alles geht gut“, solch Sprüche hat man nachher in Frankreich diesen treuen Bundesgenossen in den Mund gelegt.

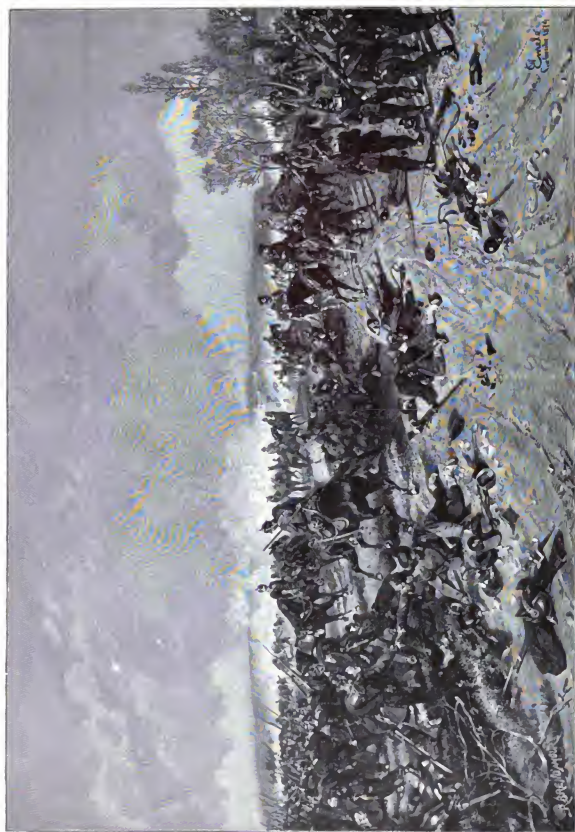
Werder sah sich mit seiner schwachen Macht in einen sehr schwierigen Wirkungskreis gestellt, völlig getrennt von den anderen deutschen Armeen, da das 7. Korps, das die Lücke an der obren Seine füllen sollte, sich eben erst von Metz aus in Maritz legte. Ein wildes Francitireuwoelen war in der ganzen Gegend allgemein verbreitet; daher mußte in erster Stelle eine Etdräng der rückwärtigen Verbindungen in diesem schwer zu beherrschenden Gebirgslande verhindert werden. Die nach allen Seiten hin erforderlichen Erkundungen strengten die nie zur Ruhe kommenden Truppen mit Hin- und Hermärschen ohne erfrischende Gesechte, dem Verdrüßlichsten, was es im Felde geben kann, gewaltig an und zwangen zur Zerstreung der Streikräfte. Mitte November nahm Werder eine nach Süden gewandte Front Dijon—Pontallier—Gray ein, in der er die Ankunft der 4. Referbedivision abwartete. Sie bestand unter dem Befehle des Generals v. Schmeling aus dem 1. rheinischen Infanterieregiment Nr. 25, ostpreussischen Landwehren und der 4. Referbedivision Kavalleriebrigade. Die 1. Referbedivision begann inzwischen die regelrechte Belagerung der in den ersten Novembertagen eingeschlossenen Festung Vesfort. Den Stützpunkt für sie bot das südlich gelegene alte Montbéliard, als Nömpelgard bis 1793 württembergischer Besitz.

Dem Sohne Garibaldis, Ricciotti, glückte es am 19. November, die Besatzung von Châtillon zur Seine, 3 Kompanien des Landwehrbataillons Unna und eine Husaren-Schwadron, in der Morgenfrühe zu überfallen. Im Straßenkampfe verloren die Preußen über 20 Mann Tote und Verwundete und gegen 150 Gefangene, doch gelang es, die Stadt wieder vollständig zu besetzen. Vater Garibaldi hatte bei Autun sein Korps vereint, um Dijon wieder zu nehmen; einige Gesechte genügten, ihn zum schleunigen Rückzuge zu nötigen. Die Marmer unter Crouyat war, ohne daß Werder es wußte, mit der Eisenbahn nach der Voire befördert worden und trat dort als XX. Korps am 28. November bei Vesnaue la Rolande in Handlung; im Südosten blieben nur die Division Gremer und Garibaldis Arme. So behauptete Werder seine ganze Stellung, bis Mitte Dezember das 7. Korps bei Châtillon anrückte und einige Zeit zur Erholung und Ergänzung der arg mitgenommenen Ausrüstung brachte.

Lange wäherte die Ruhe nicht. Das 7. Korps marschierte weiter westlich, um je nach Bedarf an der Voire oder im Süden verwendet zu werden. General v. d. Goltz umschloß mit den Linienregimentern des 14. Korps die Festung Vangres; die badische Division erhielt den Auftrag, die Franzosen südlich von Dijon zu verdrängen. Am 18. Dezember trat sie östlich von Nuits auf den Feind unter General Gremer, der mit seiner starken Überzahl im Eisenbahneinschnitt festen Widerstand leistete. General v. Glümer befahl den allgemeinen Angriff, der von den drei ersten badischen Regimentern nach sprungweisem Vorgehen schließlich im Sandgemenge durchgeführt wurde. Auch in Nuits selbst hielten die Franzosen stand, bis die Artillerie, die gleichfalls empfindliche



Gefangene Garibaldianer  
in einer Kirche in Dijon.



Prinz Wilhelm von Baden bei Duils, nach H. Emmel.

Verluste erlitt, sie vertrieb. Die badiſche Division verlor in dieſem rühmlichen Strauß gegen 10,000 Feinde 900 Mann, die Gegner 1700, davon 650 Gefangene. Prinz Wilhelm von Baden wurde verwundet.

Plötzlich trat ein Umſchwung ein. Gambetta und Freycinet hatten einen großen Plan entworfen. Nachdem man an der Voire unglücklich geſchlagen und auf den Entſatz der Hauptſtadt von Süden her verzichtet hatte, ſollte nun im Südöſten der Hauptſchlag fallen. Sie hielten es für eine Kleinigkeit, mit auſtreichender Macht erſt Dijon und Beſfort zu befreien; dann ſchneidet man den Deutſchen die Verbindungen in ihren Rücken ab, vereinigt ſich mit dem inzwiſchen ſelbſtverſtändlich ſiegreichen Faidherbe im Norden und hat dann die geſamten Deutſchen im Sack; daneben konnte wohl ein Einſall über den Rhein nach Baden den bisherigen Siegern gewaltigen Schrecken einjagen. Für dieſes hoffnungsvolle Unterneh-



Prinz Wilhelm von Baden.

felde wie im Koſteln bewandert, ein Günstling der Kaiſerin Eugenie, hatte ſich Bourbaki auch als Kommandeur der kaiſerlichen Garde den Ruhm der Tapferkeit bewahrt. Die Soldaten liebten ihn als wohlwollenden Herrn. Sein Herz hing treu an der kaiſerlichen Familie, und nur die Pflicht gegen das Vaterland bewog ihn, nach der Rückkehr aus England ſeine Kräfte der Republik zu widmen. Ähnlich wie Bazaine, beſaß Bourbaki nicht die Gabe, ungewöhnliche Verhältniſſe zu beherrſchen. Er hegte wenig Zutrauen auf einen glücklichen Ausgange; ihn erſchreckte

men wurde die erſte Loirearmee beſtimmt, die nach der Schlacht bei Orléans auf Bourges abgedrängt war. Kaſt ihr ganzer Beſtand, die beſten Teile des XV. Korps (Martineau), das XVIII. (Pillot) und XX. (Glinchant), vereinigt mit dem bei Lyon eben entſtandenen XXIV. (Verſolles), der Division Grenier und Garibaldi's Vogelſenarmee ſtellten allerdings eine gewaltige Macht dar. Dem Oberbefehl erhielt Bourbaki. Ein ſchöner, eleganter Mann von untadelhaftem Charakter, ſowohl im



Badiſche Artillerie auf dem Marche von Dijon nach Beſfort.

die Unordnung im Heere, die zuchtloſen Mannſchaften und Freſcharen verſtimmen den in einer ſtehenden Armee groß gewordenen General. Auch das läſtige Gefühl der Überwachung durch Freycinet, der ihm nicht traute, die Gewiſſheit, bei einem Mißerfolg zum Verräter geſtempelt zu werden, drückten den Feldherrn. Doch ſobald er ſich dem Verhängnis unterworfen hatte, handelte er nach beſtem Können.

Die Verſtärkung durch die Eiſenbahnen gelang ſo langſam unter vielen Stöckungen und legte den Truppen harte Entbehrungen auf; erſt Anfang Januar konnte die neue Armee des Oſtens von der Linie Beſançon—

Töte—Kuzonne aus in Thätigkeit treten. Ihre nächste Aufgabe war, Werder durch eine Umgehung seiner linken Flanke von Belfort abzuindrängen.

Als sich bereits in den letzten Dezembertagen stärkere Feindescharen bei Belfort bemerkbar machten, zog Werder seine Kräfte mit Aufgabe von Dijon und der Umschließung von Langres bei Gray und Vesoul zusammen. Gefechte rings um Vesoul am 5. Januar gaben die Gewißheit, daß man es hier mit einer großen Armee zu thun hatte. Höchste Vorsicht und Umsicht waren unter diesen Umständen geboten; mit Eifer wurden Beobachtungen angestellt. Werder beschloß, um die Weiterbewegung des Feindes nach Osten zu hemmen, einen Vorstoß auf die feindliche Flanke in der Richtung auf Villersezel, das zwei Straßen auf Belfort beherrscht. Als am Morgen des 9. Januar, eines kalten, aber schönen Tages, die 4. Reservedivision oberhalb des Orts eine Brücke über den Ognon schlug, erhielt sie Feuer. Taher wandte sie sich gegen die Stadt, die hoch am linken Ufer gelegen mit dem gegenüberliegenden durch eine steinerne Brücke verbunden ist. Der gebietende Punkt war das prächtige Schloß des Grafen Gramont. Die 25er eilten über einen glücklich entdeckten Traktweg und nahmen den ummauerten Park und das Schloß selbst, so daß die Feinde auch die Stadt räumten. Nun kam deren Hauptmacht heran, doch die Artillerie und die 30er und 34er, welche das westlich gelegene Dorf Moimay besetzten, hielten sie die Abend im Schach. Durch einen unglücklichen Zufall gelang es in der Dunkelheit den Franzosen, wieder in das Schloß und die Stadt einzudringen. Der beschließende Offizier begann sie zu räumen; Werder, der die Franzosen nicht über den Fluß lassen wollte, befehlt jedoch die Wiederinnahme. Ostpreussische



Vor der Eisaine.\*

grellen Schein der prasselnden Lohr und unter dem Lohr der Geschütze wogte in den Straßen und Häusern ein wildes Handgemenge, bis Werder nach Mitternacht den Rückzug freistellte. Die Deutschen, von denen 15,000 mit 54 Geschützen die Wucht von 64,000 mit 146 Geschützen auszuhalten hatten, verloren etwa 600 Mann, die Feinde ebensoviel und außerdem 800 Gefangene. La Bourbaki seine Hauptmacht zurückhielt, konnte der Abmarsch, nur von kleineren Gesckten begleitet, in östlicher Richtung angetreten werden.

Werder beschloß, in einer festen Stellung den Angriff abzuwarten, und wählte dazu die Eisaine. Bourbaki, in falschen Voraussetzungen befangen, zögerte; erst durch die Regierung gedrängt, machte er am 13. Januar die Richtschwenkung, welche seine Front von Norden nach Osten lehrte. Der mangelhaft geordnete Marsch hielt ihn auf, so daß die Deutschen Zeit hatten, sich vorzubereiten. Da er Werder nicht von Belfort hatte abdrängen können, wollte ihn Bourbaki nun in der Front angreifen.

Von Arcy her führen zwei Straßen auf Belfort, über Héricourt und Montbéliard, beide an der Eisaine gelegen. Dieser unbedeutende Bach fließt mit einem kleinen westlichen Bogen von Norden nach Süden und ergießt sich bei Montbéliard in die Allaine. Die Eisaine ist von der Süde von Belfort östlich geschieden durch eine wolbige, wenige Kilometer breite Hochfläche. Auch das westliche Ufer ist mit großen Waldungen bestanden, welche

Kandwehrbataillone gingen über die Brücke, die 25er wendeten mit ihnen um. In dem weitläufigen Schloß, auf Treppen und Gängen und in den äppig ausgefachteten Zimmern entspann sich ein blutiger, wechselvoller Ringkampf, während ein großer Teil des Gebäudes bereits in Flammen stand, welche die hilflosen Verwundeten verzehrten. Doch war es nicht möglich, den Feind zu überwältigen; in dem die Stadt brannte; in dem

\* Siehe auch den Plan der Schlacht auf Tafel III.

dem Feinde das nahe Herankommen erleichterten; sonst bot der Wasserlauf für die Verteidigung günstige Bedingungen, die vortrefflich ausgenutzt wurden. Der rechte Flügel stand bei dem Dorfe Frahier, wo der Bach, von seiner Quelle her nach Süden gewendet, eine Mulde durchfließt; eine Strecke weiter abwärts liegt auf dem rechten Ufer Ghenebrier, das gleichfalls besetzt war. Nachher geben die steilen, engen Bachränder zwischen dichtem Wald ein natürliches Hindernis; erst bei Ghagey öffnen sie sich, und hier begannen die Hauptbesetzungen. Den Kern der gesamten Aufstellung bildete Héricourt, das mit seiner Umgebung zur völligen Festung umgeschaffen war. Nordwestlich liegt das Dorf St. Valbert, gedeckt durch einen waldbigen Hügel, der mit Verhaueu und Laufgräben geschützt war. Östlich über Héricourt erhebt sich der Berg Vandois als vortrefflicher Platz für das Geschütz, das auch die Straße bis zum vorliegenden Dorf Tavay beschränkte; 61 Rohre warteten hier in einer Front von 4000 Schritten auf den Feind. Weiter südlich wird bei Buffurel, das am jenseitigen Ufer liegt, das Gelände breiter. Von dort bis Vethoncourt sicherten künstliche Festungen das östliche Ufer, auch das kleine, jenseits getragene Petit-Vethoncourt war in die Verteidigungslinie gezogen. Um hier die Viskaine zu einem Hindernis zu machen, mußte das sie bedeckende Eis aufgebrochen werden. Sehr stark war der linke



Die badiſche Artillerie von Groben rückt in die Gefechtsstellung bei Buffurel, 15. Januar 1871.

Flügel bei Montbéliard, weil sich von der dortigen Höhe das untere Pachtthal wie die Straße zur Stadt beherrschen ließen. Von Montbéliard bis Héricourt läuft am östlichen Ufer die Eisenbahn nach Velfort, deren Damm stellenweise guten Schutz bot. Eine Umgehung im Süden hatten acht schlesische Landwehrbataillone von dem Belagerungskorps unter General v. Teßschütz zu verhindern; am ersten Schlachttage wiesen hier bei Tasse die Bataillone Vignais, Eis und Jaur die feindlichen Vorstöße kräftig zurück. Auf der nördlichen Flanke waren der Vorhut halber in größerer Entfernung ebenfalls kleine Truppenteile aufgestellt.

Werder zog von Velfort heran, was dort irgend entbehrlich war, auch 37 Belagerungsgeschütze, die namentlich Montbéliard und das Allainethal schützten. Den rechten Flügel von Frahier bis Ghagey übernahmen badiſche Regimenter unter Degersheim; einen Teil dieser Division befehligte der Oberbefehlshaber als Hauptreserve bei sich. Südlich von Ghagey bei Luzé bis St. Valbert stand Goltz mit den Regimentern 30 und 34. Die Linie von Héricourt bis Montbéliard befehligte die 4. Reserve-Division. Störend war die Knappheit der Munition, welche Sparsamkeit erheischte. Die gesamten deutschen Streitkräfte betrugen 45,000 Mann mit 181 Geschützen; sie hatten 150,000 Franzosen mit 382 Geschützen gegen sich.

Rebelsklere durchzogen am Morgen des 15. Januar die winterliche Landschaft. Tiefer Schnee, von der Räte hart geworden, bedeckte die offenen Stellen; aus keiner blühenden Wäſe hoben sich düſter die Wäldungen. Das XV. Korps eröffnete den Angriff auf den linken Flügel. Das Landwehrbataillon Vögen, neben ihm das Bataillon Marienburg, hielt sich mit empfindlichen Verlusten den Morgen über auf dem rechten Ufer der Viskaine bei



Deutsche Infanterie bei Vethoucourt, 16. Januar 1871.

Ste. Suzanne, bis Werder am Nachmittag, um die Verteidigungslinie enger zu schließen, diese vorgeschobenen Posten zurücknahm. Auch die Stadt Montbéliard wurde verlassen, mit Ausnahme des festen, mit schwerem Geschütz ausgerüsteten Schlosses, in dem Major v. Cl-

äyewski mit zwei Kompanien Wehrleuten aus Gumbinnen zurückblieb. Abends befehlet die Franzosen die Stadt. Nachmittags 3 Uhr griff der Feind erfolglos und vom Bataillon Goldap schwer geschädigt bei Petit-Vethoucourt an. Ebenso wiesen die Dausiger gegenüber dem verlassenen Puffstel von dem Eisenbahnbaum und der Mühle her die Feinde mit blutigen Köpfen ab. Die starke Stellung vor Héricourt, verteidigt von den Bataillonen Graubenz, Ortleiburg und Osterode, sollte Ginchant mit dem XX. Korps angreifen, sobald das XVIII. Korps heran war, dem Pourbaki die Umgebung des rechten Flügels, welchen er am Mont Vanbois vermutete, aufgetragen hatte. Der Anmarsch auf glatten Straßen und fußhoch verschneiten Waldwegen verzögerte sich jedoch sehr. Erst mittags befehlet die Franzosen das verlassene Dorf Gonthenans; Juaben, die in Chagry eindringen, wurden abends wieder zurückgeworfen. Ebensovienig entwickelte sich der Angriff Ermeres gegen Gheuevier.

Die Deutschen verloren nur 650 Mann, während der Feind weit mehr einbüßte. Hauptsächlich trug die Artillerie, die auf beiden Seiten furchtbare Gewalt entfaltete, den Kampf. Doch war Pourbaki zufrieden; scheinbare Erfolge waren erreicht, und in anbetacht der großen Anstrengungen, denen sich diese jungen Truppen hatten unterziehen müssen, machten sie sich im Frue recht gut. Um sie zusammenzubalten, war jedoch nötig, sie die Nacht bei 12 Grad Kälte bivouacieren zu lassen, während die Deutschen, soweit möglich, Quartiere bezogen.

Am dem folgenden Tage, dem 16. Januar, entbrannte der Streit wieder auf der gesamten Linie in verschiedener Stärke. Ein Angriff auf Montbéliard wurde abgewiesen, doch den ganzen Tag donnerte dort das beiderseitige Geschütz. Dreimal warf der Feind, nachdem seine Artillerie das Dorf heftig beschossen hatte, starke Scharen gegen Vethoucourt; jedesmal wichen sie, den Schnee mit ihrem Hute färbend, vor dem geschlossenen Schmelsschuss. Auch bei Héricourt, wo morgens in der Thalunge dichter Nebel lag, machten die Franzosen am Vor- und Nachmittage wiederholt heftige Vorstöße ohne Erfolg. Besser glückte es ihnen im Norden. Zwei badißche Bataillone sollten dort zwei von starker Artillerie unterstützten Divisionen Randhalten. Die Franzosen gingen gut vor, und ihre Waffe erbrachte den tapfern Widerstand. Gegenfeld mußte erst Gheuevier, dann Fräbier räumen und bis zur Mühle von Chalonvillars zurückgehen. Nur noch 8 Kilometer trennten die Franzosen von ihren belagerten Landsleuten in Belfort, doch blieben sie stehen, räumten sogar im Dunkeln wieder Fräbier. Die Preußen hatten ungeheures zu leisten, die einen ununterbrochen in der Front im Gefecht, ohne einen Augenblick der Erholung und ohne Nahrung, die anderen in fortwährendem Wechsel hin und her eilend, um die gefährdeten Stellungen zu verstärken. Auch die Nacht brachte keine Ruhe; allenthalben stießen Patrouillen zusammen, denn fast Leib an Leib standen die Heere. Die meisten Abteilungen der Deutschen verbrachten die eiskalte Nacht im Freien, das Gewehr bereit.

Viel hing an der Wiederherstellung des rechten Flügels, und Werder war keinen Augenblick zweifelhaft, damit sofort am Morgen beginnen zu lassen. Schon in der Nacht wurden die für den Angriff bestimmten Truppen zusammen-

gezogen, 8 Bataillone (6 badiſche, ein 67er und Landwehr Copen). Um 4½ Uhr erfolgte der Ausbruch, doch eine ſüberraſchte Feldwache alarmierte Ghenebier. Zwar drangen die Paderer in der entſtandenen Verwirrung von Süden her ein, aber nur die Hälfte des Dorfes fiel ihnen zu. Auch in dem nördlich anſtoßenden Gehölz des Evans ſwehrten ſich die Franzoſen gegen die Copenner, in der noch herrſchenden Finſternis gerieten die Kämpfenden durcheinander. Beim erſten Morgenlicht ſahen die Deutſchen ſo ſtarke Streitpauſen anrücken, daß ſie zurückgingen. Um 9 Uhr beſah Zegenfeld nochmals allgemeinen Angriff. Die Deutſchen nehmen in zweiſtündigem Waldgefecht das Gehölz, aber das ſtark verbarrikadierte Ghenebier ſpottet aller Anſtrengung. Man muß ſich begnügen, die Annäherung des Feindes an Velfort zu hindern, und das gelingt, weil die Franzoſen, ſelber eine Umgehung fürchtend, nicht mehr vorſchieben und matt waren. Pourbasi hatte den Plan auf ſeinen linken Flügel gebaut, und als dieſer verſagte, ließ er nur noch die Artillerie weiter ſpielen und kleinere Kämpfe eingehen; er ſelbſt wie ſeine Unterfelbherrn überzeugten ſich, daß die ermüdeten, hungernden und frierenden Leute nicht weiter kämpfen konnten. Er begann daher langſam und vorſichtig den Abzug, auf dem ſeine Truppen den nachrückenden Deutſchen noch hartnäckige Gefechte lieferten. Die Dörfer und Wälder lagen voll von Verwundeten und Erſchöpften.



Landwehr-Bataillon (Steuern bei Sreicourt,  
16. Januar 1871.

Die dreitägige Schlacht an der Vifaine, die einzige, die lediglich in der Verteidigung verlief, gehört zu den bedeutendſten Ereigniſſen des Feldzuges. Kaiſer Wilhelm telegraphierte am 20. Januar dem ſiegreichen Heerführer: „Ihre heldenmütige, dreitägige, ſiegreiche Verteidigung Ihrer Poſition, eine belagerte Feſtung im Rücken, iſt eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich ſpreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer meinen königlichen Dank, meine höchſte Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieſer Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm.“

Das Lob aus kaiſerlichem Munde hatten alle, die an dieſer Schlacht teilnahmen, wohl verdient, Führer wie Truppen. Weder gab einen glänzenden Beweis höchſter Feldherrnkunſt, die Untergebenen führten ſeine Anordnungen mit muſtergültiger Standhaftigkeit aus. Sie hatten vielleicht noch Schwereres zu ertragen als ihre Kameraden an der Voire. Die Landſchaften, die ſie ſo lange Wochen kreuz und quer durchſtreiften, waren ärmlich und ſchnell erſchöpft. Hier traf man ſelten einen reicheren Ort, der lange Entbehrungen vergeſſen ließ. Die Nachfuhr war rückwärts auf ungünstigen, von Francſtierre gefährdeten Straßen, fern von den Eiſenbahnen, konnte nicht den Bedürfniffen Genüge thun; ſie reichte kaum für die Munition aus. Jede Verbindung mit der Heimat war notdürftig, Preiſe kamen ſelten und ſpät an, und die erſten Liebesgaben erreichten erſt nach Weihnachten die ihrer ſo vorwiegend Bedürftigen. Tagelang gab es kaum eine harte Froſtname; ſelbſt während der Schlacht an der Vifaine mußten die Kämpfer hungern. Von Labung, von Wein oder gar Bier war hier nicht die Rede,



die einzige Zuflucht, das edele Getränk, der Schnaps, nicht immer zu haben, und welch höllische Sorte! Dabei machte die Kälte, welche die letzten Wochen herrschte, den knurrenden Magen erst recht begehrtlich. Die Straßen bedeckte tiefer Schnee, und die wenigsten Leute hatten noch brauchbares Schuhwerk, das den Fuß schützen konnte. Kam einmal Tauwetter, dann marschierte man im Schneewasser, der Boden blieb hart und starr dann wieder spiegelglatt. Dennoch ging es bergauf, bergab, und wenn die Pferde stürzten, mußten ihnen die Laun auf ihren eigenen Füßen Hestehenden aufhelfen. Viele Leute litten durch Frostwunden an Händen und Füßen. Die Bekleidung ging natürlich auch in die Brüche. Ein solcher Feldzug konnte jeder Vorliebe für Winterlandschaften auf immer ein Ende machen. Nur Kraft, Mut, Zuversicht vermochten alle Beschwerden zu überwinden, und diese Eigenschaften verließen die Deutschen nicht.

Die Franzosen hatten nicht weniger zu erdulden; allerdings stand der größte Teil von ihnen viel kürzere Zeit im Felde als die Weidersehen Leute. Bourbali spannte alle seine Kräfte aufs höchste an, und man muß auch seinen Truppen nachrühmen, daß sie anfangs die Anstrengungen willig auf sich nahmen und im Gefecht nicht schlecht hielten. Aber die Armeerverwaltung erfüllte ihre Pflichten höchst mangelhaft, Ausrüstung und noch mehr die Verpflegung entsprachen den gestellten hohen Zielen sehr wenig. Daher ging es auch hier wie anderwärts; als keine Erfolge kamen, brach der Mut der Truppen zusammen. Obgleich die Deutschen sich keine Ruhe gönnen durften, solange die Ostarree noch das Feld hielt, eine ernstliche Gefahr drohte von ihr nicht mehr, weder für Deutschland noch für die Belagerung von Paris.



## Vierzehnter Abschnitt.

### Die rückwärtigen Verbindungen. -- Die Kapitulation von Paris.



Die heutige Kriegsführung unterscheidet sich durch die großartigen Erfindungen unseres Jahrhunderts wesentlich von der früheren. Vornehmlich die Eisenbahnen und der Telegraph haben die Veränderung bewirkt; sie gestatten schnelleren Aufmarsch, rascheren Nachschub, leichtere Verpflegung und schnelle Benachrichtigung. Natürlich sucht ein Feind dem andern möglichst diese Mittel zu entziehen, und so hatten die Franzosen und auch die Deutschen auf dem ersten Vormarsch vielfach Bahnen und Telegraphen zerstört, die später wiederhergestellt werden mußten. Für diesen Dienst waren eigene Truppenteile ausgebildet, welche nicht nur die technischen Schwierigkeiten zu überwinden, sondern neben ihren Verfassanstrengungen auch manche Gefahren zu ertragen hatten. Obgleich sie im Rücken der siegreichen Armeen arbeiteten, hörten Franc tireurs die Vollbringung ihres Werkes und überließen Abteilungen oder fügten aus dem Hinterhalt Schaden zu; neben dem Handverföhrzeug durfte das Gewehr nicht vergessen werden. Die Zerstörungen trafen den Bahnkörper durch Entfernung der Schienen und Aufreißen des Unterbaues und noch mehr die Brücken und Tunneln, die gesprengt wurden. Oft erforderten die Ergänzung und der Wiederaufbau längere Zeit, das Material mußte herbeigeschafft werden, und so leicht wie im Frieden, wo alle Hilfsmittel zur Verfügung stehen, ging es nirgends ab. Auch ganz neue Strecken wurden gebaut, darunter eine Umgehungslinie von Reims.

Deshalb beruhte anfänglich die Verbindung nach rückwärts und mit der Heimat fast ausschließlich auf dem Fuhrwerk, und die vorrückenden Armeen blieben auch fernherhin darauf allein angewiesen. Es ist sehr schwer, sich vorzustellen, welche Schwierigkeiten von der obersten bis zur untersten Stelle zu überwinden waren, um nur den dringendsten Bedürfnissen zu genügen. Die größeren Straßen kamen allein in Betracht, weil nur sie sich in leidlich brauchbarem Zustande hielten und durch Belagungen, Stappentkommandos, geschickt werden konnten. Um Kreuzungen und Überfällungen zu vermeiden, erhielten möglichst die einzelnen Truppenteile besondere Straßen überwiesen, deren Verteilung viel Übersicht und Überlegung erforderte. Auf allen bewegten sich mächtige Kolonnen, von denen jede oft Hunderte von Wagen enthielt. Die Geschirre des Trains, der in erster Stelle mit der Ausführung und Überwachung der Transporte betraut war, reichten bei weitem nicht aus. Zahllose gemietete Wagen aller Art folgten schon aus der Heimat mit, noch mehr wurden in Frankreich selbst auf größere oder kleinere Etreden für Geld oder zwangsweise angeboten, leichte Bauernkarrn neben schwerem Kastrfuhrwerk. Das bunte Gemisch von Fuhrleuten in Ordnung und im Zaume zu halten, war die denkbar schwierigste und unangenehmste Aufgabe. Hier brach ein Wagen zusammen und mußte umgeladen werden, dort blieb einer im Schmutz stecken, lauernde Franc tireurs riefen Verwirrung hervor; dazu das Rauderwörsch der verschiedenen Sprachen und Nölische. Auch die leibliche Verforgung der Fahrer und Begleitung fiel meist recht dürftig aus, weil die andauernd durchgezogenen Gegenden längst ansgenommen waren. Vor mancher Fuhrsucht stand Tantalusqualen aus, wenn er mit leerem Wagen die Vorräte betrachtete, die vielleicht kein Geschpann barg. Nicht allein Lebensmittel, Munition und Ausrüstungshüde, auch Verwundete und Kranke füllten die langen Wagenzüge. Es wäre nicht möglich gewesen,



## Die rückwärtigen Eisenbahnen



auch die Truppen  
werden mußten.  
Seiten zu  
gleich für die  
überließen.  
nicht verfehlte  
des Maraschl  
und der Eisen-  
Frieden, zu  
baute, konnte

Teile  
Frieden  
verfügte  
Kriegs-  
Leute  
Kriegs-  
Frieden  
Frieden

Amiens—Rouen benutzt werden,  
aller Verkehr nach Deutschland auf  
als nach der Einnahme von Mont-  
Tiedenhofen—Sedan—Reims hinzu-  
Köln, das von Metz über Chaumont  
nach Paris führende Strecke ließ sich  
Montreuil—Juvigny (nördlich von Paris),  
mit Orléans verbunden; die Siege der  
Bailles—Chartres—Le Mans. Am schlech-  
ten Straßburg—Luneville—Epinal, und



Schließlich liefen 50 fran-  
zösische und 335 deutsche  
Lokomotiven; den Dienst  
besorgten 3600 Beamte,  
fast allein Deutsche.

Auch für die Telegra-  
phie gab es besondere Selbst-  
abteilungen, welche mit den  
Vanguarden vorzugehen  
pflegten; im Rücken über-  
nahmen Staatsbedienstete

der Telegraph ein und vermittelte  
vorhandene Leitungen benutzt  
12000 km Drahtleitungen in Betrieb.  
und erleichterte wesentlich die

haben. Dagegen hatte jeder seinen  
Stephan wahrhaft Großartiges  
Informationen vorhanden waren, mit  
vermittelten den Verkehr mit  
folgten, waren die großen  
Postkarten wurden unter



Viehtransport.

allen notwendigen Lebensunterhalt den Truppen nachzuführen. Dafür traten Requisitionen ein, indem die Militärbehörden gegen ausgestellte Scheine, welche später die Landesregierung zu bezahlen hatte, den Ortschaften bestimmte Lieferungen auferlegte. Auch andere Bedürfnisse, z. B. Stiefel, sind gelegentlich auf diese Weise beschafft worden. Wo das Land dazu im Stande war, mußten auch die Ortschaften oder die Quartiergeber die Verpflegung liefern. Sehr viele Erfordernisse kaufte die Militärverwaltung in Frankreich selbst, und dortige Händler hatten großen Verdienst. Das Schlachtvieh wurde meist in großen Herden nachgetrieben. Jeder Soldat oder Landwehrmann, der von Haus aus an andere Tätigkeit gewöhnt war, schwang zur Abwechslung die knallende Peitsche über den strüppigen Häutern seiner Hammel oder Ochsen; gute Hirten trugen wohl ein frisch-geworfenes Lämmlein mitteilig unter dem Kriegsmantel. Die große Masse des Lebensunterhaltes jedoch besorgten bedeutende Geschäftshäuser daheim, die für den kostspieligen Transport selber Sorge tragen mußten.

Jede fahrbar gemachte Eisenbahnlinie war daher ein unschätzbarer Gewinn. Außer den Zerstörungen hemmten die noch in Feindeshand befindlichen Festungen den Verkehr. Sie konnten daneben Stützpunkte für größere Streikräfte werden und die vorwärts schreitende Armee im Rücken belästigen; vor allem mußten sie der leichteren Verbindung wegen genommen werden. Deshalb ging dem Feldkrieg ein Festungskrieg zur Seite. Fast ohne Ausnahme hielt sich in ihm der Gegner rühmlich. Die meisten Festungen waren nicht bedeutend, ohne Außenwerke und oft von beherrschenden Höhen umgeben, aber dennoch ließen sie sich nicht ohne weiteres durch Bombardement oder Beschießung mit leichtem Geschütz nehmen, wie man deutschseits hoffte; oft mußte erst schweres herangezogen werden. Eine langdauernde, kunstgerechte Belagerung erforderten jedoch nur Straßburg und Velfort.



Nach dem Falle von Metz beschloß die Festung den Krieg gegen die Festungen namentlich das 7. Armeekorps. Eine ganze Reihe kam allmählich in deutsche Gewalt. Die noch im August und Anfang September eroberten: Lichtenberg, Lützelstein, Marfal, Vitry und Raon, machten wenig Rühre, mehr schon die später im September und Oktober genommenen: Toul, das bisher die Eisenbahn von Nancy nach dem Westen sperrte, Soissons und Schlettstadt. Der November brachte wichtigen Ertrag: Verdun

zunächst und Aubervilliers, dann vor allem das bedeutende und sehr hinderliche Diedenhofen, dazu La Fère und Amiens. Im Dezember ergab sich das kleine Walzburg, ansehnlicher nach viermonatlicher Umhüllung, dann kapitulierte Montmédy und am Neujahrstag Mézières, beide, wie Diedenhofen, durch General v. Rameke bezwungen. Der Januar fügte noch Rocroy, Péronne und Longwy hinzu. Viel harte und beschwerliche Arbeit ist in dieser kurzen Aufzählung eingeschlossen.

Entsprechend diesen Eroberungen bestanden und suchten sich die Schienenwege. Am meisten bedurfte die vor Paris festgelagerte Armee der Verbindung nach allen Seiten. Ende September, nach dem Fall von Toul, wurde die Strecke von Frouard (nördlich von Nancy) über Vesme (westlich von Bar le Duc) bis Eprenay eröffnet; erst am 20. November ging es von Reims über Soissons nach den beiden Stationen nördlich und nordöstlich von Paris, Compeffe und Vitry; kurz vorher war auch die Bahn von Eprenay nach Lagny östlich von Paris

unter großen Mühen hergestellt worden. Nach dem Norden zu konnte zuerst Paris—Amiens—Rouen benutzt werden, nach dem Falle von La Fère auch die Strecke Amiens—Reims. Noch lastete aller Verkehr nach Deutschland auf der einzigen Strecke Vesme—Grouard; daher war es von höchster Wichtigkeit, als nach der Einnahme von Montmédy und Mézières allmählich die zweite nördliche Linie Saarbrücken—Ney—Tiedenhofen—Sedan—Reims hinzukam. Für die zweite Armee war seit Mitte Dezember das weit entfernte Troyes, das von Vesme über Chaumont und Châtillon nur Seime erreicht wurde, die Hauptstation. Die von Troyes nach Paris führende Strecke ließ sich nicht herstellen; erst Mitte Januar gelang es, die Linie über Châtillon—Montereau—Juvisy (südlich von Paris), allerdings weite Zwischenwege, zu Stande zu bringen. Juvisy war bereits mit Orléans verbunden; die Siege der zweiten Armee verhalfen zu den weiteren Strecken Orléans—Blois und Versailles—Chartres—Le Mans. Am schlechtesten stand es im Südosten; Mitte Dezember führte dorthin die einzige Bahn Straßburg—Lunéville—Epinal, und erst nach dem Waffenstillstand ging sie bis Gray.

Anfangs schloß Lokomotiven sehr, so daß mehrere Strecken zuerst mit Pferden betrieben wurden. Weil man überhaupt nicht viel französisches Eisenbahnmateriel erbeutete, mußte die Heimat dafür sorgen.



Deutscher Feldpost von Franciscus und Garibaldi-Kavallerie angefallen.

Schließlich liefen 50 französische und 335 deutsche Lokomotiven; den Dienst besorgten 3600 Beamte, fast allein Deutsche.

Auch für die Telegraphie gab es besondere Feldabteilungen, welche mit den Avantgarden vorzugehen pflegten; im Rücken übernahmen Staatsbedienstete

die Ämter. Wo sich die Eisenbahn nicht herstellen ließ, trat wenigstens rasch der Telegraph ein und vermittelte zwischen Oberkommando und Truppen wie nach der Heimat hin. Teils konnten vorhandene Leitungen benutzt werden, teils wurden neue gelegt. Zu Ende des Krieges waren deutscherseits 23,000 km Drahtleitungen in Betrieb. Die Telegraphie entsprach vollkommen den an sie gestellten hohen Anforderungen und erleichterte wesentlich die militärische und politische Tätigkeit.

Von allen diesen Einrichtungen zog der einzelne Soldat nur mittelbar Nutzen. Dagegen hatte jeder seinen vollen Anteil an der Feldpost, die unter der Leitung des Generalpostmeisters Stephan wahrhaft Großartiges geleistet hat. Die Postverwaltung schuf, da für das Feld keine besonderen Formationen vorhanden waren, mit ihren eigenen Beamten mobile Postanstalten und Etappenpostdirektionen. Erstere vermittelten den Verkehr mit den einzelnen Truppenteilen, die anderen, einen Tagemarsch hinter den Hauptquartieren folgend, war die großen Sammelbeden, in welche sich vom Felde und von der Heimat her die Briefflut ergoß. Postkarten wurden unter

die Truppen reichlich verteilt. Für die im Felde Stehenden gibt es keine größere Freude, als Grüße und Nachrichten aus der Heimat zu erhalten, und mit welcher Sehnsucht wird dort beruhigende Kunde erwartet, wie schlägt da vollends nach jeder größeren Schlacht, die der Telegraph blitzschnell meldet, tagelang das Herz der Angehörigen, bis der die angstvollen Seelen befreiende Feldpostbrief eintrifft. Ist genug kam er leider nicht! Die Überlebenden werden alle zu Schriftstellern, mag ihnen das Schreiben noch so fauer sein, und verfassen ihre Volksschaft unter den erschwerten Umständen, sicher, daß die liebenden Augen auch das schlimmste Gekritz, die blasseste Tinte und den verworstensten Bleistift entziffern. Wenn auf den Märschen vorwärts Postkilonen oder andere Briefbesteller an den Bataillonen vorbeizogen und es hieß: „Briefe heraus“, dann konnten sie die Menge der im Sprunge dargebotenen, für die günstige Gelegenheit bereit gehaltenen Schreiben kaum fassen. Eine unerschöpfliche Fülle von Trost und Freude spendete die Post den Kriegern im Felde und den Ihrigen zu Hause! Doch sie leistete noch mehr. Es wurde gestattet, Briefe von größerem Gewicht in festen Umhüllungen zu senden. Was ist auf diese Weise nicht alles ins Feld gelangt worden: die unentbehrlichen Zigaretten und Tabak, Zucker, Gewürz, Salz; selbst Strümpfe, je einer in einem Umhüllungs, sogar Unterköfen, in zwei Teile zertrümmert, wanderten hinaus. Gewiß hat da manche liebevolle Mutter oder Frau der Post etwas viel zugemutet, aber es kam dem Ganzen zu gute. Endlich durften auch Pakete geschickt werden, und gerade recht zur Weihnachtszeit kamen die freudenspendenden Gaben an. Nur wenig ging verloren, wenn auch die weit Entfernten und auf dem Marsche Verbliebenen oft lange warten mußten, ehe sie ihre Postschaften erhielten. Die vor Paris Liegenden waren am besten daran; in vier Tagen gelangten die Briefe aus den östlichen Provinzen dorthin. Die deutschen Feldposten haben nicht weniger als 104 Millionen Briefe, Postkarten und Zeitungen und über 2 1/2 Millionen Pakete bestellt. Auch die Postkilonen hatten mit den Franctireurs zu thun, manch einer von ihnen hielt sie sich mit dem Säbel über dem Karabiner vom Leibe.

Ein gewaltiges Aufgebot von Truppen beanspruchten die Belagerung der Etappenstraßen und größeren Ortsschaften, auch die starken Eisenbahnentransporte nach der Heimat; dazu dienten die nachrückenden Landwehrmannschaften. Diese ganze mächtige Zurüstung und die weiten, fremden Gebiete hielten außer den Militärbehörden die vier Generalgouverneure in Ordnung und Gang, die ihre Siege in Straßburg, Nancy, Reims und Versailles hatten. Ihnen waren alle anderen bürgerlichen Behörden sowie die Truppen, welche nicht im Armeekorps standen, untergeben. Ihre Thätigkeit umfaßte die gesamten verwaltenden und militärischen Befugnisse, die sie mit Schonung des Landes und seiner Einwohner ausüben sollten, die Forterhebung aller Abgaben, die Polizei, das Versteckwesen, die Einziehung von Kontributionen in barem Geld und von Requisitionen. Alles, was eine musterhafte Verwaltung nur ausbieten konnte, um dem Heere zu nützen, war bestens bestellt. Neben dem Feldheere stand ein zweites von Befehlshabern und Beamten in Frankreich, dort häuslich, wie für alle Zukunft eingerichtet. Der Krieg dauerte lange und wollte kein Ende nehmen; erst wenn Paris bezwungen war, durfte an frühliche Heimkehr gedacht werden.

Seitdem die Hoffnungen auf die Voirearmee verteilt waren, verhielten sich die Pariser eine Zeitlang ruhig. Die Deutschen befestigten ihre Stellung weiter und schufen die Einschließungslinie zur starken Verteidigungskontinuum. Die einzige größere Veränderung in dem Zernierungsgürtel trat Anfang Januar ein, als das 1. bayerische Korps im Süden von Paris die Stelle des 2. Armeekorps einnahm. Allmählich ging das Schießen wieder los. Bei einem Ausfall gegen Le Bourget am 21. Dezember glückte es den Marinerepikuraten, von Norden her in das Dorf zu gelangen und zwei Kompanien des Gardebrigades Elfsabeth hart zu zerbrachen, sogar eine Anzahl Gefangene zu machen, bis sie herbeieilende Unterstützung zurücktrieb; damit fand der auf höhere Ziele gestreckte Plan Trochus sein rasches Ende. Ein gleichzeitiger Versuch Vinohs im Osten gegen die Sachsen endete nicht glücklich.

Das Weihnachtsfest war heraufgekommen mit warmem Tauwetter, so daß die Seine ihre Gießede sprenkte und mit streigenden Wassermaßen die über sie geschlagene Brücke bei Villeneuve, die einzige im Süden bis Gorbail hin, wegriß, eine schlechte Belagerung für die armen Pioniere. Mit welchen Gefühlen begingen die Deutschen

in Frankreich ihr liebtes Fest! Wo es irgend anging, verschafften sie sich einen Weihnachtsbaum; vor Paris brannte ihrer eine große Zahl. Die Verwundeten in den Lazaretten erhielten unter der festlich kimmernden Tanne kleine Geschenke. Wer Weihnachten auf dem Marsche verlebte, gedachte um so sehnächtiger der Heimat. Wie viele Plätze am Weihnachtstische waren dort leer; glücklich priesen sich die Familien, welche noch hoffen durften, an ihnen im nächsten Jahre die Trauen wieder zu erblicken. Doch bekamen die vor Paris Liegenden noch nachträglich ein Geschenk: zum erstenmal traten hier deutsche schwere Geschütze am 27. Dezember in Wirksamkeit. Ihrer 76 beschossen den Mont Moron, der sehr unbequem geworden war. Am 29. fanden ihn die Patrouillen geräumt, ein vielversprechendes Vorzeichen für das noch immer sehnächtigt erwartete Bombardement.

Tas Ende des Monats brachte wieder heftigen Frost, und wer auf Vorposten in das neue Jahr hinüberwachte, mochte sich statt am warmen Punsch an einem gründlichen Kälteschauer bis auf die Knochen erfreuen. Allgemein hatte man erwartet, die Pariser würden in der Stunde der Jahreswende nicht unterlassen, ihre „Zuckerrüben“ als süße Neujahrsgriße, wie sie in Frankreich allgemein süßlich sind, herüberzusenden, aber ihnen war der Humor vergangen. Endlich, am 5. Januar, kam auf deutscher Seite frisches Leben

in die eintönige Lede des täglichen Laufes. Überall in Deutschland und bei den Truppen hatte man sich gefragt, warum nicht Mollte endlich schweres Geschütz spielen ließ. Man wußte nicht, welche unendlichen Schwierigkeiten es verursachte, die Geschütze und noch mehr einigermaßen ausreichende Munition heranzu-

schaffen. Die Eisenbahnen durften daneben ihre anderen Aufgaben nicht ganz veräumen, und von Montreuil aus, über 70 km weit, konnte nur Fuhrwerk benutzt werden; ein vier-spänniger Wagen brachte nicht mehr als vier Geschosse des schwarzen Kalibers fort. Unter den ungeheuren Lasten verlagten die zerfahrenen Straßen fast den Dienst. Ehe nicht mit Nachdruck und Ausdauer gefeuert werden konnte und zugleich der Ingenieurangriff eröffnet wurde, schien es militärisch unzumutbar, zu beginnen. Noch andere Bedenken waren gegen das Bombardement erhoben worden, doch König Wilhelm selbst befohl es ausdrücklich, und endlich fand bei Villacoublay südwestlich von Meudon ein Geschützpark, 275 Rohre, bereit. Mächtige Giganten, unter ihnen gezogene Mörser, wie sie schon bei Straßburg ihre dämonische Übergewalt bewiesen hatten. Die Leitung der Ingenieurarbeiten erhielt General v. Kamet, die des artilleristischen Angriffs General Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Von mehreren Plätzen her wurden die feindlichen Werke aufs Korn genommen, an denen noch in der letzten Zeit die Pariser fleißig gearbeitet hatten, um auch ihrerseits eine förmliche Belagerung gegen einzelne Stellungen der Umhüftung zu führen. Auf dem rechten Seineufer richteten sich Batterien gegen das Vorland vor Le Bourget und das Marnehal. Der Hauptangriff aber galt der Südfront und ihren Forts. Andere Batterien



In einer Batterie vor Paris.



im Parke von Meudon, dann bei Clamart und bei Vagnez, letztere flankiert von Nebenbatterien bei Chréville, nahmen 98 Geschütze auf. Ihnen stellten die Forts und die Umwallung der Stadt fast 700 entgegen; jetzt hatte auch die deutsche Belagerungsartillerie den Pariser ihre Kunst zu beweisen. Am 5. Januar, einem leidlich hellen und windstillen Tage, krachte, von den harrenden Truppen jubelnd begrüßt, um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr bei Clamart nach einem Doch auf den König von Preußen der erste Signalschuß. Die dortigen Geschütze stimmten ihren Sang an, die französischen von Forts und Stadtumwallung antworteten sofort; später fielen die anderen deutschen Batterien ein, und auch die Selbstartillerie des 2. bayerischen und des 6. Korps mischte ihre beschreibende Stimme in den Donner der mächtigeren Geschwister. Die Erde erzitterte, die Luft rauschte. Allmählich verstummte auf französischer Seite die Entgegnung.

Wechselnd, je nachdem das oft nebelige Wetter sichern Schuß erlaubte, ging der Geschützkampf weiter. Es waren bewegte Tage, denn die Pariser suchten durch Ausfälle die Arbeiten zu stören und die Vorposten durch lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer zurückzubringen; ununterbrochen dauerte die Gefechtsbereitschaft.

Auch die stolze Stadt da unten bekam ernste Warnungen. Einige Geschütze, deren Rohre künstlich über das gewöhnliche Erhebungsmaß gebracht wurden, schleuderten täglich 300 bis 400 Granaten 8000 in weit nach Paris hinein; oft genug konnte man sehen, wie dort Feuer ausgingen. Der Zweck war, zu schrecken, denn der angerichtete Schaden bedeutete nicht viel; nach französischen Angaben sind während der ganzen Belagerung von der Zivilbevölkerung 97 Personen getötet, 278 verwundet worden. Die Franzosen und ihre Freunde schrien über deutsche Barbarei, aber Paris hatte sich selbst zur Festung gemacht, und seine gesamte männliche Bewohnerchaft war aufgeboten, die Deutschen zu vernichten.

Von den deutschen Batterien erlitten mehrere beträchtliche Verluste; sehr viel größere Beschädigungen trugen die Forts, namentlich Ibis, davon. Die französische Regierung, die wachsende Not vor Augen, hätte gern günstige Nachrichten von außen abgewartet; schließlich die Furcht vor den fortwährenden Anschuldigungen der Luthätigkeit und die Sorge vor neuem Unruhen in der Stadt trieben zu rascherem Handeln, obgleich die Führer sich im Herzen gefanden, daß ein Durchbruch jetzt ganz undenkbar war. Die Zeitungen forderten durchaus einen Ausfall, einen „Gießkahn“ der Nationalgarde, wie die kühne Redewendung lautete, der den Feind durchreißen müsse. Die Regierung that dem Volke den Willen, in dem Gedanken, ein Aberlaß würde vielleicht das Fieber mindern; die Schreier waren am besten zu beruhigen, wenn ihnen der Tod den Mund schloß.

Der Ausfall am 19. Januar richtete sich unter dem Schutze des Mont Valérien von der Halbinsel Gennevilliers aus am Versailles, wo am Tage vorher König Wilhelm von Preußen feierlich den Titel eines deutschen Kaisers angenommen hatte. Gegen 90,000 Mann, darunter 40,000 der besten Mannschaften aus der Nationalgarde, sollten die Generale Durot, Vinoy und Bellemare in drei Kolonnen gleichzeitig auf den Feind werfen; Trochu leitete das Ganze vom Mont Valérien aus. Schon der Anmarsch mißlang, so daß Vinoy allein den Angriff auf dem linken Flügel beginnen mußte; erst allmählich entwickelte er sich auf der ganzen Front von St. Cloud bis Malmaison. Die Artillerie verzögerte sich, weil das zum Regen umgeschlagene Wetter den Erdboden tief angetaut hatte. Der Anmarsch, durch dichten Nebel verhüllt und nicht wie sonst von einer Kanonade verkündigt, veranlaßte die Feindbatterien des 5. Korps zurückzugehen; die Franzosen bemächtigten sich der ersten Häuser von St. Cloud, der Schanze Montretout und drangen in Garches und den Park von Puzanval ein. Als man in Versailles schnell erkannte, daß es sich um einen ernstlichen Kampf handelte, griff das ganze Korps unter General v. Kirchbach ein. Die Franzosen vermochten nicht, die ertungnen Vorteile zu überschreiten, obgleich ihre Ingenieure mit Todesverachtung die Fortmaneuver durch Dynamit zu sprengen versuchten. Die kleine Besatzung von La Bergerie, eine Kompanie der 5. Jäger, behauptete den ganzen Tag unerschütterlich ihren wichtigen, in der Mitte vorgehobenen Posten. Schon gegen Mittag erlangte die deutsche Artillerie das offensbare Übergewicht. Nochmals stürmten die Franzosen vor und kamen bis auf 200 Schritt heran; dann war ihre Kraft zu Ende, Verwirrung und Flucht rissen ein, und Trochu brach den Kampf ab. Gegen Abend nahmen die Preußen alle

Stellungen wieder ein. Nur die Franzosen in den Häusern von St. Cloud verteidigten sich noch tapfer; von ihren Kommandeuren vergessen, mußten sie sich am folgenden Morgen ergeben. Der Rückzug in der Dunkelheit brachte vollständige Zerrüttung, ohne von den Siegern gestört zu werden. In ihrer Furcht vor nachfolgenden „Männen“ schossen die Flüchtlinge blindlings auf Trochu und seinen Stab.

Außer drei Brigaden des 5. Korps war nur noch das 88. Regiment an dieser sogenannten Schlacht am Mont Valérien beteiligt, im ganzen mit den Reserven 25.000 Mann. Sie verloren, dank den festen Stellungen, die gerade hier besonders stark waren, nur 600, die Franzosen ebensoviel an Gefangenen und 3200 Tote und Verwundete. Der „Gießbach“ verirrte in ein jenseitiges Blutbad.

Außer den bereits thätigen Batterien eröffneten am 21. Januar 81 Geschütze auf der Nordseite ihr Feuer gegen St. Denis und die dortigen Forts mit gleich gewaltiger Wirkung. Die Werke wurden zerstört; die Forts Issy und Vanves lagen bereits als Trümmerhaufen da. Schon hatte ein Sturm die besten Aussichten.



General Vinoy in der Schlacht am Mont Valérien.

Trochu mußte am 22. nach heftigem Sträuben vor dem allgemeinen Unwillen die Stelle eines Gouverneurs von Paris aufgeben und blieb nur Präsident der Republik. Dem Oberbefehl übernahm Vinoy; auch Turot trat zurück. Die Meuterer regten sich wieder lebhaft, schon schossen die Pariser selber aufeinander, doch die Regierung legte nachmal. Aber ein anderer und unbefiehbare Feind hatte Paris erobert.

In den Monaten der Belagerung konnten die Pariser entbehren lernen, und die ganze äußere Erscheinung der Stadt änderte sich. Da Steinkohlen nur spärlich vorhanden waren, erlosch die Gasbeleuchtung; der geringe Gasvorrat wurde für die Luftballons und einige Theater gespart. Die 35.000 Petroleumlampen reichten nicht aus, und was war das sonst lichtstrahlende Paris, in tote Finsternis gehüllt? Die Frauen gingen meist schwarz gekleidet, der Wagenverkehr hörte auf, weil man die Pferde verzehrte oder für den Krieg verwandte; nur die Kanonen rasselten durch die Straßen, während von draußen unaufhörlich Geschützdonner erschallte. Über der ganzen Stadt lagen Stille und Däster, immer lauter kam der furchtbare Ernst zum Vorschein. Auch Holz und anderes Brennmaterial wurden knapp; in diesem kalten Winter vermochten nur die Reichen sich eine warme Stube zu verschaffen, und ein Kochfeuer kostete so viel, wie sonst eine einfache Mahlzeit. Die Lebensmittel nahmen bedenklich

ab, obgleich die Regierung schon Ende September alles Getreide und Mehl eingezogen hatte und nur amtlich ausgeben ließ. Mit dem November ging der Vorrat an Schlachtvieh zu Ende; man verzehrte, was an Fleisch außer von Pferden noch zu haben war. Selbst die Tiere des Zoologischen Gartens verfiehl dem Metzger; für die zwei großen Elefanten Kastor und Pollux, die Lieblinge der Pariser, bezahlte der Kaiser 27,000 Francs und verkaufte das Pfund für 30. Die Ratten wurden zu Lederbissen, die Hunde und Katzen kamen auch an die Reihe. Für die große Menge gab es nur Kofffleisch; 40,000 Pferde wurden geschlachtet, für den Krieg blieben 30,000 übrig. Die Familien erhielten nach ihrer Kopfzahl Rationen, auf Grund deren sie an den öffentlichen Ausgabestellen ihr bestimmtes Maß an Pferdefleisch und Brot erhielten; stundenlang mußten dort vor den Thüren bei Frost und Unwetter die Frauen harren in langer Reihe, um den lärglichen Unterhalt zu empfangen. Am besten ging es den ganz Armen, gegen 500,000, welche die Stadt unentgeltlich versorgte. Im Januar wurden die Portionen herabgemindert, für den Erwachsenen auf 30 g Fleisch und 300 g Brot! Dieses Gehäß verdiente zuletzt kaum seinen Namen; neben wenig Mehl verschiedener Art enthielt es Körner von Roggen und Hafer, eine Menge Kleie und Strohflocken, es sah schwarz aus wie Stiel, sagten die Pariser. Nur die sehr Reichen konnten immer noch etwas daneben kaufen. Am 21. Januar kosteten ein Scheffel Kartoffeln 25 Francs, ein Pfund Schinken 20, ein Pfund Butter 25, ein Liter Wobnen 8, ein Fuß 40, eine Gans 140, eine gute Zwiebel 1, ein Pfund Hammelfleisch  $3\frac{1}{2}$ , eine lebendige Kaze 12 Francs. Ein Scheffel Kohle war nur für 3 Francs zu haben. Furchtbar nahm unter solchen Verhältnissen die Sterblichkeit zu, besonders unter den kleinen Kindern, welche die Milch entbehren mußten. Während sonst in einer Woche noch nicht tausend Menschen starben, sanken im Januar wöchentlich 4500 ins Grab, außer den im Kampfe Fallenden.

Dennoch hielten die Pariser aus, und auch der Feind darf ihnen die Anerkennung dafür nicht versagen. Freilich behand ihre Leistung mehr im willigen Erdulden, als in der opfermutigen That. Die Zeitungen führten bis zuletzt ihre leidenschaftliche Sprache. Sie zehrten von guten Hoffnungen; hieß es doch noch am 24. Januar, der König von Preußen sei plötzlich am Schlage gestorben! — Eine Enttäuschung nach der andern kam; dem unglücklichen Ausgang am Mont Valérien folgten die Nachrichten von der Niederlage der Loirearmee bei Le Mans, von der der Nordarmee bei St. Quentin, von der traurigen Lage der Südarmer; selbst Gambetta sollte den Rut verloten und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Nur noch wenige Tage, bis zum 31. Januar, reichten die Lebensmittel, und dann grüßte der Hungertod entgegen; die zwei Millionen sahen den gräßlichsten Untergang vor Augen. Täglich mußten dann Hunderttausende hinfinken, und vielleicht schlugen sich die noch Lebenden wie Spänen um den letzten Pfennig, während die Deutschen Forts und Umwallung räumten! Der Hunger besaß Paris, aber ihn verursachte die Einschließung. Die Pariser schrieben später ihre Ergebung nicht dem Zwange der Deutschen, sondern allein der Not zu. Gewiß, das Bild fällt nicht durch den Jäger, nur durch seine Kugel. Eine solche Ferkung, wie Paris, mit einer halben Million Verteidiger, durch 200,000 Mann festzuhalten, während ringsum Entlastungsarmee bekämpft werden mußten, war eine kriegerische Leistung ersten Ranges.

Jules Favre unternahm es auf eigene Hand, dem Elend ein Ende zu machen. Nachdem er Bismarck um eine Unterredung ersucht hatte, erschien er am 23. abends in Versailles. Welche Änderung der Verhältnisse, seitdem die beiden Staatsmänner in Persönliches voneinander geschieden waren! Favre beugte von der Last des Unglücks, Bismarck im sichern Bewußtsein des Sieges; der eine bager, gekrümmt, mit gebleichtem Haar, im schwachen, schlotternden Überroß, der andere das Urbild griffiger und weiblicher Kraft. Am folgenden Morgen begannen die eigentlichen Verhandlungen auf Grund der von Kaiser Wilhelm gestellten Bedingungen. Favre wünschte, die gesamte Nationalgarde möchte die Waffen behalten, weil er ängstlich die Entzückung für undurchführbar hielt, obgleich ihn Bismarck darauf aufmerksam machte, Frankreich und Paris würden den Schaden von dieser Maßregel tragen. Am 25. kehrte Favre nach Paris zurück, um die Forderungen seinen Kollegen mitzuteilen, die sie vollkommen billigten. Nachdem wiederholte Beratungen, an denen französische Militärbevollmächtigte teilnahmen, die Einzelheiten geregelt und Paris kleine Zugeständnisse eingetragen hatten, unterzeichneten Bismarck und Favre am 28. Januar den Vertrag.

Er setzte einen allgemeinen Waffenstillstand bis zum 19. Februar mittags fest, der für Paris sofort, in den Provinzen innerhalb dreier Tage begann. Nur die drei Departements, in denen noch die Ost- und die Vogesenarmee standen, blieben vorläufig ausgenommen, weil die Franzosen Belfort nicht übergeben wollten. Eine genau bestimmte Demarkationslinie, von der beide Teile 10 km entfernt blieben, schied die Herre. Der Hord des Waffenstillstandes war die Berufung einer frei gewählten Nationalversammlung, welche in Bordeaux über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Paris kapitulierte in der Art, daß alle Forts, außer Vincennes, mit ihrem Kriegsmaterial dem deutschen Herrre übergeben wurden. Auch die Garncinte mußte entwaffnet, die Kasernen ihrer Geschütze eingeliefert werden. Die gesamte Besatzung galt als kriegsgefangen; binnen 14 Tagen waren Feldgeschütze und Gewehre, doch nicht die Fahnen, zu übergeben, mit Ausnahme einer Division von 12,000 Mann für den innern Dienst und der Nationalgarde zur Bewachung von Paris und Aufrechterhaltung der Ordnung. Die Stadt zahlte 200 Millionen Francs. Ein Einzug der deutschen Truppen unterblieb vorläufig. Auf Grund des Waffenstillstandes gab Kaiser Wilhelm die Verpflegung von Paris aus den nicht von deutschen Truppen besetzten Gebieten frei und lagte alle Erleichterungen zu.

Ein großer, nicht zu unterschätzender Vorteil für die Franzosen lag darin, daß Kaiser Wilhelm durch diesen Vertrag die Republik anerkannte. Napoleon, den Bismarck bisher noch nicht ganz hatte fallen lassen, war endgültig abgethan.

Die deutschen Truppen wußten bereits, wie es mit der Stadt stand. Von den Schanzen klangen allerdings des Abends noch immer Musik und Gesang herüber, weil die Franzosen Wein und Brantwein reichlich hatten; auf den Vorposten war jedoch in der letzten Zeit, abgesehen von den größeren Gefechten, eine Art Friedenszustand eingetreten. Beiderseitige Soldaten plauderten gelegentlich miteinander, die Gewehre wegliegend, und tauschten Cognac und Brot aus; die Franzosen erzählten offen von ihren Leiden und ihrer Friedenssehnsucht. Dann kamen die Gerüchte über den bevorstehenden Waffenstillstand, und als erste Bestätigung hörte das Feuer bereits am 26. pünktlich um Mitternacht auf; den Franzosen wurde die Ehre gelassen, den letzten Schuß zu thun. Am 27. Januar, einem hellen, sonnigen Tage, blieb alles ruhig; tiefes Schweigen lag über Freund und Feind. Jetzt wußte man, der Friede war nahe, die lange Kriegszeit, von der 132 Tage vor Paris verfloßen waren, zu Ende.



## Fünfzehnter Abschnitt.

### Deutschland und die Kaiserproklamation.



Nach den großen Tagen von Sedan, nach der Umkliegung von Paris und der Einnahme von Straßburg hatte sich Deutschland etwas gebulden müssen. Die Übergabe von Metz war wieder ein großes Ereignis, doch unabsehbar dehnte sich der Krieg aus. Dafür hatte man daheim die Genugthuung, die Franzosen von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ganze feindliche Heere im eigenen Lande zu wissen, nämlich als Gefangene. Fortwährend nahm ihre Zahl zu: bis Ende Februar wurden 12,000 Offiziere und 382,000 Mann nach Deutschland abgeführt; die meisten kamen nach dem Norden und Osten. Die Festungen richteten bald nicht mehr aus, auch offene Orte mußten belegt werden; oft genug gab es in ihnen etwäglich mehr Franzosen als deutsche Bewachungsmannschaften. Gewöhnlich hausten die Gemeinen in großen Paradslagern, die Offiziere, welche sich ehrenvolllich verpflichteten, durften auf ihre Kosten Privatquartiere nehmen und frei im Orte verkehren. Die Verpflegung war reichlich, die zugewiesene Arbeit sehr mäßig, auch Beschäftigung für Privatleute gegen Entgelt wurde gestattet. Die Franzosen durften sich nicht belagern, denn auch die Bevölkerung kam ihnen mit größtem Wohlwollen entgegen. Nur die hohe Winterkälte mißfiel den Gefangenen; die in Schlesien untergebracht waren glaubten in Sibirien zu sein, denn Silesien und Sibirien klang so ähnlich, und der kleine Unterschied der geographischen Lage bekümmerte französische Unternehmisch nicht.

Die Gefangenen, welche die Deutschen in Feindes Hand lassen mußten, kamen weniger in die Lage, verwöhnt und übermäßig zu werden. Als Vermischte zählt die Liste unserer Gesamtverluste fast 13,000 Mann auf, von denen die Mehrzahl in Gefangenschaft geriet. Sie dienten den Franzosen vor allem als Frum- und Schauplätze. Wo ein paar Gefangene eingebracht wurden, strömte die Bevölkerung hinzu, leider nicht nur zur ruhigen Betrachtung, sondern auch um an den Wehrlosen ihren Haß auszulassen. Oft hielt die Bedeckung die argen Beschimpfungen ab, wie überhaupt Offiziere und Soldaten sich meist würdig gegen die Gefangenen betrugten. Durch das ganze Land schleppte man in Grimangelung anderer diese kostbaren Beweise angeblicher Triumphe, bis auf die Inseln im Mittelländischen Meere. Die Haft war gewöhnlich sehr streng, der gewährte Unterhalt gering.

Die große Heeresverwaltung zu unterstützen, den Kriegern mehr als das unbedingt Notwendige zu gewähren und ihnen im Felde Erleichterungen zu verschaffen, lag der bürgerlichen Bevölkerung und privater Thätigkeit ob. Ein rühmlicher Eifer waltete durch alle deutschen Gauen ohne Ausnahme. Zahllose Vereine bildeten sich, Sammlungen ergaben reichliche Einnahmen, große Körperchaften, wie Städte und andere, gingen in fröhlicher Freigebigkeit voran. Jede Kunst, Geld und Gaben heranzuloden, kam daneben in Anwendung. Die „Liebesgaben“ floßen reichlich in allerlei Dingen, die der Nahrung, Erquickung, Bekleidung dienen konnten; namentlich warme Unterkleider sind den Feldsoldaten meist auf diesem Wege zugekommen. Freilich lief bei den vielen Spenden auch schlechtes Zeug mit unter, das besser zu Hause geblieben wäre; die „Liebesgarten“ standen nicht gerade in tiefevollem

Ansehen, indessen sie qualmten wenigstens! Auch die Verteilung ließ hin und wieder zu wünschen übrig, doch es wäre unrecht, zu verkennen, wie viele Freude und Wohltat die Truppen von den Geschenken der Heimat geholt haben. Die Angehörigen der armen Krieger daheim wurden ebensowenig vergessen.

In der Vorsofrage für die Kranken und Verwundeten gab die Königin Augusta ein leuchtendes Beispiel. Zahlreiche, große Gesellschaften widmeten sich in der Heimat dem erbarungsvollen Werk; gegen 1500 solcher Vereinskazarette befanden dort zu Ende des Krieges. Die Leitung und richtige Verteilung der freiwilligen Krankenpflege übernahm der Fürst von Vösl. Die Orden der Johanniter und Malteser verfügten über große Mittel und errichteten in Frankreich Lazarette und mit allen Bedürfnissen gut ausgestattete Niederlagen; die religiösen Genossenschaften beider Konfessionen legten thätigste Hand an, um die Leiden der Verwundeten und Kranken zu stillen. Studenten und andere junge und alte Leute aller Stände, welche nicht die Waffen trugen, zogen hinaus, um ander-



*Gefangene Franzosen in einer deutschen Festung.*

weit nützlich zu sein. Viele Ärzte und berühmte Universitätslehrer boten ihre Dienste an, und nur diesem schönen Zusammenwirken vereinter Kräfte konnte es gelingen, allmählich ausreichende Hilfe zu schaffen.

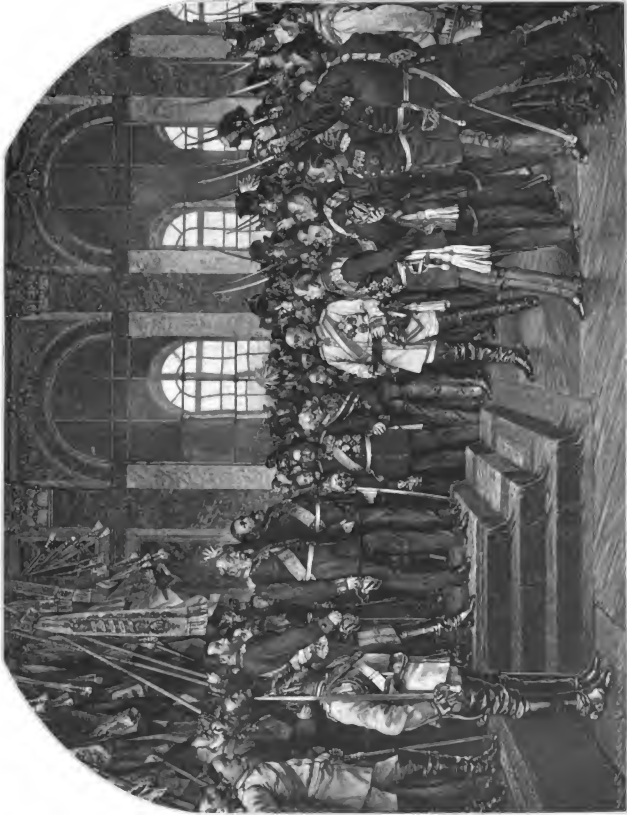
Zur Pflege für die Verwundeten und Kranken arbeiteten die Anstalten auf dem Kriegsschauplatz und in der Heimat einander in die Hand. Hinter den Sanitätsabteilungen, welche die kämpfenden Truppen begleiteten, übernahmen Feldlazarette die zu Heilenden. An bedeutenderen Orten sammelten Stappenzazarette größere Mengen auf. Als Grundfatz galt, wenn die Genesung in fernerer Aussicht stand, womöglich die Kranken nach Deutschland zu überführen. Besondere von Ärzten begleitete Krankenzüge waren damit betraut; den Schwerverwundeten erleichterten eigens nach allen Gefährungen der Neuzeit eingerichtete Sanitätszüge die Qual. 241,000 Kranke und Verwundete wurden so auf den Eisenbahnen nach Deutschland befördert. Während des Krieges waren im Sanitätsdienste 7000 Ärzte und 40,000 Gehilfen, Wärter und andere Beamte beschäftigt. Das rote Kreuz auf weißem Grunde war das gebräuchlichste Zeichen, unter dem die Opfer des Krieges Schirm und Heilung fanden; auch auf den Häusern, in denen Verwundete lagen, wehte seine Fahne, zur Schonung mahnend.

Die Deutschen im Auslande, besonders in Amerika, nahmen regsten Anteil. Angehörige anderer Völker waren ebenfalls nützlich bestrbt; englische, belgische, holländische, schweizerische, italienische Ambulanzen erwarben sich Verdienste. Geistliche begleiteten als Freiwillige neben den Militärpfarrern die Truppenteile oder walteten ihres Amtes

auf den Verbandplätzen und in den Krankenhäusern. Gottesdienste im Felde und an geeigneten Plätzen erhoben und stärkten die Seelen der Krieger. Ein schönes Bild edler Menschlichkeit entfaltete sich neben dem menschenmorden den Kampfe, in dem andere Tugenden, die der Tapferkeit und der Vaterlandsiebe, weiterleiteten.

Jeder neue Sieg bekräftigte die hoffnungsvolle Überzeugung, daß der Waffenbrüderschaft im Felde die Einigkeit im Vaterlande folgen müsse. Hatte doch König Wilhelm schon bei Beginn des Krieges den Deutschen versprochen, aus der blutigen Saat werde eine gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit entspringen, und sein Wort gab die unerschütterliche Bürgschaft, daß diesmal nicht wiederum, wie einst nach den Befreiungskriegen, der Befiegung des äußeren Feindes die Niederlage der für ein großes Deutschland Begleiteten folgen werde. Doch wollte Preußen, getreu der von Bismarck bisher geübten Zurückhaltung, keinerlei Trud ausüben. König Johann von Sachsen glaubte dagegen den nationalen Bestrebungen nicht fern bleiben zu dürfen, und seiner getreulichen Mitarbeit ist viel von dem glücklichen Erfolge zu danken. Es war Sache der süddeutschen Regierungen, die erste Hand anzulegen. Großherzog Friedrich von Baden betrat wie bisher die deutsche Einigkeit mit voller Herzenswärme und beantragte am 3. September den Eintritt seines Staates in den Norddeutschen Bund; später erklärte sich auch Hessen dazu bereit. Nachdem die Regierungen von Bayern und Württemberg aus eigenem Antriebe beschloffen hatten, ein festeres Band als bloße völkerrechtliche Verträge am Norden und Süden zu schlingen, fanden Ende September in München vertrauliche Besprechungen mit dem Präsidenten des Bundesanklaments, Staatsminister Teubner, statt. An der Verfassung des Norddeutschen Bundes wurden, namentlich von Seiten Bayerns, nicht geringfügige Änderungen zum Zweck einer größeren Selbständigkeit der süddeutschen Staaten als Wunschwort bezeichnet. Es handelte sich besonders um militärische Verhältnisse und die diplomatische Vertretung im Ausland. Nach längeren Verhandlungen erschienen Ende Oktober die süddeutschen Minister mit Delbrück in Versailles. Am 15. November erfolgte der Abschluß mit Baden und Hessen, am 23. mit Bayern und am 25. mit Württemberg. Die wichtigsten Grundzüge des Norddeutschen Bundes gingen über auf den neuen „Deutschen Bund“, wie er zunächst hieß, doch erhielten Bayern und auch Württemberg nicht unbedeutende Zugeständnisse, die den Charakter eines Bündnisses verstärkten. Bismarck kam so weit wie irgend möglich entgegen, um die in den Einzelheiten schwierige Arbeit rasch zu fördern und sie nicht mit Mißstimmung enden zu lassen. Nicht alle Deutschen waren mit seiner Mäßigung einverstanden. In dem norddeutschen Reichstage, der am 24. November in Berlin zusammentrat, regte sich daher einiger Widerspruch, doch nahm er die Verträge mit weit überwiegender Mehrheit an. Wochte auch nicht jeder Wunsch erfüllt sein, das Erlangte übertrifft alles, was man noch vor einem Jahre hätte hoffen dürfen.

Der neue deutsche Verband erhielte einen andern Namen, als den verrufenen eines Deutschen Bundes, und der an seiner Spitze stehende König von Preußen durfte nicht hinter Großmächten ersten Ranges zurückbleiben. Die Volkstimme begehrte schon lange dringend einen deutschen Kaiser. König Ludwig von Bayern als Regent des größten deutschen Landes schlug im Einverständnis mit den anderen Fürsten hochherzig König Wilhelm vor: „daß die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde“, damit die dem Bundespräsidium zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Gw. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben“. Prinz Eitelbold von Bayern überreichte persönlich König Wilhelm das Schreiben seines königlichen Vaters. Der norddeutsche Reichstag nahm den entsprechenden Antrag des Bundesrates, in die Verfassung die Namen „Deutsches Reich“ und „Deutscher Kaiser“ einzuführen, mit Freuden auf und bat König Wilhelm, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einheitswort zu weihen. Eine Abordnung ging nach Versailles, um die Adresse zu überreichen. Ihr Führer und Sprecher war der Präsident des Reichstages Eduard Simson, derselbe, der einst am 3. April 1849 im Auftrage der Frankfurter Nationalversammlung dem König Friedrich Wilhelm IV. die erbliche deutsche Kaiserwürde angetragen hatte. Am 18. Dezember, einem Sonntag, fand in der Schlosskapelle zu Versailles friedlicher Gottesdienst statt. Nach ihm hielt Simson in dem Empfangsaale der Präfektur die Ansprache an König Wilhelm, um diesem



Die Eröffnung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs, Versailles 18. Januar 1871. nach A. v. Wernet.



eine andere Antwort auf seine aus dem Herzen quellenden Worte zu empfangen. Der König erwiderte in tiefer Bewegung: in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsch der deutschen Nation und ihrer Vertreter erkenne er den Ruf der Vorsehung, der er im Vertrauen auf Gottes Segen folgen dürfe.

Nachdem die einzelnen Landtage der deutschen Staaten die vereinbarten Verträge angenommen hatten oder wenigstens ihre Zustimmung unzweifelhaft war, erließ der König am 14. Januar ein Rundschreiben an die deutschen Fürsten und Städte, mit der Erklärung, er halte es für eine ihm gegen das gemeinsame Vaterland obliegende Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten. „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Nachansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade gibt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen“.

König Wilhelm entschloß sich ungern zu dem neuen Titel, denn er begehrte keinen andern, als den durch die Geschichte glorreich gewordenen eines Königs von Preußen, den er selber so ruhmvoll geführt hatte. Er brachte das Opfer, wie so manche andere, dem deutschen Vaterlande. Kronprinz Friedrich Wilhelm jedoch hatte von Anfang an den kaiserlichen Namen als die allein würdige Krönung des großen Werkes betrachtet. Am 18. Januar, an dem 1701 sein Ahnherr Kurfürst Friedrich III. den preussischen Königstitel anbeten; als der siegreiche Herrführer, stehend in der Mitte seiner deutschen Mitfürsten und seines getreuen Gefolges, nahm er den kaiserlichen Namen an. Keinen Thron ließ er zu; vor einem einfachen, mit roter Decke besetzten und mit dem Zeichen des Eisernen Kreuzes geschmückten Feldaltar sprach Divisionsprediger Rogge ein kurzes, durch Choräle eingeleitetes und geschlossenes Gebet. Dann trat der König auf die wenige Stufen hohe Bühne. Hinter ihm flatterten in den Händen von stattlichen Kriegern 56 Fahnen des Belagerungsheroes, ihm zur Rechten stand der Kronprinz, zu beiden Seiten dreißig deutsche Fürsten und Prinzen. Den Saal füllten Generale, Minister, Offiziere und Mannschaften. Der König richtete zunächst das Wort an die Fürsten:



Edward Simon.

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen! In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern Majestät an mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, durchlauchtigste Fürsten, und meinen andern hohen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es mir unter Gottes Beistande gelingen werde, die mit der kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere“.

genommen hatte, ließ König Wilhelm das neue Kaiserthum verkünden. Die großartige Handlung fand statt im Schlosse von Versailles, in dem französische Herrscher so oft Verderben für Deutschland geplant hatten, das errichtet war von König Ludwig XIV., dessen kostbare Beute, Straßburg und Elsaß, sieben deutsche Wäffen zurückerobert hatten. Das ähnlere Gepräge der Frier, welche in dem große Spiegelsaale stattfand, entsprach dem Ursprung des neuen Reiches, das in Kriegswelttern geboren wurde. Der König hatte sich jeden Prunk ver-

Alsbald verlas der Bundeskanzler, Graf Bismarck, folgende Urkunde:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer legendreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehnte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verhelen, allseitig Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

In lautloser Stille hatte die Versammlung den hohen Worten gelauscht. Kaum waren sie verklungen, als der Großherzog von Baden vortrat und den ersten Begrüßungsruf auf den deutschen Kaiser darbrachte: „Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm lebe hoch!“ Kronprinz Friedrich Wilhelm beugte huldigend das Knie vor dem Kaiser, der ihn bezüglich in seine Arme schloß.

Ein Mahl, von dem Kaiser den abgeordneten Offizieren dargeboten, beschloß das Fest. Noch an demselben Nachmittage eilten die außerhalb Versailles Stehenden wieder zu ihrer Pflicht bei den Truppen. Am folgenden Tage brachte die Schlacht am Mont Valérien das blutige Nachspiel. Noch brandeten ringsum die Kriegswogen. Dieser kalte Wintermonat Januar war nicht weniger schlagentreich als die heiße Sommerzeit des August.

Seit der Umschließung von Paris war das wichtigste Kriegereignis die Kapitulation von Metz gewesen. Sie gestatte, fast auf allen Stellen mit der freigewordenen Kriegsmacht einzugreifen. Das Heer von Paris erhielt Verstärkung durch das 2. Korps. Prinz Friedrich Karl konnte drei andere Korps nach der Loire führen, wo sie dringend nötig waren, denn Tann hatte mit seinen unzureichenden Kräften das bereits eroberte Orléans nicht länger besetzen können, und Gambetta schickte eine neue mächtige Armee gegen Paris. Friedrich Karl zerstreute sie in zwei Teile. Der westliche unter Chanzy mußte nach den Kämpfen bei Beaugency in den Tagen vom 7. bis 10. Dezember über den Loire bis auf Le Mans zurückweichen. Eine weitere Verfolgung hinderte die Rücksicht auf den andern, nach Osten gedrängten Teil der Voironarmee unter Pontéali. Er war jedoch in seinem Angriff gekommen und wurde in der zweiten Hälfte des Dezember von der französischen Regierung auf einen andern Kriegsschauplatz beordert. Jedenfalls durfte Chanzy mit seiner Armee nicht umgelehrt bleiben, da sie die für Paris gefährlichste war. Anfang Januar begann Prinz Friedrich Karl den Vormarsch gegen sie.

Jedemzeit bestand die Möglichkeit, daß die Bewegungen des Feindes vom Süden her durch andere vom Norden aus unterstützt wurden. Ihnen entgegenzutreten, bot der Fall von Metz ebenfalls die Mittel. Hier erhielten das 1. und 8. Korps das Feld ihrer Thätigkeit angewiesen. Manteuffel erfüllte seine Aufgabe bestens, schlug den Feind wiederholt und besetzte den weiten Landstrich zwischen den nördlichen Festungen und der unteren Seine. Den Versuchen Haiderbes, wieder Boden zu gewinnen, bereitete am 23. Dezember die Schlacht an der Hallue ein Ende, doch die französische Nordarmee war keineswegs vernichtet und bedurfte noch weiterer Beachtung.

Mittlerweile war der Feind mit größter Stärke in einer ganz andern Gegend aufgetreten. Die Sicherheit



des Elsaß hatte das Vordringen über die Vogesen und die Belagerung Velforts erfordert. Werder hielt bis Dijon hin die feindlichen Scharen zurück, aber als Bourbaki die erste Voirearmer hierher geführt hatte, mußten die Deutschen vor dem mehrfach überlegenen Gegner zurückweichen. Um die Belagerung von Velfort zu schützen, trat Werder an der Wisaine dem nachrückenden Feinde entgegen und wies in den Tagen vom 15. bis 17. Jänner seine Angriffe ab. Bourbaki kehrte nach Besançon um, aber Werder belagerte nicht genügende Kräfte, um den Gegner unschädlich zu machen oder zu vernichten. Doch schon vor der Schlacht an der Wisaine hatte die deutsche Heeresleitung die Notwendigkeit erkannt, bedeutende Kräfte nach dem Südosten zu werfen. In diesem Zwecke bestimmte sie das 7. Korps, welches am nächsten stand, und das 2., das bisher für die Verwendung bei Paris oder an der Loire, je nach Erfordernis der Lage, bereitgehalten wurde.

Es handelte sich also auf den drei Kampfgebieten darum, die letzten entscheidenden Schläge zu führen und alle Streitkräfte, die Frankreich noch im Felde hatte, zur Fortsetzung des Krieges unfähig zu machen. Denn solange die Franzosen noch einen Schimmer von Hoffnung sahen, war auf einen günstigen Friedensschluß nicht zu rechnen. Bis zum letzten Augenblick mußten alle Kräfte angespannt werden.



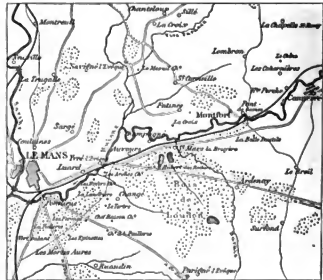
## Sechzehnter Abschnitt.

### Das Ende des Krieges in den Provinzen.



Am 1. Januar erging von Versailles aus der Befehl, Chanzy energisch anzugreifen. Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl, der 74,000 Mann bei Chartres und in der Linie Orléans—Viois—Vendôme zur Verfügung hatte, ordnete den Anmarsch so an, daß von Nordwesten her auf dem rechten Flügel das 13. Korps, wie jetzt die 17. und 22. Division, unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg vereinigt, bezeichnet wurden, von Chartres durch die ihnen bereits wenig vorteilhaft bekannte Pertege auf Prou und Nogent le Rotrou, in der Mitte das 9. Korps (dessen 25. Division in Orléans zurückblieb) über Morée und St. Galais und das 3. über Vendôme am Vair, das 10. von Südosten her über St. Amand auf Montoire marschieren sollten. So wurde gewissermaßen ein Keil hergestellt, dessen Spitze auf Le Mans gerichtet war, einen strategisch sehr wichtigen Punkt an der Sarthe, weil er der Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen war. Chanzy, der hier 123,000 Mann hatte, trug sich unausgesetzt mit dem Plane, Paris zu verlassen, und hatte

daher unwillig vernommen, daß die erste Loirearmee unter Bourbaki nach dem Süden gegangen war. Dennoch wollte er vorwärts, und weil auch Prinz Friedrich Karl die gleiche Absicht hegte, waren heftige Zusammenstöße unausbleiblich. Die Natur der Gegend erschwerte die Kriegsführung. Das Land zwischen Vair und Sarthe trägt wechselvolle Bergzüge zwischen steilwandigen schnellen Flußläufen. Es ist überall fruchtbar und dicht bebaut; meist liegen, wie in Schleswig-Holstein, an das die dortiger flammenden 84er und 85er erinnert wurden, die Dörfer einzeln, umgeben von Knids, Hecken und Gräben; daher ist die Verteidigung bequem, der Angriff schwierig. Die Straßen führen vielfach durch Engpässe, nirgends bieten sich weite Übersichten; Artillerie und Kavallerie lassen sich, wie in der Beauce, schwer verteidigen. Die Infanterie muß das Beste thun, doch auch sie kann nicht aus tiefen Kolonnen aufmarschieren, und die Einzelhandlung, der rasche Entschluß finden hier freie Anwendung. Der Sieger mußte bei den Föhnern gepakt werden, die höhere Führung sich auf ein einfaches Vorwärtsdrücken beschränken. Die kurzen Tage gestalteten faum, errungene Vorteile auszubenten; die Kälte gebot, möglichst das Einquartieren zu vermeiden und



Vor Le Mans.\*

\* Vgl. auch den Schlachtplan auf Tafel 11.

die Truppen abends in Quartiere zurückzunehmen. Die Beschwerden erhöhte das am 8. Januar eintretende Glatteis. Der Fußmarsch auf den glatten Straßen strengte gewaltig an, die ängstlichen Pferde bedurften der festen Führung am Jügel; fast mußte der Reiter die Mähre tragen. Dann folgten Schneefälle, die die Landschaft vollends verschleierten und den Erdboden fußhoch bedeckten. Die regelmäßige Verpflegung hörte ganz auf; drei Tage erhielten die Truppen kein Fleisch und sehr wenig anderes.

Changy rechnete auf diese Hindernisse; er kannte die Deutschen noch immer nicht genug. Er hatte seine Vortruppen weit ausgedehnt, und allenthalben gab es heftigste Verührungen. Der Vormarsch gegen Le Mans, wie die eigentliche Schlacht selbst vom 10. bis 12. Januar, setzten sich gleich der von Orléans am 3. und 4. Dezember aus einer langen Reihe von Gefechten zusammen, deren Namen aufzuzählen hier wenig Zweck hätte. Meist befanden sie in Löhnen, bei der Überzahl der Feinde und ihrem wütenden Feuer manchmal verlustreichen Anstürmen der Deutschen und der baldigen Flucht der Franzosen, die sich haufenweise gefangen gaben. Die Truppen Changys, von der Kälte mitgenommen und entmutigt, schlugen sich nicht mehr so tapfer wie bei Beaugency. Das Charakteristische bei diesem Zuge sind der mühevollen, tagelangen, durch Gefechte unterbrochene Rückmarsch aller Kolonnen, das zähe Festhalten des Prinzen Friedrich Karl an seinem Plan und sein Antreiben nach vorwärts.

Am 10. Januar abends erreichte nach schweren Kämpfen bei Parigné und vor Chagné das 3. Korps, den übrigen weit voraus, das 7 km vor Le Mans, von dem es der tiefe Bach l'Ornière trennt, gelegene Dorf Chagné. Die Planken der Brandenburger waren ungedeckt, da das 9. Korps zurückstand, das 10. noch im Anmarsche bei Grand Lucé begriffen war. Das 13. Korps, von dem nament-



v. Manstein.

haben, half Manstein, indem das 11. und 85. Regiment einen Halt des Feindes nach dem andern, trotz heftigster Gegenwehr, hielten. Durch diesen Kampf geschützt, drang nunmehr das 3. Korps auf Les Ardes und Les Moyers vor. Auf dieser ganzen Linie, namentlich bei den Farmen La Landrière und Le Tertre, ging es blutig zu; am Abend waren die Vortruppen überall über Chagné vorgerückt. Das wütende Ringen brachte empfindliche Verluste; das 2. Bataillon der 20er büßte fast alle Offiziere ein. Den wichtigsten Schlag für die bevorstehende Entscheidung führte noch spät an demselben Tage das 10. Korps. Nach schweren Kämpfen über Mussanne ließ Voigts-Werh, als er die Bedrängnis des 3. Korps ersah, abends noch einmal antreten. Die Regimenter 56, 92, 17 fochten sich über Les Mortes Aures bis zu La Tuilerie in die feindliche Verteidigungslinie hinein und empfingen um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr einen mit heftigem Salvenerfeuer eröffneten, doch nicht durchgeführten Angriff; noch um 2 Uhr nachts nahmen 92er und 10. Jäger rechts davon das Gehöft Les Epinettes.

Changy verzweifelte auch jetzt noch nicht, doch er mußte einsehen, daß auf seine Truppen, deren Mut er vergebens aufzurichten suchte, kein Verlaß mehr war. Der Verlust von La Tuilerie war für ihn bestimmend. Daher begann er am folgenden Morgen, dem 12. Januar, den Abmarsch nach dem Nordwesten und hielt zu seinem Schutze die Vorderestellungen besetzt, eröffnete sogar noch einen heftigen Angriff auf das 3. Korps. Mit Mühe und Not behaupteten die 12er das Gehöft Le Tertre; als dann der Feind wich, folgte ihm die 10. Brigade

und traf dabei mit dem 10. Korps zusammen. Am Morgen hatten die 10. Jäger durch die Erstürmung von Les Hermes bereits die große Straße von Parigné erreicht; gegen 2 Uhr drangen die 20. und 19. Division ohne große Hindernisse in Pontlieue ein. Über die in der Eile schlecht gepflanzte Brücke eilten zuerst 17er und 91er, gefolgt von den anderen Regimentern. Noch war ein langer Straßenkampf bis zum Abend erforderlich, ehe sie Le Mans völlig besetzen konnten; gegen ein hartnäckig verteidigtes Kaffeehaus mußte ein Geschütz auffahren. Der so weit ausgedehnte Kampf nahm an dieser einen Stelle ein verhältnismäßig kleines Ende. Die übrigen Korps, das 9. und das 13., die durch mancherlei Gefechte auf dem rechten Ufer des l'Quenrebaches und weite Wege aufgehalten noch nicht herangefommen waren, wirkten am Schluß nicht mit.



Die Brandbatterien werfen die Franzosen auf Le Mans zurück.

In den sieben Tagen des Zuges gegen Le Mans verloren die Deutschen 200 Offiziere und 3200 Mann, die Franzosen über 25,000, von denen 20,000 gefangen wurden.

Die Verfolgung blieb beschränkt, weil Paris von dieser zertrümmerten Armee nicht so leicht erreicht werden konnte und eine allzu große Entfernung von der Loire vermieden werden sollte. Zaher marschierte das 13. Korps nach Alençon, das es am 16. Januar besetzte; auf der Straße nach Laval ging nur eine kleine Abteilung unter General v. Schmidt vor, Teile der Regimenter 78, 91, 56, 92. Noch kam es auf beiden Wegen zu einigen Gefechten, die dem kleinen Häuflein der Verfolger durch die Anzahl des Feindes und die Menge des gegen sie verwendeten Pulvers anfangs oft bedenklich schienen, doch meist mit schlüssigem Abzuge der Franzosen endeten. Oberst Lehmann fand ein bei Conlie aufgeschlagenes Lager mit reichen Munitionsvorräten verlassen. An der Mayenne vor Laval wurde Halt gemacht; die jammervollen Reste, die der Feind noch übrig hatte, lohnten kaum die Mühe der Verfolgung. Das 3. und 10. Korps nebst der Kavallerie blieben in der Umgegend von Le Mans, das 9. ging nach Orléans zurück, das 13. wurde nach Rouen zur Unterstützung der Nordarmee gerufen.

An der Voite hatte es in der Zwischenzeit nur unbedeutende Reiterzeien gegeben. Am 19. Januar besetzte die 38. Brigade das herrliche Tours, die Hauptstadt des Paradieses von Frankreich, der schönen Touraine.

An demselben Tage wurde vor Paris die Schlacht am Mont Valerien geschlagen und erschloß auch die Nordarmee einen schönen Sieg. Am 7. Januar hatte der König den General v. Goeben zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt, während Manteuffel den Auftrag erhielt, den Feldzug gegen Bourbaki zu leiten. August v. Goeben, geboren am 10. Dezember 1816 zu Stade, wo sein Vater als hannoverscher Hauptmann a. D. lebte, trat 1833 als Musketier in das preussische 24. Regiment ein und wurde 1835 Leutnant. Schon 1836 ging er nach Spanien, wo er vier Jahre lang für die Erbfolge des Prinzen Don Carlos kämpfte und fünfmal verwundet wurde. Als armer Sekondeleutnant 1842 wieder in das preussische Heer aufgenommen, kam er bald in den Generalstab, in dem er seine Laufbahn machte. Noch einmal betrat er südlichen Boden, indem er 1860 mit anderen preussischen Offizieren dem Feldzuge, welchen Spanien gegen Marokko führte, beizugab. Als Kommandeur der 26. Brigade zeichnete er sich 1864 in Schleswig aus, als Führer der 13. Division erwarb er sich 1866 am Main hohen Ruhm. An Begabung sowie an wissenschaftlicher und schriftstellerischer Bedeutung war Goeben Moltke ähnlich, und wie dieser, ging er selten aus sich heraus. Äußerlich hatte er kein straffes Wesen, aber innerlich war er eine echte Soldatennatur, von köstlicher Ironie, umsichtig und ebenso kühn, klar in Gedanken und schnell im Handeln, nie in Sorge und immer des Größten der Lage sich bewußt. Die Soldaten hegten zu ihm unbegrenztes Vertrauen. Fast wie ein Schulmeister sah



v. Goeben.

Goeben mit seiner Brille aus, aber er war auch ein Meister des Schlachtfeldes. Wertwürdigerweise trug Faidherbe, dem er jetzt selbständig gegenübertrat, ebenfalls Augengläser.

Faidherbe trug Bedenken, den Gegner, der seine Armee hinter die Sommelinie zurückgeführt hatte, anzugreifen, aber er erhielt von Paris aus den Befehl, die vor ihm stehenden Truppen möglichst zu beschäftigen und von der Hauptstadt abzuschieben, weil Trochu dort den letzten Versuch eines Durchbruchs machen wollte.

Er wandte sich deshalb aus seiner Stellung zwischen Papaume und Albert nach St. Quentin, um auf die Verbindungslinien der Deutschen mit ihrer Heimat zu stoßen. Goeben, durch die spähere Kavallerie gut unterrichtet, erriet die Absicht und wandte seine Armee in einem glänzenden Reiterabmarsch an beiden Ufern der Somme, um für alle Fälle schlagfertig zu sein, über Peronne nach Südosten, bald Fühlung mit dem Feinde gewinnend. Den linken Flügel nahmen, unter dem Befehl des Grafen v. d. Groeben zu einem Korps vereinigt, die Kavalleriebrigade Dohna und die Division Remerth vom 1. Korps. Die Mitte hielt die 15. Division. Die 16. Division und die 12. Kavalleriedivision (Graf zur Lippe), gefolgt von der unter Prinz Albrecht (Sohn) stehenden 3. Reservedivision (5 Bataillone 19er und 81er und Reiterei) bogen südlich aus, um einen Abmarsch des Feindes nach Paris unmöglich zu machen. Die Deutschen zählten zusammen 33,000 Mann mit 161 Geschützen, die Franzosen 40,000 Mann mit 99 Geschützen. Am 18. Januar sollte Goeben die französische Nachhut westlich von St. Quentin bei Tertry und Vonnilly; das Geschick, in dem General v. Remerth schwer verwundet wurde, so daß General v. Goyl an seine Stelle treten mußte, endigte vor Vermand. Es war das begehungsvolle Vorpiel des großen Sieges vom folgenden Tage, dem 19. Januar.

St. Quentin, eine der bedeutendsten Fabrikstädte Frankreichs mit mehr als 30,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer der Somme und des sie begleitenden Kanals auf einem breiten Hügel.\* Westlich und nördlich dehnt sich

\* Bgl. den Schlachtplan auf Tafel III.

freies Gelände mit breiten Höhen, welche trefflich zur Aufstellung von Geschütz und Fußvolf geeignet dem Feinde die Annäherung erschweren. Im Osten zieht sich zwischen der Stadt und der Vorstadt d'Isle, bei welcher der Bahnhof liegt, die Communierburg, die in ihrer Fortsetzung nach Südwesten eine tiefe Scheide zwischen den beiden Ufern bildet, am linken von nahe aneinander liegenden Dörfern umfäumt. Dort erheben sich südlich der Stadt wieder offene, für die Vertheidigung überaus günstige Höhen. Nach dem Plane Goebens rückten die Kolonnen von Westen wie von Süden her gegen die Stadt an.

Obgleich die Schlacht von St. Quentin an Umfang weit hinter anderen dieses Krieges zurücksteht, erregt sie in ihrem ganzen Verlaufe ein nicht geringes Interesse. Sie zerfällt ebenso wie räumlich, so auch zeitlich in zwei Abschnitte, in den vorbereitenden und den vollendenden, in welchem am Nachmittage auf Grund der eingetretenen Gefechtslage durch das Zusammenwirken aller Kräfte der Sieg errungen wird.



Schlacht bei St. Quentin.  
Goldberges Rückzug an der Mühle de Loui Vent.

Im Laufe des Morgens bis zum Mittag wurde noch keiner der entscheidenden Punkte gewonnen. Überall ging es sehr heiß her, und die Preußen mußten der Übermacht gegenüber, die zudem tapfer fought und gut geleitet wurde, alles aufbieten, um die erst erstrittenen Vorteile zu halten. Um 10 Uhr eröffnete im Süden der Stadt die 31. Brigade die Schlacht, indem sie gegen Grugies vorging. Viermal suchte ein Bataillon 69er vergeblich über das freie Feld hin die vorliegenden Höhen zu stürmen, bis mit Hilfe der 29er der vordringende Feind an die Zuderfabrik zurückgeworfen wurde; vor diesem Gebäude, das weithin die Gegend beherrschte, dauerte ein heftiges Feuergefecht fort. Auf der rechten Flanke erstürmten die 12. Jäger, welche die 12. Kavalleriedivision begleiteten, einen Park und nahmen 86er la Neuville nördlich von Jancourt. Weiter zu gehen, verbot hier die geringe Zahl; vorläufig genügte die erreichte Plantenbedeckung. An der Somme rückte Oberstleutnant v. Hymmen näher heran. Nach 12 Uhr brach der Feind mächtig gegen die 31. Brigade vor und drückte sie beträchtlich, bis nach Effignay zurück, doch mit Hilfe der 32er erreichte sie wieder die Stellung vor der Zuderfabrik.

Ähnlich verlief der Kampf in dem westlichen Abschnitt. Von den Truppen Goebens, die auf die Mitte des Feindes rückten, nahmen Teile der 41er und des Regiments Kronprinz Holzon, mußten jedoch das schon eroberte Sayet dicht an der Straße nach Cambrai dem Feinde wieder überlassen. Die 29. Brigade sah sich nach der Einnahme von Savy durch das nördliche, hartnäckig vertheidigte Waldstück aufgehalten.

Auf der ganzen Linie flocht das Geschütz, als Goeben seine aufgesparten Reserven überall wirksam vorwarf. Sie drangen entlang den beiden Ufern der Somme als Keil zwischen die feindlichen Abteilungen. Jetzt kamen erst die Hauptstellungen, von denen der Feind seine Artillerie spielen ließ, eine nach der andern in Angriff. Im Süden nahmen die 41er (ein Teil der von Ham herangekommenen Armeereserve unter Oberst v. Böding), längs der Niederung vorstürmend, die von der Artillerie wirksam beschossene Mühlenböde südlich von Grugies, dann mußte der Feind von der so nachdrücklich behaupteten Zuderfabrik und vom Dorfe Grugies selbst ablassen. Noch hatte er eine beherrschende Höhe (mit der Mühle de Loui Vent) nördlich von Grugies inne; auch von ihr warf ihn ein allseitiger Angriff herunter. Unter fleißiger Beihilfe der Kavallerie wurde überall aufgeräumt, und endlich stürmte Oberst v. Gilleffsen mit 41ern und 81ern den Bahnhof und drang von hier aus um 5 1/2 Uhr über die Kanalbrücke in die Stadt ein.



Auf dem rechten Ufer stürmten von Moupy aus die 28er einige vorliegende Gehöfte. Nun gingen auch die 4er und 44er wieder vor und nahmen das Dorf Francilly, so daß die Franzosen das so lange gehaltene Waldstück räumten. Geoben wurde durch den Feind, der alles ausbot, um die Straße nach Cambrai zu sichern, aufgehalten, doch die Division Kummer hatte nun den Weg auf die Höhen westlich der Stadt frei.

Freidörbe, in der Gefahr, umzingelt zu werden, hatte bereits den Rückzug angetreten. Ein Teil des XXIII. Korps leistete noch heftigen Widerstand in der westlichen Vorstadt St. Martin, aber da die Preußen bereits von Süden her in die Stadt eingebrochen waren, mußten hier 2300 Franzosen die Waffen strecken.

Der Sieg erforderte viel Blut, deutscherseits 2400 Mann. Die Franzosen gaben nicht weniger als 9000 unverwundete Gefangene und verloren außerdem weit über 3000 Mann. Die Verfolgung konnte erst am folgenden Tage lebhaft aufgenommen werden, so daß Freidörbe seinen Rückzug nach den nördlichen Festungen zu beschleunigen vermochte. Seine Armee war nach ihrem tapfern Widerstande zwar nicht so zerrüttet wie die Champs, aber unfähig, das Feld zu halten. Tausende blieben erschöpft an der Straße liegen, und die Kavallerie sammelte mühselos ganze Haufen von Gefangenen. Da sein Zweck erreicht war, nahm Geoben Ende Januar wieder Stellung an der Somme in der Linie Amiens, Péronne, St. Quentin; bei Rouen und Umgegend, wo die 2. Division geblieben war, rückte nach der Schlacht von Le Mans das 13. Armeekorps ein. Nur bei Le Havre stand noch eine französische Abteilung.

Wie an der Loire machte auch hier der Waffenstillstand den kriegerischen Unternehmungen ein Ende. Dadurch dauerte im Südosten der Kampf über ihn hinaus.

Bourbaki wurde nach der Schlacht an der Ysaine vielleicht auch durch die Kunde, daß neue Streitkräfte gegen ihn anrückten, zur Umkehr bewogen. Als man in Versailles erkannte, welche gewaltigen Anstrengungen die Franzosen im Südosten machten, verfügte der König am 6. Januar die Bildung eines neuen Heeres, der sogenannten „Säbarnier“, deren Oberbefehl er Mantouffell übertrug. Außer den Truppen Werders wurden ihm zwei Armeekorps zugewiesen: das 2., das seit seiner Ablösung vor Paris durch das 1. bayerische Korps bei Montargis zur Unterstützung der zweiten Armee bereit stand und nun dort entehrt werden konnte, und das 7., das sich östlich der Yonne befand, soweit es verfügbar war.

Unter großen Beschwerden bewirkten die beiden Korps, das 7. links, das 2. rechts vom Armançon (Nebenfluß der Yonne) und von der oberen Seine her, ihren Anmarsch zwischen Dijon und Langres inmitten starker feindlicher Streitkräfte über das schneebedeckte und unwirtliche Plateau von Langres in der Richtung auf Besoul. Als Mantouffell bereits am 19. Januar von Versailles aus, erfuhr, daß Werder gefestigt hatte und seiner Hilfe nicht bedurfte, vielmehr mit ihm zusammen handeln konnte, sah er sofort den kühnen Entschluß, das Flussthal des Doubs unterhalb Armançon zu sperren und Bourbaki, wenn er sich nicht ein zweites Sedan bereiten ließ, an die Schweizer Grenze zu drängen. Eine allgemeine Rechtschwenkung über die Sambre bei Gray auf Dole und Dampierre am Doubs war erforderlich. Die Avantgarde des 2. Korps nahm am 21. Januar Dole, das 7. traf schon am Ognon den Feind; die erste Verbindung mit dem 14. Korps war hergestellt. Die Streiter Werders begrüßten die Kommenden nicht weniger freudig, wie die Truppen Tann's die des Großherzogs. Obgleich die Mannschaften des 7. und 2. Korps auch nicht in Paradeanzügen folgten, neben den abgerissenen Kameraden saßen sie nobel aus.

Die fünf Bataillone (21er, 61er) zählende Abteilung des Oberst v. Rottler erhielt den Befehl, Garibaldis Scharen zu beschäftigen, damit sie nicht die Flanke störten. Die Stadt Dijon, durch starke Verschanzungen zur Festung gemacht, war voll von Franzosen. Nachdem sich die Kommenden bis dicht an die Stadt herangefochten hatten, erlitten sie am 23. Januar einen schweren Schlag. Die 61er wollten spät abends ein stark beleagtes Fabrikgebäude bei Pouilly nördlich der Stadt nehmen. In mörderischem Feuer geht die 5. Kompanie vor, der Fahnen-träger fällt, ein Offizier ergreift die Fahne und stürzt, alle Männer um sie erliegen. Der zurückgewichene Rest vernimmt das Banner, Freiwillige gehen vor, es in der Finsternis zu suchen, nur einer kehrt wieder und auch

dieser verwundet. Unter einem Haufen von Leichen, blutdurchtränkt und zerhossen, fanden die Franzosen nachher die einzige deutsche Fahne, die im ganzen Feldzug in ihre Hände fiel; sie war nicht mit stürmender Hand genommen worden. Die Gefechte bei Dijon kosteten über 700 Leute, aber waren nicht nutzlos; denn obgleich die 4000 Deutschen die Stadt nicht einer ganzen Armee entreißen konnten, blieben sie dicht in der Nähe und baunten Garibalbi und seine Kämpfer für die Freiheit der ganzen Welt regungslos fest.

An diesem Unglückstage befehden die Deutschen, die in Eilmärschen voringen, schon das südwestlich von Besançon gelegene Städtchen Cuijney und stießen damit auf den wichtigsten Weg nach dem Süden. Werder rüdte über Billerfeld und Riez heran, während auch östlich von Besançon Abteilungen unter Schmeling und Tebschütz auf Pontartier zueilten. Bourbaki, dem die Regierung befohl, nach Wiederherstellung seiner Mannschaften gemeinsam mit Garibalbi Standzuhalten, hatte seinen Rückzug von der Rhône über Arcy und Baume les Dames vollzogen; seine Truppen waren im elendesten Zustande. Gleichwohl durfte er bei Besançon, wo Nahrungsmittel fehlten, nicht stehen bleiben, wenn er nicht eingeschlossen und durch Hunger zur Ergebung gezwungen werden wollte. Ein Kriegsrat, den er am 24. abhielt, ergab, daß nicht die Hälfte seiner Armee mehr streitfähig war; auch die Generale stimmten für den Abzug auf Pontartier, der allein noch offen stand, um von dort längs der Schweizer Grenze sich nach dem Rhodethale durchzuschleichen. Bourbaki versuchte nochmals, sich freiere Luft zu machen, aber



Die Fahne der 61. er.

weder Führer noch Soldaten halten Lust, weiter zu sechten. Die Regierung gab unter rückfichtslosestem Tadel unausführbare Befehle, von allen Seiten nahte das Verderben. Da griff der Unglückliche, der sich verloren wußte, um nicht noch des Verrates beschuldigt zu werden, am 27. Januar zur Wistole; er verletzte sich schwer, doch nicht tödlich. Schon war Bourbaki von Gambetta des Kommandos

entsetzt, allein der zum Nachfolger ernannte Clinchant wußte gleichfalls keinen andern Ausweg als den über Pontartier.

Südöstlich von Besançon steigen die Vorfluten des Jura steil zu einer Hochfläche an, auf der sich von Nordosten nach Südwesten streichende Gebirgszüge erheben. Die langen Thalengen sind mit schroffen Felsen eingefaßt. In dem dünnbedeckten Lande waren Unterkunft und Nahrung schwer zu finden. Nur wenige Straßen führten über die Hochebene; da die Deutschen die westlichen verlegten, blieb den Franzosen nur der gerade Weg über Ornans oder Etalans frei.

Das 2. Korps marschierte unauffallend südlich vorwärts, während das 7. auf der linken Flanke über Levier unmittelbar auf Pontartier ging. Am 26. Januar stürmte das pommerische Grenadierregiment Nr. 2 die Stadt Salins, allein die dort liegenden Forts verperrten die durchführende Straße. Fransecky, jetzt der vom Feinde eingeschlagenen Richtung gewiß, drängte daher mit aller Macht über Arbois und Champagnote und von dort nach Westen; Wedell befehde mit einer Abteilung das in einem südlichen Seitenthale liegende Dorf Les Vanches la Montagne, um auch hier den Weg zu verlegen.

Am 28. erreichte Clinchant Pontartier. Schon glaubte er sich gerettet, als er die Nachricht von dem Waffenstillstand erhielt, weil die Regierung in Tours, von Favre umgeman unterrichtet, nicht mitteilte, daß seine Armee ausgeschossen war. Eine bittere Enttäuschung! Manteuffel fragte in Versailles telegraphisch an, und als er den Thatbestand erfuhr, nahm er sofort am 30. die einen Augenblick unterbrochenen Bewegungen wieder auf. Am 31. abends erreichten die Pommern Frasne, am folgenden Tage standen die Spitzen beider Korps unmittelbar vor

Pontarlier; zugleich kamen aus entgegengesetzter Richtung von Nordosten, von Morteau her, Schmeling und Lebühly heran. Am liebsten hätte Clinchant noch gekämpft; mit diesen Truppen, die, wo sie mit Deutschen zusammenstießen, freiwillig zu Tausenden die Waffen streckten, wäre ein Widerstand freudig gewesen. Schwere Herzen schloß er in der Nacht mit dem die Grenze bewachenden Schweizer General Herzog einen Vertrag, der ihn gegen sofortige Niederlegung der Waffen den Übertritt auf Schweizer Boden gestattete.

So kam die Schlussszene des großen Trauerspiels, die sich in großartiger Umgebung vollzog. Über der kleinen aber schönen und lebhaften Stadt Pontarlier, der höchstgelegenen Frankreichs, die sich am Rande eines breiten, wiesenreichen Beckens in die Höhe zieht, ragt steil das Gebirge empor. Aus einer breiten Schlucht strömt durch die Stadt das herrlich blaue Wasser des Doubs, an dem die Straße nach der Schweiz hinaufsteigt. Auf der Höhe, wo der junge Fluß durch einen Kessel läuft, an der sogenannten Kluse, wird die Straße flankiert von zwei Felsen, östlich von dem Fort Neuf, westlich von dem auf einem kegel thronenden Château Jour; dann senkt sie sich allmählich zu den ersten Schweizer Dörfern Neudon und Les Verrières herab. Die ganze Landschaft war tief in Schnee gehüllt, von dem sich nur das dunkle Grün der Waldränder und das eintönige Grau der Felsen abhoben.

Fast ohne Kampf besetzten am Vormittag des 1. Februar die Vortruppen des 2. Korps die Stadt Pontarlier, wo

sie zahlreiche Gefangene machten, und folgten sofort den Abziehenden, mit Mühe sich auf der von Rußwerk geprägten Straße hindurchwindend. An der Kluse wurden sie von heftigem Gewehr- und Geschützfeuer empfangen, doch rechts und links kletterten die Pommern die steilen Hänge hinauf, um dem Feinde in die Flanke zu kommen.



Kidnap der Douradischen Zinner.

Als der Abend heranbrach, blieben sie in ihren Stellungen; die Söhne der Ebene, die in ihrer Heimat keinen Berg zu sehen bekamen, übernachteten auf Alpenhöhen, 1000 m hoch in Eis und Schnee. Leider wurde hier oben noch manch Tapferer, namentlich von den Kolberger Grenadiern, zur letzten Ruhe gebettet.

Am folgenden Morgen war die Ostarmee verschwunden. Wie oft hatten einst französische Armeen die Alpen überflogen, um in Italien Ruhm und Siege zu holen; diese Armer, noch 83,000 Mann stark, wich über den Jura vor einem nicht zahlreicheren Gegner. Nicht Kampf, sondern Essen, Wärme, Schlaf begehrt ihre Soldaten. Alle Bande der Zucht waren gelöst; die Offiziere mußten es den Schweizern überlassen, die Ordnung herzustellen. Entsetzt sahen diese, die für die Franzosen große Vorliebe hegten, auf ihre elenden, stumpsinnigen Gäste, die böse Krankheiten ins Land einschleppten. Kleinere französische Abteilungen, wie die Greniere, gelangten an anderen Stellen in besserem Zustande über die Grenze.

Noch weniger wie bei der Loirearmee ist genau festzustellen, wie viele Menschen auf dem Feldzuge der Ostarmee zu Grunde gingen; jedenfalls hielt hier der Tod eine noch schauerlichere Ernte, kamen weit mehr Leute durch Verwahrlosung, Ermattung und Krankheit um. Mantouffel erreichte seinen Triumph mit geringen Opfern, denn abgesehen von den bei Dijon Gefallenen verlor die Südarmer vom 14. Januar bis zum 1. Februar nur 1000 Mann an Toten und Verwundeten. Entschlossenheit und Klarheit der Führung und die unübertreffliche Ausdauer der Truppen führten zum glänzenden Siege. Die Pommern legten auf dem Marché von Paris bis

an die Schweizer Grenze in 34 Tagen fast ohne Raft 640 km zurück auf getrorenen und verschneiten Wegen ohne ausreichende Verpflegung.

Die Garibaldianer mußten sich besser zu bewahren als ihre Kameraden. Sie hatten jeden kräftigen Vormarsch unterlassen, und als sie erfuhr, daß auch sie nicht in den Waffenstillstand eingeschlossen waren, räumten sie schnellst Dijon und zettelten sich auf neutrales Gebiet. Doch nicht ganz ohne Erhebung für die Franzosen schloß der Krieg. Die letzten Schüsse fielen vor Belfort\*.

Die Befestigungen Belforts rührten, wie die Straßburgs, von Bauban her, der die Stadt mit bastionierten Fronten umgeben hatte. Auf steilem Felsen steht das zur Citadelle mit bombensicheren Räumen erweiterte Schloß. Ein überragender Höhenrücken war gekrönt durch zwei Forts, de la Motte und de la Justice, deren Verbindungen mit der Citadelle zugleich ein großes verschanztes Lager umschloßen. Nach Westen, jenseits der Savourey, lagen die beiden Forts des Parres und de Bellevue, auch die Vorstädte und den Bahnhof schützten neue Befestigungslinien. Eine ernste Gefahr drohte Belfort von den südlich vorliegenden beträchtlichen Höhen der Hauts und Basse Perthes. Daher wurden auch sie bei Ausbruch des Krieges rasch besetzt. Den Oberbefehl erhielt Mitte Oktober der Oberst Fernest-Rochereau, ein ausgezeichneter Ingenieur, der sofort nachdrücklich daran ging, alle Werke zu verstärken und geeignete Ertlichkeiten des Vorlandes mit Befestigungen zu versehen. Er vermied es verständig, sich von vornherein auf die eigentliche Festung beschränken zu lassen, und bereitete den entschloßenen Widerstand vor. So in der Stadt nur 4000 Einwohner geblieben waren, reichten die Vorräte für lange Zeit aus. Die Besatzung betrug über 17,000 Köpfe, darunter von der Linie nur zwei Bataillone und einige Artillerie, sonst Mobilgarben von geringer Beschaffenheit und nur teilweise mit Geschütz besetzt. An Geschütz waren 341 Köpfe vorhanden.

Mit dem Unternehmen gegen Belfort war die 1. Meeresdivision unter General v. Trescow I. betraut. Außer der Artillerie bestand sie aus zwei Brigaden pommerscher, posener, altmärkischer und sächsischer Landwehr und dem 4. Magdeburger Infanterieregiment Nr. 67; in den letzten Dezembertagen kam unter General v. Trebitsch noch eine Abteilung schlesischer und schleswiger Landwehr hinzu. Das Belagerungskorps, anfänglich 10,000 Mann, wuchs sehr in seiner Zahl, erst Ende Januar wurde es auf 29,000 Mann verstärkt. Die Artillerie kommandierte Oberst v. Schellha, die Ingenieurarbeiten leitete General v. Mertens.

Als eine vorläufige Beschießung am Anfang Dezember zu keinem Ergebnis geführt hatte, schritt Trescow zum förmlichen Angriff, für den allmählich 72 Belagerungsgeschütze verfügbar wurden. Eine schwere, militärisch hochinteressante Aufgabe war hier zu lösen. Den Arbeiten stellten der hartgefrorene, auch vielfach gefüge Boden, bei gelegentlichem Tauwetter die Kälte die größten Hemmnisse entgegen, und die sicheren Schüsse aus der Festung gefährdeten die Mannschaften sehr. Zugleich mußten die Ausfälle des Feindes abgewiesen und der Umschließungsring gewaltsam enger gezogen werden. So gab es Gift und Gefahr genug zum andern schweren Dienst und wenig Erholung in den elenden Unterkunftsräumen; viele Mannschaften erkrankten. Nachdem anfangs die Hauptbatterien bei Effert und Ravilliers von Westen her gearbeitet hatten, wandte der Belagerer den Hauptangriff gegen die Perthes. Das Dorf Tanjoutin, dessen Besitz zum erfolgreichen Vorgehen unerlässlich war, stürmten in der Nacht vom 7. zum 8. Januar Bekehrte von Schneidemühl, Zwettrow und Gumbinnen und nahmen die Besatzung nach heftigem Kampfe gefangen. Links und rechts von dem Dorf wurden schwere Batterien an den Rändern der Gehölze von Grand Pois, Rosmont und La Brosse erbaut.

In der sorgenvollen Zeit, während Bourbaki herannahte, ging die Belagerung nicht viel vorwärts; desto lebhafter schritt sie nach der Schlacht an der Rhaine fort. Es ist die Eigentümlichkeit des zähen, langwierigen Festungskrieges, daß man dem Gegner nur Schritt für Schritt auf den Leib rückt, bis nach genügender Vorbereitung auf einmal ein größerer Vorstoß gemacht wird, dem dann von neuem das zollweise Heranarbeiten folgt. Der Tag ist die Zeit für den Geschützkampf, die Nacht für das Werk der Pioniere und den ihre

\* Bal. bei Plan auf Tafel IV.

Mühe krönenden Sturm. Um von den fertigen Batterien die erste Parallele gegen die Petres führen zu können, stürmten die 67er und Landwehren in der Nacht vom 20. zum 21. Januar mit nicht geringem Verlust die wallbige Höhe Haut Taillis und das Dorf Péronne. Ihr Erkennungsruf war: „Gant ihm!“ Nachdem die erste Parallele in der Länge von fast 1800 m ausgehoben war, glaubte Treckow am Abende des 26. Januar einen Sturm auf die bereits schwer geschädigten Forts der Petres wagen zu dürfen. Er verunglückte und kostete den Wehrleuten von Schneidemühl und den 67ern über 400 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Vom Waffenstillstande blieb auch Velfort ausgenommen, weil die Herzerleitung auf die Einnahme politischen Wert legte. Die Belagerung ging weiter fort mit Erdbarbeiten und Batteriebauten, die auch von Süden her das Schloß und die Forts La Motte und La Justice bedrohten. Die unsäglichsten Anstrengungen und hereinbrechendes Lanzeveter beinträchtigten den schon gehörten Gesundheitszustand aufs Schwerste, während der Belagerte rührig seine Gegenwehr traf, trotz des furchtbaren Feuers, das er mit seiner knappen Munition nur spärlich erwidern konnte. Allmählich war die ganze Petresfront niedergelämpft; Denfert ließ unbemerkt die beiden halbzerstörten Forts räumen, am 8. Februar wurden sie von den Deutschen besetzt. Man konnte von ihnen und neu errichteten Batterien aus das Feuer unmittelbar gegen das Schloß und seine Flankenforts gerichtet werden; die Festung war unhaltbar geworden. Ehe das letzte, vernichtende Bombardement begann, forderte Treckow am 13. Februar den mutigen Verteidiger zur Ergebung unter günstigen Bedingungen auf; noch jezt zögerte Oberst Denfert. Als jedoch am 15. Februar der Waffenstillstand auch auf die bisher ausgeschlossenen drei Departements ausgedehnt wurde, befohl ihm seine Regierung, die Festung zu räumen. Am 18. Februar zog Treckow in Velfort ein, nachdem die Belagerer ehrenvoll mit Waffen und Gepäck abgerückt war. Sie hatte 32 Offiziere, 4715 Mann verloren, die Belagerer 88 Offiziere, 2049 Mann. Fast 100,000 Artilleriegeschosse waren auf die Festungswerke gefallen.

Die kleine Bergfeste Bitz in Lothringen, die seit dem August 1870 eingeschlossen war und mancher Beschießung widergestanden hatte, wurde von ihrem hartnäckigen Kommandanten erst am 24. März übergeben, nachdem man ihm mit einem Angriff gedroht hatte.



## Siebzehnter Abschnitt. Der Einzug in Paris.



Am 29. Januar vormittags zogen die deutschen Truppen in die von den Befehlungen verlassenen Forts ein, deren Geschütze gegen die Stadt gewendet wurden. Bald folgte die Auslieferung der übrigen Waffen. Französische Verpannungen brachten die Feldgeschütze bis zur Linie, wo sie von den Deutschen in Empfang genommen wurden. Im ganzen übergab Paris 602 Feldgeschütze, 177,000 Gewehre; in den Forts und Schanzen fanden sich 1362 Verteidigungsgeschütze. Die bronzenen wurden später nach Deutschland geführt, die

alten eisernen sofort an Ort und Stelle unbrauchbar gemacht; statt des Tonnens, der vormals aus ihren Rohren sprach, hörte man jetzt die dumpfen Schläge der Sprengpatronen, mit welchen sie die deutschen Pioniere zerstörten.

Die Einschließungslinie schob sich zwischen die Forts und die Stadtthore. Auf dem freien Felde stand nach wie vor eine Postenkette, die niemand hindurchließ; an den aus der Stadt führenden Straßen übten sogenannte Granatiertruppen die Anfsicht. Sie handhabten die strengen Vorschriften über Ein- und Durchlaß möglichst milde, denn wer hätte, namentlich in den ersten Tagen, dem Flehen der Frauen widerstehen können, die Brot kaufen wollten. Ein buntes Bild bot sich an diesen dem Verkehr

geöffneten Stellen dar. Statt Patrifaden und Verhaum sperrte ein einfacher Strich den Weg, und lebhaft dankten die Franzosen, vor denen sich dieses Schloß aufthut. Ganze Scharen kamen, so daß die deutschen Markteimer bald ihren gelamten Vorrat verkauft hatten; kein gekleidete Männer trugen mit Vergnügen das Brot auf dem Rücken heim. Den Ärmsten spendeten die deutschen Soldaten freigebig und mit vollen Händen, was sie irgend konnten; seit einiger Zeit hatten sie bereits für dieses menschenfreundliche Werk gespart; besonders die Gebwurst wurde dankbar entgegengenommen. Man brauchte nur zu fragen, wer Essen haben wolle, und sofort lehnten sich alle Nächsthelenden in Versorgung. Andere Pariser kamen, um die Preussens anzusehen, und wer von ihnen Deutsch konnte, fühlte sich gehoben; auch manch Mägdelein zauderte nicht, ihren Arm in den eines deutschen Wärens zu legen. Die Straßenjugend holte begierig nach Zigaretten und freudete sich reich an. Später wurden die Vorschriften strenger genommen, weil in Paris wieder Nahrung genug war und Straßenfriebe die gute Verhandlung nicht vertragen.

Favre mußte eingestehen, daß er über den Bestand an Lebensmitteln in Paris falsche Angaben gemacht hatte. Weil die Zufuhr der erforderlichen ungeheuren Mengen erst im Laufe mehrerer Tage geschehen konnte, stellte Kaiser Wilhelm, um einer Hungersnot vorzubeugen, die in den deutschen Magazinen entkeimlichen Vorräte den Pariser Behörden augenblicklich zur Verfügung. Die wieder in Stand gesetzten Eisenbahnen brachten dann so große Mengen in die Stadt, daß Mitte Februar Not und Teuerung verschwanden.

Zu derselben Zeit war in den Provinzen, mit Ausnahme der drei noch nicht in den Waffenstillstand aufgenommenen Departements, die Demarkationslinie zum Abschluß gebracht worden.\* Nirgends fielen während des Waffenstillstands ernstliche Zwistigkeiten zwischen den Deutschen und der Bevölkerung oder Außerordnungen vor; nur hin und wieder machte die Auslegung des Vertrags Schwierigkeiten. Beide Parteien trafen innerhalb der vereinbarten Bedingungen ihre Maßregeln, um bei einem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gerüstet zu sein. Zum Glück kam der Friede wirklich zu Stande.

Gambetta hatte mit höchster Entrüstung den Waffenstillstand erfahren: Paris sei nicht Frankreich, und sein Fall dürfe nicht den Krieg in den Provinzen beendigen. In einem maßlosen Ausrufe forderte er die Fortsetzung des Kampfes. Ihm stimmten die Aufgeregten bei, namentlich im Süden, der die Leiden des Krieges noch nicht gelostet hatte. Gambetta wollte wenigstens den Friedensschluß verhindern. Zu diesem Zweck erließ er am 31. Januar eine Verfügung, welche alle Personen, deren republikanische Gesinnung zweifelhaft war, von dem Wahlrecht für die zu berufende Versammlung ausschloß. Bismarck bedeutete ihn sofort telegraphisch, der Vertrag bedinge freie Wahlen, und forderte seine getreuliche Erfüllung von Favre, der ehrenhaft augenblicklich die Aufhebung jenes Erlasses anordnete. Die Pariser Regierung rechtfertigte sich in einer öffentlichen Erklärung vor dem französischen Volke und ordnete die Ungültigkeit des Dekrets an. Trotzdem wollte Gambetta es aufrecht erhalten; er streifte hart an offene Empörung. Erst als längerer Widerstand ausichtslos war, wich er vor der Entschlossenheit der Pariser Regierung und nahm am 6. Februar seine Entlassung.

Jedenfalls trat mit Gambetta eine große Persönlichkeit von dem Schauplatz zurück. Der unglückliche Ausgang seiner Unternehmungen darf nicht allein das Urteil über ihren Urheber bestimmen. Auch ist nichts leichter, als alle die Fehler und Irrtümer, welche der Diktator begangen hat, nachzuweisen, und das viele Blut, dessen Vergießen er verursachte, das Verderben, in das er Tausende seiner Landsleute trieb, ohne daß das Schicksal Frankreichs gewendet wurde, scheinen gegen ihn zu sprechen. Ob Gambettas Herrschaft Frankreich zum Segen oder Unsegen gereichte, können die Franzosen besser entscheiden, als wir Deutschen. Wenn wir jedoch unseren Großvätern dankbar sind, daß sie alles daran setzten, um Deutschland aus tiefster Schmach zu retten, so müssen wir ähnliche Erscheinungen auch bei anderen Völkern würdigen. Frankreichs Lage war selbst nach Sedan ungewisselt, günstigste als die Preussens 1813. Die Erhebung Frankreichs unter Gambetta hat bei allen Gebrechen etwas Großartiges an sich, und solche Zeiten sind für ein Volk nie vollkommen verloren.

Wie tief Gambettas Feuergriff wirklich in die Massen gedrungen ist, wie weit sie nur unter Zwang oder augenblicklichem Anreiz standen, läßt sich schwer ermessen. Daß unzählige von echtem Opferfinn erfüllt waren, ist kein Zweifel; doch trieben merkwürdige Gegenstände hervor. Den jungen Mannschaften der Franzosen muß zuerst anstehen, daß sie, die oft kaum wenige Tage die Hinte trugen, durchschnittlich brav ins erste Feuer gingen und auch aushielten, solange sie nicht eine wirkliche Niederlage erlitten. Dann verloren sie meist rasch den Mut und der „Klan“ verwandelte sich in das gerade Gegenteil; kamen dann große Rückschläge, so brachen sie vollends zusammen. Der Mangel an Übung, das schlechte Wetter und die Not mögen beides mitbedingen, aber erklären nicht alles. Die deutschen Soldaten, die ebenfalls die schwersten Drangsale durch Mangel, Witterung und Überanstrengung zu ertragen hatten, waren trotz aller Kriegsgewohnheit auch von Fleisch und Blut, und im zweiten Teile des Krieges standen in ihren Reihen viele, die eben erst aus der Heimat kamen und dennoch die Anstrengungen wettlaufend mit ihren älteren Kameraden ertrugen! Auch in den Befreiungskriegen zogen genug deutsche Jünglinge frisch vom heimischen Herde

\* Vgl. Tafel V.

weg ins Feld. Es ist begreiflich, daß die Franzosen besiegt wurden und den Strapazen erlagen, doch brauchten sie nicht die Beute des Ungehorsams und der Zerrüttung zu werden, denen sie regelmäßig anheimfielen, so daß ganze Scharen sich wie wehrlose Herden hangen ließen. Kam es doch dahin, daß der schwerfällige General Drezog seinen Milizen die geschätzte Cistacnee als abschreckendes Beispiel vorhielt, als einen Beweis, wie ohne Zucht und Gehorsam keine Armee gut sein könne! Hier liegt ein schwer zu lösendes Räthel vor, an dem nationale wie geschichtliche Ursachen ihren Anteil haben mögen, aber auch eine Mahnung für alle Völker!

Am 8. Februar fanden in ganz Frankreich, auch in den von den Deutschen besetzten Landestheilen, die Wahlen ohne jede Beeinflussung statt. Die einzige Frage, welche die Abstimmung betraf, war: Friede oder Krieg? Die große Mehrheit der Erforenen wollte nicht die Fortführung des Kampfes. Thiers, der eifrigste Anwalt des Friedensschlusses, wurde in 26, Gambetta nur in 9 Kreisen gewählt. Fast allein die Stadt Paris, das Elsaß und Lothringen sandten kriegerisch gesinnte Abgeordnete. Am 12. Februar trat die Versammlung in Bordeaux zusammen; ihr erster wichtiger und fast einstimmiger Beschluß erhob am 17. Februar Thiers zum Haupte der ausführenden Gewalt. Als Elsäßer und Lothringer gegen die Abtretung von Gebiet Einspruch erhoben, erklärte die Kammer ihr volles Vertrauen auf die Weisheit der Friedensunterhändler. Nachdem der neue Präsident sein Ministerium, in dem Favre das Auserwählte befehlt, vorgestellt hatte, reisten beide alsbald nach Paris. Am 21. Februar begab sich Thiers allein nach Versailles. Die Zeit drängte, da der Waffenstillstand über den ursprünglich festgesetzten Termin, den 19., nur bis zum 24. verlängert worden war; er wurde folglich bis zum 26. ausgedehnt.

Bismarck legte die Friedensbedingungen vor: Abtretung des ganzen Elsaß, der Festungen Belfort, Metz, Diedenhofen und der deutschredenden Teile Lothringens, Zahlung von 6 Milliarden Francs als Kriegsentwidigung.

Thiers verwarf seine Vermittlung nicht. Er bat um persönliches Geheiß beim Kaiser, das ihm unter der Bedingung gewährt wurde, keine politischen Fragen zu berühren, da der Kaiser deren Erörterung dem Kanzler überließ. Kaiser Wilhelm empfing den französischen Staatsmann gütig und nahm seine Vorstellungen freundlich entgegen, aber konnte keine Milderung in Aussicht stellen. In Paris erstattete Thiers der ihn begleitenden Abordnung der Kammer Bericht ab. Sie war im Grunde nicht unzufrieden, weil man Bedingungen gefürchtet hatte, welche die Wehrkraft Frankreichs auf die Dauer gefährdet hätten; nur die 6 Milliarden erregten Anstoß.

Als Thiers am folgenden Tage in Versailles den Versuch machte, an der Summe abzuschaubeln und Metz zu retten, verlangte Bismarck einfaches Annehmen oder Ablehnen. Am 23. brachte Thiers Favre mit sich. Der Kaiser hatte den Nachschuß einer Milliarde genehmigt, Thiers aber wollte auch Belfort behalten und befragte den Reichskanzler, darauf einzugehen, sonst müsse das Friedenswerk scheitern. Bismarck begab sich zum Kaiser, der Wollte zu Rate zog, und da Belfort für die Sicherheit des Elsaß keine zu große Bedeutung hatte, wurde Thiers die Wahl gestellt zwischen dieser Festung und dem Einzuge der deutschen Truppen in Paris. Er nahm lieber einen Augenblick der Vermittlung als dauernden Schaden.

Nach zogen sich die Verhandlungen hin, bis Bismarck erzürnt Thiers bemerkte, er habe keine Lust mehr, die Glitschleppung zu dulden, die ihm in seiner vermittelnden Stellung die größten Schwierigkeiten eintrüge. So wurde endlich am 26. Februar der Präliminarfriede unterzeichnet, für Frankreich von Thiers und Favre, für das Deutsche Reich von Bismarck, der auch die Vertreter der Länder Bayern, Württemberg und Baden „als Verbündete Preussens beim Ausbruch des Krieges, jetzt zum deutschen Kaiserreich gehörig“, dem Vertrage im Namen ihrer Fürsten durch Unterschrift beitreten ließ. Die Verkommnung in Bordeaux mußte erst den Frieden für gültig erklären, ehe er in Kraft treten konnte. Mit beflügelter Schnelle kehrte Thiers zu ihr zurück und forderte Eiligkeit für die Verhandlungen. Eine Vergenserschleicherung gönnten sich die Abgeordneten, indem sie feierlich nochmals die Absetzung Napoleons und seines Hauses auszusprechen und ihn für den Krieg, die feindliche Besetzung und die Verwundung Frankreichs verantwortlich machten. Die Gegner des Friedens verlagten sich zwar nicht, stammende Reden zu halten, aber sie wußten so gut wie die andern, daß sie Unmögliche verlangten. Mit 546 Stimmen gegen 107 erfolgte am 1. März die Genehmigung des Friedens. Thiers hatte alle Maß-



regeln zur schleunigsten Erledigung angeordnet; ein bereitstehender Sonderzug führte den Botschaftsträger mit den fertigen Schriftstücken nach Paris, wo er noch am Abend eintraf. Schon am frühen Morgen erschien Havre in Versailles bei Bismarck, der noch der Ruhe pflegte. Bald nach Mittag erfolgte der Austausch der durch den Kaiser und die Kammer vollzogenen Befähigungsurkunden.

Die Gile der Franzosen hatte ihren guten Grund. Kaiser Wilhelm begte den dringenden Wunsch, seinen deutschen Truppen die Genugthuung eines Einzugs in Paris zu gewähren. Beim Abschluß des Waffenstillstands hatte er darauf verzichtet, bei der Festsetzung des Friedens kam er auf seine Forderung zurück. Eine Zulassbestimmung verfügte die Besetzung eines abgegrenzten Teiles der Stadt durch deutsche Truppen, deren Zahl nicht 30,000 überschreiten würde. Um möglichst vielen Truppenkörpern die Ehre zu erweisen, befahl der Kaiser, die zuerst einziehende Abteilung aus Regimentern des 6., 11. und des 2. bayerischen Korps zusammenzusetzen; sie sollten durch andere aus der Garde und den übrigen Korps abgelöst werden.

Der für die Besetzung ausersehene Stadtteil hatte geringen Umfang. Er lag im Westen von Paris, am rechten Seinenfer, begrenzt durch den Fluß und die nördlich den Champs Élysées parallel laufende Avénue des Ternes und der Straße du Faubourg St. Honoré. Handelte es sich doch nur darum, dem langen Kriege einen würdigen Abschluß zu geben und den Parisern zu zeigen, daß die Deutschen sich durchaus nicht fürchteten, den heiligen Boden der Stadt selbst zu betreten, wie die Pariser Pfahlschäufel behauptet hatten. Der gewählte Abschnitt jähle nicht nur zu den schönsten von Paris, sondern hatte auch seine besondere Bedeutung dadurch, daß er das prunkende Symbol französischer Kriegesruhm einschloß. Von Nordwesten, dem Vois de Boulogne her, führt ein schnurgerader Weg bis zu den Tuileries. Wenn man die lange Avénue de Neuilly und die Avénue de la Grande Armée durchschreitet, zeigt sich schon von weiter Ferne der gewaltige Triumphbogen. Das Denkmal der ersten großen Kaiserzeit, 1806 von Napoleon I. begonnen und 30 Jahre später vollendet, steht auf dem schönen freispringenden Platz de l'Étoile, in den mehrere breite Straßen von allen Seiten her münden. Das prachtvolle Bauwerk ist eine freie Nachahmung des Titusbogens in Rom, 50 m hoch. Die riefige Pforte in der Mitte umgeben rechts und links nach der Stadt zu zwei kolossale Bildgruppen, die eine den Krieg, die andere den sieggeläuteten Imperator Napoleon I. darstellend. Andere Reliefs schmücken in reicher Fülle die Flächen. Die aus der Krieg und Italien heimkehrenden Heere Napoleons III. hatten hier stolz die Bewunderung der Pariser entgegengenommen. Hinter dem Triumphbogen öffnen sich die baumreichen und mit Anlagen geschmückten breiten Glyptischen Felder, welche vor dem großen Garten der Tuileries der Platz de la Concorde abschließt. Hier stand in der ersten Revolution die Guillotine, jetzt erhebt sich in seiner Mitte ein ägyptischer Obelisk, ringsum die steinernen Sandbilder der größten Städte Frankreichs.

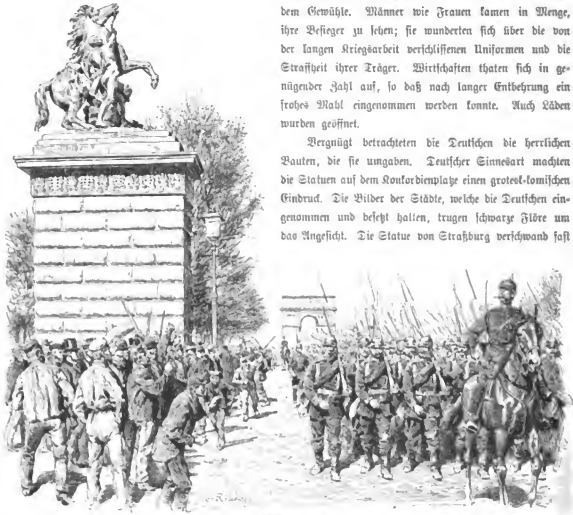
Schon am Morgen des 1. März gingen einige kleine Trupps Infanterie und Kavallerie in die Stadt, um für die Ordnung zu sorgen und die Quartiere zu verteilen. Die Straßen lagen öde; meist nur Gefindel trieb sich herum, das gelegentlich Straßenbubenstreiche verübte und einige Zivilpersonen, die mit den Soldaten sprachen oder als Feinde erkannt wurden, mißhandeln wollte; eine einzige Drohung mit dem Gewehr, ein Kommandowort genügt, die Bande in wilde Flucht zu jagen. Allmählich wuchs die Zahl der Mangeln. Nachdem Kaiser Wilhelm unter dem brennenden Hitz der seiner freudbestrahlenden Mannen in dem Vois de Boulogne die Parade abgenommen hatte, rückten die Truppen nach Mittag in die Stadt unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches von 1814; in den ersten Reihen ritt Bismarck, behaglich seine Zigarre rauchend. Am Triumphbogen löste sich das Ganze, indem die Abteilungen nach den ihnen angewiesenen Quartieren gingen. Auf dem Platz de l'Étoile schlugen 3000 ein Vivat auf. Als die Feldgeschütze aufzuehnten, die Märsche nach den großen Avénues gerichtet, entliefen den Pariser den bewundernden Ausruf: „Ah, die Kanonen krumm!“

Kein ernstlicher Zwischenfall kam vor. Nach dem Vortrage mußten einzelne Abteilungen ohne Gewehr in das Louvre und das Invalidenhaus geführt werden. Als am Nachmittage des 2. März die Postkutsch kam, daß der Friede vollendet war, schlossen sich sofort die Thore des Tuileriesgartens. Bei dem wunderbar schönen

Wetter durchwoogte ein buntes Leben die Elysäischen Felder. Die in Paris einquartierten Mannschaften wandelten in ihren verschiedenartigen Uniformen umher, auf den breiten Fahrstraßen rollten die Wagen unserer Generale — auch der deutsche Kronprinz kam herein — und sprengten Offiziere hoch zu Ross; zahlreiche patronisierende Reiter, unter denen die schmucken bayerischen Mänen mit ihren blauweißen Fätschen die besondere Aufmerksamkeit der Franzosen erregten, durchzogen die Straßen. Tagwischen drängten sich in geschlossenen Trupps die Gardes, die noch rasch nach Paris geführt wurden, weil sie des Friedensschlusses wegen nicht mehr am folgenden Morgen einziehen konnten. Ohne Gewehr, den Helm mit Grün geschmückt, zogen sie unter hellem Gesang einher. Auch

die Pariser Bevölkerung stellte ihren reichlichen Anteil zu dem Gewühle. Männer wie Frauen kamen in Menge, ihre Besieger zu sehen; sie wunderten sich über die von der langen Kriegesarbeit verwitterten Uniformen und die Straffheit ihrer Träger. Wirtschaften thaten sich in genügender Zahl auf, so daß nach langer Entbehrung ein frohes Mahl eingenommen werden konnte. Auch Läden wurden geöffnet.

Begnügt betrachteten die Deutschen die herrlichen Bauten, die sie umgaben. Deutscher Sinnesart machten die Statuen auf dem Konfordsienplatz einen grotesk-lomischen Eindruck. Die Bilder der Städte, welche die Deutschen eingenommen und befehlt hatten, trugen schwarze Fäden um das Angesicht. Die Statue von Straßburg verschwand fast



Der Einzug in Paris.

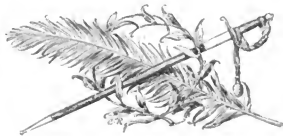
unter Trauerkränzen; Fahnen in den französischen Farben, Gebichte, Inschriften traurigen oder nachgiebigen Inhalts bedeckten sie. Am Abend durchhallte als großartiger Schluß ein Zapfenkreuz aller Musikchöre den weiten Raum.

Am Morgen des 3. März wurde der Rückmarsch angetreten. Der Triumphbogen war während der Belagerung verbarrikadiert und mit Gräben umzogen worden, die Reliefs schützten Bretterverschläge gegen die Granaten. Schon am ersten Tage hatten einzelne Reiter die Hindernisse nicht geachtet und waren über sie hinweggepresst; nachher machte man den Weg frei. So zogen jetzt die deutschen Sieger mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch dieses französischen Siegen gewidmete Ehrendenkmal. „A Berlin!“ hatten die Pariser

am 15. Juli 1870 geschrieben. „In Paris“ erklang jetzt von ihrem Triumphbogen das deutsche Echo zurück. Der mächtige Schall der „Wacht am Rhein“ an dieser Stelle bezeugte, wie treu alle Hüter gewesen waren. Unbeschreiblicher Jubel durchbrauste die langen Reihen; wer das Glück hatte, an dieser Siegesfeier teilzunehmen, wird immer mit Begeisterung an sie zurückdenken!

Der Auszug aus Paris war der erste Marsch nach der Heimat zu. Kaiser Wilhelm gab seinen Soldaten den herrlichen Gruß auf den Weg mit:

„Ich sage euch Lebewohl und ich danke euch nochmals mit warmem und erhabenem Herzen für alles, was ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimat zurück, daß ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, daß das teure Vaterland vor jedem Vortreten durch den Feind geschützt worden ist, und daß dem Deutschen Reich jetzt Länder wiederoberbret worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Arme des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetigem Streben nach Vervollkommenung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann; dann können wir der Zukunft getroßt entgegensehen“.



## Achtzehnter Abschnitt.

### Der Friede.



Es ist nicht ein Krieg, sondern richtiger zwei waren geführt worden, der eine gegen das kaiserliche Frankreich, der andere gegen die französische Republik. Nicht allein der Unterschied zwischen den Regierungen, gegen welche Deutschland stritt, bedingte diese Verschiedenheit, auch an sich verlief jeder der beiden Abschnitte des Krieges anders. In dem ersten drängte sich der Kampf auf große Schlachten zusammen; wenn sie auch an getrennten Stellen geschlagen wurden, trafen doch alle die Glieder eines Ganzen, das nur die Selbstherrnkunst der deutschen Herrsleitung und das Ungeschick der französischen Führung auseinandergerissen hatten. Die Heere des Kaisertums unterlagen zum Teil deswegen, weil die deutsche Artillerie besser war als die ihre, obgleich das Geschloß diesen Nachteil sehr ausglich. Das Beste that jedoch die Kühnheit der Deutschen, und mehr noch führte das Genie Moltkes zu den Siegen. Auch die Überlegenheit an Zahl kam den Deutschen zu statten, zugleich ein Verdienst der Leitung, die in den meisten Schlachten wenigstens zum Schluß die Übermacht auf ihrer Seite herstellte.

In dem Kampfe gegen die Republik war die bedeutende Mehrzahl bei den Franzosen. Doch sie gelangten nicht dazu, sie zu einem Hauptschlage zu vereinigen, gehindert teils durch eigene Fehler, teils durch die Weisheit der deutschen Oberbefehlshaber und die Leistungen der einzelnen deutschen Armeen. Das Große Hauptquartier strebte jezt danach, den Krieg in den Provinzen bis zum Fall von Paris hinzuzulassen; die dadurch gebotene Zerteilung der Streitkräfte und die Verschafftheit des Feindes bewirkten, daß keine gewaltigen Feldschlachten mehr geschlagen wurden. Dafür gab es kleinere Schlachten und Gefechte in Menge, und der endliche Erfolg hing nicht weniger an der Ausdauer der deutschen Truppen, als an ihrer Tapferkeit. Es ging ihnen wie Herkules mit der Hydra; wenn sie eine feindliche Armee geschlagen hatten, wuchsen neue gegen sie empor.

Auf beiden Seiten wurden ungeheure Menschenmassen aufgeboten und in Bewegung gesetzt. Die Gesamtzahl der französischen Mannschaften läßt sich nicht genau feststellen; gewiß war sie noch beträchtlicher, als die der Deutschen, die zudem den Nachteil hatten, daß sie außer den in den unmittelbaren Kampf zu stellenden Truppen den dritten Teil Frankreichs besetzt halten mußten und auch die Primat nicht ganz entblößen konnten. Am 1. März standen auf französischem Gebiete 683,762 Feld- und 139,974 Belagungsgruppen mit 1674 Geschützen, also über 800,000 Mann. Während des ganzen Krieges haben 1,113,254 Mann die Grenze überschritten. Dazu kamen

noch über 200,000 in Deutschland gebliebene bewaffnete Gsahmannschaften. Zu Anfang des Krieges bildeten sich die Franzosen ein, Deutschland könne nicht mehr anbringen, als die eben ins Feld gerückten Truppen. Nachher haben sie mit wachsendem Entsetzen, wie ein Hertschauen nach dem andern kam, alle trefflichsten Schläges, voll kriegsbereit, darunter die bärtigen, handfesten Landwehrmänner. Wie einst die Römer die uner schöpliche Jugendfülle Germaniens mit Grauen sahen, schien den Franzosen Deutschland eine endlose Hölle von Kriegern zu erzeugen. Die Ausrüstung dieser Truppen und ihr Unterhalt, der nicht allein auf Kosten Frankreichs bestritten werden konnte, erforderte gewaltigen Aufwand an Geld und Kräften. Daher war die hohe Kriegsentwickelung gerechtfertigt.

Die Feldtruppen schlugen gegen 600 Gefechte, Treffen und Schlachten. In ihnen wurden von deutscher Seite gegen 30 Millionen Patronen von Infanterie und Kavallerie und 360,000 Schuß von der Feldartillerie verbraucht. Noch größer war der artilleristische Aufwand bei den Belagerungen; allein bei den drei bedeutendsten, von Straßburg, Paris und Velfort, sind zusammen über 400,000 Schuß abgegeben worden.

Ein so langer und schwerer Krieg mußte zahlreiche Opfer verhängen. Die Deutschen verloren an Toten: 1871 Offiziere, 26,397 Mannschaften, an Verwundeten: 4184 Offiziere, 84,304 Mannschaften; mit Hinzurechnung der Verschollenen und Gefangenen betrug der Gesamtverlust 6247 Offiziere, 123,453 Mannschaften. An Krankheiten starben über 12,000 Mann, so daß im ganzen während des Krieges 40,743 Mann durch den Tod hinweggerafft wurden. Die härtesten Verluste hatte das 3. Korps: 581 Offiziere, 11,348 Mann, dann das 1. bayerische Korps: 557 Offiziere, 11,002 Mann, und die Garde: 411 Offiziere, 9697 Mann.

Die Deutschen hatten den Ehrenschmuck und Stolz der Regimenter heldenmütig verteidigt; eine einzige Fahne, die der 61er bei Dijon, hatte den Feinden überlassen werden müssen, außerdem 6 Geschütze. Dagegen erbeuteten sie 107 Adler und Fahnen, darunter 6 Turkofahnen, und zwar 45 mit härmender Hand, 62 durch die Übergabe von Weh und anderer Plätze, 1915 Feldgeschütze und Mitrailseilen, 5526 Festungsgeschütze. 24 Festungen waren den Angreifern erlegen. Außer den 382,000 nach Deutschland abgeführten und den von der Südmare gemachten Gefangenen hatten in Paris 250,000 die Waffen gestreut; nach Belgien und der Schweiz trieben die deutschen Waffen über 90,000 Mann.



Einige Zeit verging noch, ehe der Vortrieb vom 26. Februar zu einem endgültigen wurde. So kam sogar noch zu einem merkwürdigen Zwischenpiel. Nach getroffener Übereinkunft sollte das Gebiet zwischen Seine und Loire in möglichst kurzer Zeit von den beiderseitigen Truppen verlassen werden. Zunächst begann die Räumung des linken Seineufers bei Paris. Da brach dort der Bürgerkrieg aus. Die revolutionäre Partei, die sich schon vor dem Einzuge der Deutschen in Paris geregt hatte, erhob am 18. März wilden Aufruhr, und da die Einien-truppen den Dienst verlagten und die ruhig gesinneten Bürger mutlos zusahen, wurde sie die Herrin der ganzen Stadt. Sie setzte den so lange begehrten Gemeinderat, die Kommune, ein, deren Mitglieder eine schrankenlose Gewalt Herrschaft führten. Die rechtmäßige Regierung hatte inzwischen ihren Sitz in Versailles aufgeschlagen. Gegen sie eröffneten die Meuterer, die sich der verlassenen Fests mit Ausnahme des Mont Valérien bemächtigten, am 2. April den kriegerischen Angriff, und wütende Kämpfe erfüllten denselben Raum, der schon so viel französisches Blut getrunken hatte. In der ersten Hälfte des Mai eroberten die Regierungstruppen die Feste, dann nahmen sie nach achttägigem Straßenkampfe Paris ein. Dort hatten die wildesten Empörer die Führung an sich gerissen; der grimmige Haß auf beiden Seiten machte sich in gräßlichen Szenen Luft. Zum entsetzlichen Wahsinn steigerte sich die unmensliche Wut der Kommunnarden; sie wollten Paris nur als Nebenbanten der Regierung überlassen. Die Kasernen steckten eine große Zahl der herrlichsten Gebäude in Brand; Männer und Weiber wurden zu Nordbrennern, die mit Petroleum das Flammenmeer entzündeten und nährten. So sahen die Deutschen, die noch im Besitze der Nordforts waren, das widerlichste Schauspiel vor sich, das je die Weltgeschichte dargeboten hat. Die deutsche Regierung enthielt sich jeder Parteinahme, aber gestattete der französischen, die notwendigen Truppen nach Versailles zusammenzuschieben.

Linneer, Der Krieg gegen Frankreich.

Zugewiesen wurde über die Ausführung des Friedensvertrages in Präfekt verhandelt. Als die französischen Diplomaten Nachsichtungen versuchten, schied sie endlich Bismarcks drohendes Machtwort zurück. Um eine schnellere Einigung zu erzielen, trafen der Reichskanzler und Favre wieder persönlich in Frankfurt im Gasthofs zum Schwan zusammen. Schwierige Fragen über Zölle und Finanzen, dann über die Verschiebung der französischen Grenze bei Pelfort gegen einen Gebietsaustausch bei Tiedenhofen fanden durch das Entgegenkommen Bismarcks Erledigung, und so konnte am 10. Mai der Hauptfriede geschlossen werden. Am 20. Mai wechselten die beiden Mächte die Genehmigungsschreiben. Um die Zahlung der 5 Milliarden Francs (etwa 3900 Millionen Mark) sicher zu stellen, blieb ein Sechstel von Frankreich zwischen der Seine und der Grenze besetzt und wurde erst allmählich verlassen, entsprechend den eingehenden Summen.\* Frankreich bereitete sich, seine Verpflichtungen zu lösen, so daß am 13. September 1873 die Besetzung mit der Räumung Verdens ein Ende nahm. Am 16. September verließ Manteuffel, der Befehlshaber der Okkupationsarmee, mit den letzten deutschen Truppen den Boden Frankreichs.

Die deutsche Grenze, die sie überschritten, war eine andere als die, über welche sie drei Jahre vorher gegen Frankreich hinausjagen. Das Elsaß und derjenige Teil von Lothringen, welcher deutsch redete oder wie Metz zur militärischen Sicherheit erforderlich war, 264 Quadratmeilen mit 1,550,000 Einwohnern, waren wiedergewonnen. Für so manchen Sohn deutscher Mütter, der nicht mit seinen Waffenbrüdern heimkehrte, brachte der Friede der großen deutschen Mutter die ihr einst geraubten und entfremdeten Kinder Elsaß und Lothringen zurück. Nicht um eine Eroberung zu machen, hatte sie Deutschland behalten, sondern um ehemaliges Gut wieder zu erwerben, frühere Schmach zu tilgen und neue Anfälle von Seiten des geschlagenen Feindes zu verhüten.

Kaiser Wilhelm wurde bei seiner Rückkehr aus Frankreich am 17. März in seinem Hauptkloß von danküberflutenden Herzen empfangen. Vier Tage später eröffnete er den ersten deutschen Reichstag. Zugleich ernannte er den Kronprinzen Albert von Sachsen, die Generale v. Steinmetz und Derwath v. Wittenfeld, der bei Metz zwei Söhne verloren hatte, zu Generalfeldmarschällen; den Grafen Bismarck erhob er in den erblichen Fürstenstand.

Erst am 16. Juni hielt das siegreiche Heer, vertreten durch die Garde und Abordnungen der anderen Truppenteile, bei strahlendem Sonnenschein seinen Einzug durch das Brandenburger Thor in Berlin. Voranritten die ruhmgekrönten Feldherren und Führer, sodann Bismarck, Molke, der an diesem Tage zum Generalfeldmarschall ernannt wurde, und Moos. Dann folgte der Kaiser, hinter ihm der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und deutsche Fürsten. Auf dem Pariser Plage, der nun mit doppeltem Recht seinen erinnerungsreichen Namen führte, nahm der Kaiser die Begrüßung der Ehrenjungfrauen entgegen; den überreichen Vorbertrag empfing er mit den Worten: „Ich nehme den Dank an, nicht für mich, sondern für die Armee“.

Am demselben Tage wurde das Denkmal König Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten enthüllt. So schließt sich in der Geschichte Glied an Glied. Das vom Vater ruhmreich begonnene Werk hatte der Sohn herrlich vollendet. In drei Kriegen war binnen sieben Jahren das Deutsche Reich geschaffen worden, wie es jetzt vor der bewundernden Welt stand. Der erste brachte dem deutschen Volke Schlesien, der dritte Elsaß-Lothringen. Der erste wurde geführt, um Holstein und Schlesien „auf ewig ungeteilt“ zu erhalten, aus dem dritten ging das Deutsche Reich hervor mit einem geeinten deutschen Volke, das auch „auf ewig ungeteilt“ sein soll. Das war die herrlichste Frucht der furchtbaren Kämpfe. Auf französischem Boden wurden zwei Erbfeinde besiegt: Frankreich und die deutsche Zwietracht.

Als der Kaiser am 21. März den Reichstag eröffnete, schloß er seine Ansprache mit den schönen Worten: „Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschloffen sein, sich in dem Weltkauf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen!“ Tiefem Gedanken entsprach die erste für alle Zukunft bedeutungsvolle Handlung in den zu Reichsländern erklärten Provinzen Elsaß-Lothringen, die Gründung der Universität Straßburg. Einst hatte

\* Vgl. Tafel III.



Die Gedenkfeier der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Beil Pic im Siegethrum (Eingang in Berlin 1871), nach H. Comphausen.

die Universität Halle das Preußen Friedrichs des Großen vorbereitet, die mitten im Unglück gestiftete zu Berlin entzündete das Begeisterungsfieber der Befreiungskriege, die Universität Bonn bürgerte die deutsche Wissenschaft in den Frankreich wieder entrissenen Rheinlanden ein. So sollte jetzt durch die Hochschule Straßburg die Eroberung deutscher Waffen wieder zu einer Hochburg deutschen Geistes werden.

Lange Jahre des Friedens waren Kaiser Wilhelm beschieden. Als er im geeigneten Greisenalter am 9. März 1888 die Augen schloß, da war jedem Deutschen zu Mute, als wäre sein eigener Vater dahingegangen, als läge fortan das Leben leer und die vor ihm. Und nur wenige Wochen verstrichen, da wollte wiederum düster der schwarze Trauerflor, als Kaiser Friedrich zur Gruft geleitet wurde. Den künftigen Geschlechtern wies das Andenken an Vater und Sohn untrennbar sein; die hehnen Gestalten Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs werden immerdar eng vereint die mächtige Halle deutschen Ruhmes schirmen.

Möge ihr Anblick allezeit den Deutschen die Mahnung ins Herz rufen, daß großen Völkern gebührt, das Erworbene auch zu erhalten und weiter auszubauen. Wie die Kaiser die großen Meister des Reiches sind, so mag es auch ein jeder an seinem bescheidenen Teile werden. Die heilige Flamme der Vaterlandsliebe läutert den Sinn von den Schladen des täglichen Betriebes, sie durchleuchtet die düsteren Winkel des Eigennuges. Umstrahlt von ihrem Glanze möge das deutsche Volk dessen eingedenk bleiben, daß nur die nationale Einheit so gewaltige Thaten zu vollbringen vermochte, daß nur sie uns bewahren kann vor einer Wiedertehr der traurigen Geschichte, die jahrhundertlang auf unserm Volke gelastet haben.

Fünfundzwanzig Jahre sind verfloßen, seitdem die deutschen Kriegsfahnen entrollt wurden. Dem heißen Kampfe folgte der Friede, und bisher ist er nicht gestört worden. Deutschland ist entschlossen, zu behaupten, was es einst errungen hat, aber es begehrt nicht mehr, als es haben mußte, um zu sein, was es sein mußte. Jener Krieg wurde um des Friedens willen geführt, und ihm zu bewahren ist die Aufgabe, die schon Kaiser Wilhelm I. als die vornehmlichste des Deutschen Reiches bezeichnet hat. Ihm gleich gefunnt ist sein erhabener Enkel, Kaiser Wilhelm II. In diesem Jahre des fünfundzwanzigjährigen Gedächtnisses hat er ein Fest gefeiert, wie es kaum je die Welt gesehen hat. Zur Eröffnung des Kanals zwischen Ostsee und Nordsee verklammelten sich die Kriegsschiffe aller Nationen als die Gäste Deutschlands. „Wir werden und wollen den Frieden aufrecht erhalten!“ sprach der Kaiser hochherzig aus. Im Geiste vieler erhabenen Bürgerschaft wollen wir die Gedenktag feiern: Unsere Krieger, die in den Schlachten dahinsanken, gaben ihr Blut für den Frieden hin.

Es soll nicht umsonst gelassen sein!





Zust. vom ethnographischen Institut in Leipzig.







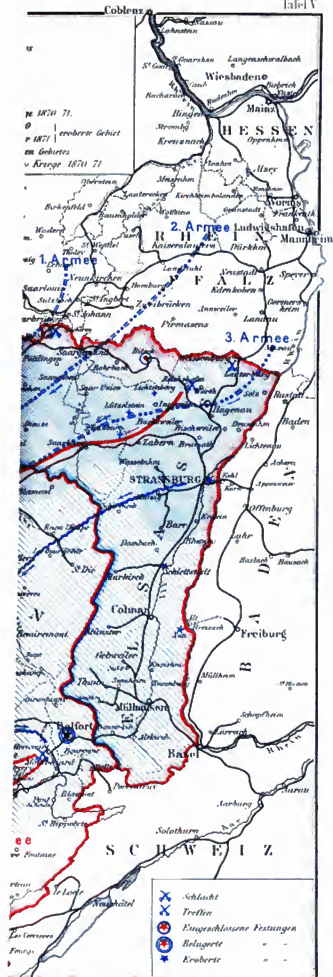






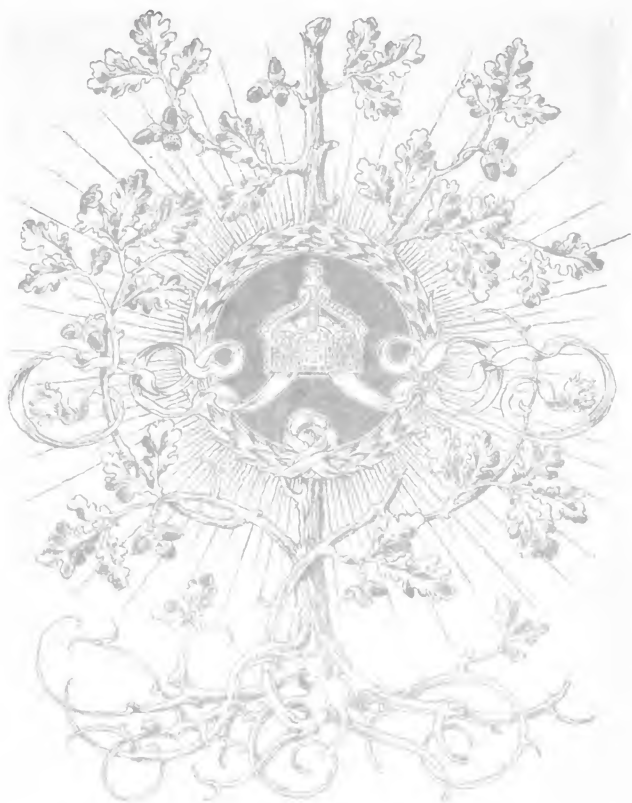






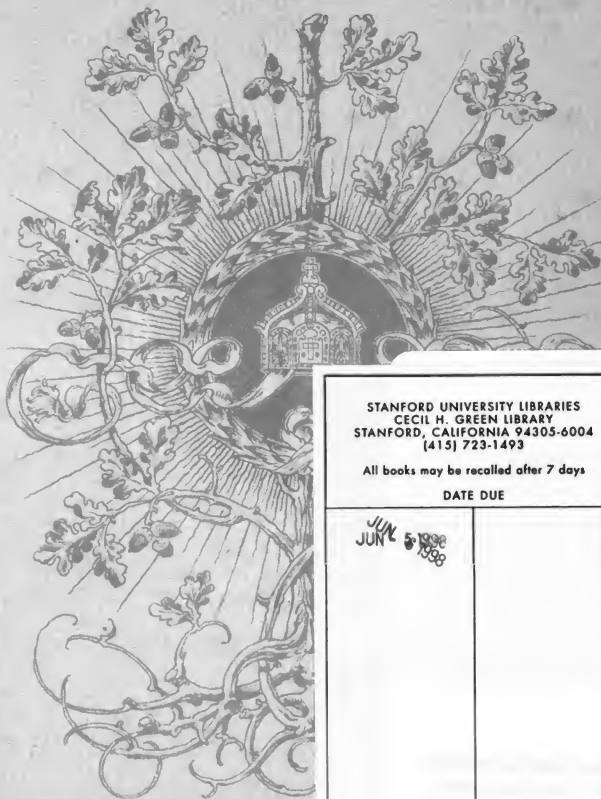








3 6105 00017 9593



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES  
CECIL H. GREEN LIBRARY  
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004  
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN  
JUN 5 1998  
1998

IES  
004

